Kleine Schriften.

Ein Beytrag

zur

Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte

und

Philosophie des Lebens,

von

Georg Forster.

Fünfter Theil.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung 1796.

NW
834
F733k
v.5

Georg Forster's

Kleine Schriften.

JUN 3 '69

Vorrede.

Die meisten Aufsätze in dem gegenwärtigen Bande von Georg Forsters kleinen Schriften waren schon vorher gedruckt: Nro. I, als Vorrede zu Rochons Reise nach Madagaskar; II, in Archenholz Annalen ꝛc.; III und IV, in den Mémoires de la Société de Cassel etc.; VI, als Vorrede zu der Abhandlung, die in der Ueberschrift genannt wird; und VII, in dem Göttingischen Magazine ꝛc.

Der Aufsatz V, erscheint hier zum erstenmal. Die Verlagshandlung hat ihn der Güte des Herrn Hofraths Soemmering, eines vertrauten Freundes von G. Forster, zu verdanken. Es bedarf wohl keiner Entschul-

210017

digung, daß dieser Aufsatz, so wie die unter Nro. III, IV und VI gelieferten, nicht übersetzt, sondern in der Sprache, worin der Verfasser sie geschrieben hat, abgedruckt worden sind; wenigstens hatte die Verlagshandlung hierbei schon Beispiele vor sich, welche sie ohne Bedenken befolgen konnte.

Die unter Nro. VII gesammelten Recensionen werden G. Forsters Verehrern gewiß nicht unwillkommen seyn. Man hat zwar die Titel aller von ihm in den Göttingischen Anzeigen und der Allgemeinen Litteratur-Zeitung recensirten Bücher, aber von den Recensionen selbst nur die abdrucken lassen, welche mehr als bloße Auszüge, und zum Theil eigne, sehr glückliche Ideen enthalten.

Inhalt.

I. Ueber die Inſel Madagaskar. Vorrede zu des Abbé Rochons Reiſe nach Madagaskar und Oſtindien Seite 1

II. Geſchichte der Engliſchen Litteratur vom Jahre 1791 S. 37

III. Observations sur le temple de Diane à Ephese. 1780 S. 127

IV. Du Phénix S. 151

V. Limites historiae naturalis. Oratio qua lectiones suas in Academia Vilnensi auspicatus est Georgius Forster die 2. Febr. MDCCLXXXV S. 173

VI. Praefatio in dissertationem de plantis esculentis insularum oceani australis. 1786 S. 209

VII. Beschreibung des rothen Baumläufers von der Insel O-Waihi S. 233

VIII. Recensionen.

1. In den Göttingischen gelehrten Zeitungen von 1781 bis 1784. 1787 bis 1792 S. 244

2. In der Allgemeinen Litteraturzeitung, vom Jahr 1791 S. 381

I.

Ueber die Insel Madagaskar.

Vorrede zu des Abbé Rochons Reise nach Madagaskar und Ostindien.

Die große Insel **Madagaskar**, welche der südöstlichen Küste von Afrika gegenüber liegt, ist, ungeachtet der vielen dahin gethanen Reisen und der Wichtigkeit ihrer Produkte, ziemlich unerforscht, ja, was vielleicht noch sonderbarer scheinen könnte, von Europäern unabhängig geblieben. Wahrscheinlich verdankt sie diesen Vortheil nur dem Umstande, daß ihre Häfen, zumal an der Ostseite, nicht die sichersten und bequemsten sind; denn die Habsucht unserer früheren Entdecker scheute nicht leicht ein anderes Hinderniß.

Wenn ja die Alten von dieser Insel gehört haben sollten, so kann ihre Kenntniß derselben doch nur äußerst unvollkommen und unbestimmt getoesen seyn. Die Schifffahrten der Phönizier und Araber aus dem **rothen Meere** nach **Indien** und längs der **Afrikanischen Küste**

bis nach Sofala, konnten allerdings den Griechen und in der Folge auch den Römern bekannt werden; es ist auch nicht ganz unmöglich, daß die Araber in einem sehr frühen Zeitalter bereits nach Madagaskar gekommen seyn können, da besonders die Klassifikation der Stämme auf dieser Insel, wovon alle neueren Reisenden so viel erzählen, einen langen Zeitraum zu erfordern scheint, um ein so bestimmtes, so fest verschränktes, ohne Widerrede anerkanntes System von Verhältnissen zwischen den schwarzen Eingebornen und den Abkömmlingen der weißeren Raße zu begründen.

Von einer andern Seite scheint die Entartung der Mohammedanischen Religion in Madagaskar eben nicht von einem beständig unterhaltenen Verkehr zwischen den dahin gekommenen Arabern und ihren Verwandten auf der Küste von Mosambik und Sofala zu zeugen. Fast möchte man daher auf den Gedanken verfallen, daß irgend ein Zufall die ersten Zaffe- (Saffe) Rahimini, wie sie sich selbst nennen, nach jener Insel verschlagen habe, und daß die Araber von Afrika nur selten nach der Nordwestgegend von Madagaskar gekommen seyn mögen, um mit ihren dort angesiedelten Brü-

dern Handel zu treiben. Um diesen Punkt der Entscheidung näher zu bringen, wäre zu wünschen, daß sachkundige Männer Gelegenheit fänden, mit den in den Händen der so genannten **Ombiassen**, oder Madegassischen Gelehrten, vorgeblich noch existirenden Schriften eine Prüfung anzustellen. Wenn diese Schriften nicht bloß Auszüge aus dem Koran, sondern wirklich historische Erzählungen enthalten sollten, so ließe sich vielleicht etwas Bestimmteres, als bisher, über die Epoche der Ankunft der Araber auf der Insel daraus folgern, und auf diese Weise würde uns in der Geschichte dieses Volkes, vielleicht auch in ihrer Litteratur, ein neues Licht aufgehen. Sir **William Jones** fand indeß auf der benachbarten kleinen Insel **Hinzuan** (woraus durch eine geradbrechte Aussprache **Johanna** geworden ist) keine andere als **Mohammedanische** Litteratur.

Bereits im dreizehnten Jahrhundert (1296) hatte der berühmte **Marco Polo** auf seinen großen Reisen in Indien von dieser Insel gehört, die in seinen Nachrichten **Madaigaskar**, oder auch, wie die verschiedenen Abschreiber diesen Namen entstellt haben, **Magastar**, heißt. Dem Berichte zufolge, den er in In-

dien erhielt, beherrschten damals vier Arabische Scheichs diese große Insel, von der er übrigens manches erzählt, was nur auf das benachbarte feste Land von Afrika paßt. In jenen dunklen Zeiten vor der Erfindung der Buchdruckerkunst kam Marco Polo's Reisebeschreibung nur in wenige Hände; seine oft ziemlich unkritisch gesammelten Nachrichten machten sein Zeugniß verdächtig, und seine Entdeckungen blieben den Portugiesen beinahe gänzlich unbekannt.

Die erste Notiz von dieser großen Insel, welche König Johann der Zweite von seinem über Land nach Indien und Afrika beorderten Kundschafter, Peter de Covillam, erhielt, fällt ungefähr in die Jahre 1490 oder 1491. Peter war mit Arabischen Kaufleuten bis nach Sofala gereiset und hatte daselbst von anderen Schiffern dieser unternehmenden Nation erfahren, daß man Afrika gegen Süden ganz umschiffen könne, imgleichen daß weiterhin eine große, reiche, neunhundert (Italiänische) Meilen lange Insel liege, welche die Mondsinsel (Madagaskar soll wörtlich dies bedeuten) genannt werde. Mit diesem Berichte kehrte er nach Kairo in Aegypten zurück, fertigte damit

einen Juden, den er dort antraf, und den der König von Portugal ebenfalls auf Kundschaft ausgeschickt hatte, nach Lissabon ab, und reiſete nach Abyſſinien zurück, wo man ihn, nach der dortigen Politik, nicht wieder weglaſſen wollte. Allein höchſt wahrſcheinlich fällt in das Jahr 1503 die erſte Entdeckung von Madagaskar durch Europäer, wenn gleich viele Schriftſteller der in dieſem Jahre von Bicot Paulmier de Gonneville aus Honfleur unternommenen Reiſe eine ganz andere Richtung geben und ihn ein unbekanntes Südland entdecken laſſen. Sobald er das Vorgebirge der guten Hoffnung umſchifft hatte, führte ihn der Sturm in ein unbekanntes Meer, wo er ein großes Land entdeckte und es Südindien (Indes meridionales) nannte. Er blieb daſelbſt ſechs Monathe, um ſein Schiff auszubeſſern, und hatte Zeit, das Innere des Landes zu unterſuchen. Er fand es fruchtbar, wiewohl unbebauet. Die Eingebornen lebten von der Jagd, vom Fiſchfang und von Wurzeln, haßten die Arbeit, und mochten gern luſtig ſeyn und lachen. Dieſe guten Leute wohnen in Dörfern von 30, 40, 50 bis 80 Hütten, die aus Pfählen und dazwiſchen geflochtenen

Blättern und Gräsern bestehn. Ihre Betten sind feine Matten, mit Blättern oder auch mit Federn bedeckt. Ihre Kleidung besteht ebenfalls in kurzen Mänteln von sehr feinen Matten, von Federn oder von Leder; sie gehen ihnen bis an die Knie, und den Weibern bis an die Waden. Auf dem Kopfe tragen sie keine Bedeckung. Ihr Halsgeschmeide besteht aus Knochen und Muscheln; ihre Haare binden sie zierlich mit zusammengedreheten Pflanzenfasern. Gonneville half dem König Aroska über die Einwohner eines andern kleinen Bezirks den Sieg davon tragen, und nahm bei seiner Abreise den Sohn dieses Königs, Namens Essomerik, mit nach Frankreich. Schon an den Küsten seines Vaterlandes fiel er einem Kaper aus Guernsey in die Hände, der ihn rein ausplünderte und ihm alle seine Papiere nahm. Er konnte also nur eine Deklaration vor der Admiralität machen, und setzte eine kurze Nachricht von seiner Reise auf, die 1663 zuerst gedruckt worden ist. Er adoptirte den jungen Essomerik, und verheirathete ihn mit einer von seinen Angehörigen. Der letzte Abkömmling dieser Heirath war ein gewisser Abbé Paulmier, Kanonikus der Kathedralkirche zu

Lisieux. Offenbar paßt die Beschreibung, welche Gonneville von seinem neuen Lande giebt, auf Madagaskar, und sonst auf kein anderes bekanntes Land in der Welt. Bis nach Neuseeland konnte ihn der Sturm nicht verschlagen, und dort hätte man ihn eher gefressen, als freundschaftlich bewirthet.

Mit der Beschiffung des Kanals von Mosambik und den Eroberungen, welche Vasco de Gama, Almeida, Gnaia, Sequeira, u. a. m. an der Ostküste von Afrika machten, näherte sich zugleich die Epoche der wirklichen Entdeckung von Madagaskar durch die Portugiesischen Abentheurer. Durch die Arabischen Kaufleute zu Sofala, Mosambik, Quiloa, Zanzibar, Melinde und Mombassa mußten sie von dem Daseyn dieser großen Insel in ihrer Nähe bestimmtere Nachricht erhalten; vielleicht ward sie auch, von irgend einem der neuangelegten Posten aus, zuerst besucht; wenigstens ist das Jahr nicht bekannt, in welchem Madagaskar von dem Entdeckungstage den Namen der St. Lorenzinsel erhielt. Eine im Jahr 1506 nach Europa zurücksegelnde Flotte, welche der General Franz Almeida von Koschin abgeschickt hatte, fand sich am

ersten Februar ganz unerwartet an der Küste dieser Insel, die damals, wie noch jetzt, mit dichten Waldungen bewachsen war und unermeßliche Heerden von Rindern enthielt. Die schwärzlichen, wollhaarigen, halb nackten Einwohner, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, geriethen mit den Portugiesen in Streit, und wurden mehrmals mit ihnen handgemein.

Tristan da Cunha und Alphonso de Albuquerque besuchten noch in demselben Jahre von Mosambik aus die Insel Madagaskar, und einer von ihren Officieren, Joam Gomez Abreo, hatte Ursache, mit der friedlichen Begegnung und der Gastfreundschaft der Eingebornen zufrieden zu seyn. Man erfuhr nunmehr, daß nur die Küstenbewohner sich zur Mohammedanischen Religion bekennten, die Einwohner des Inneren hingegen ihren angeerbten, roheren Begriffen anhingen. Diego Sequeira erhielt schon, als er im J. 1508 mit sechzehn Schiffen von Portugal abreisete, den Auftrag, Madagaskar genau untersuchen zu lassen, indem der König Emanuel bereits von den reichen Produkten dieser Insel viel vernommen hatte. Von dieser Zeit an trieben

die Portugiesen theils unmittelbar, theils durch ihre Mohammedanischen Vasallen und Bundesgenossen in Afrika, einen ununterbrochenen Handel mit Madagaskar, bis ihre Herrschaft in Indien so schnell verschwand, wie sie herangewachsen war.

Die Holländer, die fast überall in ihre Rechte und Handelsverhältnisse traten, besuchten zwar ebenfalls Madagaskar, doch ohne sich um den Besitz dieser Insel Mühe zu geben, ungeachtet die Insel Mauritius, jetzt Isle de France, in ihre Hände fiel und einer Unterstützung an Lebensmitteln aus Madagaskar von jeher bedurfte. Die Engländer, als sie den Grund zu ihrem Ostindischen Handel legten, liefen fleißig in die Häfen St. Augustin, Tulliar, Alt- und Neu-Massali (Matheleige) ein, wo sie theils Erfrischungen für ihre Mannschaft fanden, theils auch mit den Eingebornen um Gold und Silber handelten. Von der Zeit an aber, da Isle de France in Französische Hände kam, folgten die Versuche dieser letztern Macht, auf Madagaskar festen Fuß zu gewinnen, nicht nur sehr schnell auf einander, sondern sie zeichneten sich auch, wie es der Verfasser der neuesten Nachricht

(Rochon) mit gerechtem Unwillen rügt, durch jene Ungerechtigkeit gegen die Eingebornen aus, welche entweder von einer größeren Uebermacht unterstützt werden, oder jedesmal so scheitern mußte, wie es aus der Geschichte der dortigen Niederlassungen bekannt ist. Der Zeitpunkt endlich, wo Angria und Jan Plantain durch ihre kühne Seeräuberei die Meere von Indien unsicher machten, ward für Madagaskar unglücklicher Weise eine neue Geschichtsepoche. Plantain hatte die Nordspitze dieser Insel zu seinem Aufenthalte gewählt, und das politische Betragen seiner Freibeuter gegen die Madegassen war, wie Herr Rochon so gut auseinander setzt, ganz darauf berechnet, sich ihr Wohlwollen zuzusichern. Auch nachdem die Englischen Flotten endlich jene Meeresgegend von Räubern gereinigt und ihre Zufluchtsörter zerstört hatten, behielt die Bande noch den Schutz der Eingebornen, und lohnte sie mit der ganzen Treulosigkeit der Europäischen Politik. Die gegen einander aufgebrachten Völkerschaften von Madagaskar lernten die Gefangenen, die sie im Kriege einander abgewannen, als Sklaven an die Franzosen verkaufen; und sobald dieser Gebrauch eingeführt

war, erschienen die Holländer vom Vorgebirge der guten Hoffnung jährlich oder alle zwei Jahre mit einem Fahrzeuge in Madagaskar, um den traurigen, aber lukrativen Menschenhandel zu treiben.

Die verschiedenen nach und nach im Druck erschienenen Beschreibungen und Nachrichten von dieser Insel haben uns, wie ich gleich Anfangs erwähnte, nur auf eine sehr unvollkommene Weise mit ihrer Lage und Beschaffenheit, ihren Produkten und Einwohnern, nebst deren Sitten, Verfassungen und Gebräuchen bekannt gemacht, und sind überdies, wie leicht zu erachten ist, von sehr verschiedenem Werthe. Das Wenige, was davon in den Portugiesischen Schriftstellern vorkommt, habe ich bereits aus de Barros angeführt, und was Thevet in seiner Kosmographie davon sagt, ist noch mit manchen Unrichtigkeiten vermischt, z. B. wo er von Elephanten spricht, die sich daselbst aufhalten sollen. Jan Huygens van Lindschooten, der im Julius 1584 auf einer Portugiesischen Flotte durch den Kanal von Mosambik schiffte, spricht ebenfalls nur mit ein paar Worten von Madagaskar, da er selbst nicht darauf anlanden konnte. Was unser

Landsmann der Professor Hieronymus Megisser (in seiner Beschreibung der mächtigen und weitberühmten Insel Madagaskar, sonst St. Laurenz, nebst Dictionario der Madagaskarischen Sprache. Altenburg 1609. 8. und Leipzig 1623 12.) vermuthlich aus den bis dahin bekannt gewordenen Nachrichten, über Madagaskar kompilirt hat, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen, so wenig wie die anonymische Histoire du grand royaume d'Antongil, Leide, 1616. 8., welche eine Beschreibung der ganzen Insel, und insbesondere der von Antonio Gilles entdeckten und nach ihm benannten Bay in der Nordostgegend, enthalten soll. Das im Jahre 1639 aus Madagaskar datirte Schreiben des Deutschen Reisenden, Johann Albrecht von Mandelslo, von seiner Ostindischen Reise (Schleswig 1645 und 1647, in Folio) ist nur als der Vorläufer seiner größeren Reisebeschreibung zu betrachten, und enthält eigentlich nichts zur Sache. *Richard Bootby's* discovery and brief description of the most famous island of Madagascar, London 1646. 4. habe ich nicht gesehen; allein es wäre noch die Frage, ob es mehr als eine bloße Uebersetzung von Megis-

sers eben angeführtem Werke ist. Vincent le Blanc (Voyages aux quatre parties du monde. Paris 1649. 4. mit Anmerkungen von Bergeron) berührt zwar ebenfalls Madagaskar; allein er steht im Ruf der Unzuverlässigkeit. Der erste brauchbare Schriftsteller also ist unstreitig *François Cauche* (Voyage de Madagascar, Paris 1651. 4. und 1658), der als Augenzeuge spricht, wiewohl er nur eine Gegend der Insel besuchte, und sich genöthigt sah, seine übrigen Nachrichten von den gemeinen Schiffsleuten, welche andere Häfen und Küsten von Madagaskar gesehen hatten, zu entlehnen. Wenn also seine Relation auch glaubwürdig ist, so fehlte es doch den Beobachtern zu sehr an Vorkenntnissen, um etwas Befriedigendes aus ihrem Berichte zu liefern. Ich übergehe Morisots kurze Nachricht von Madagaskar (in seinem Récueil de diverses rélations nouvelles etc. Paris 1651. 4.), um den Hauptschriftsteller, den Gouverneur Etienne Flacourt zu erwähnen, dessen Relation de l'isle de Madagascar (Paris 1658 und 1661. 4.) die Begebenheiten enthält, welche während seines Aufenthaltes in der Insel von 1642 bis 1658 vorgefallen sind, und zu-

gleich mit einer verschwendeten Umständlichkeit die Thiere und Pflanzen, die daselbst einheimisch sind, unter ihren dortigen Namen herzählt. In Absicht auf den Charakter der Eingebornen verwirft der Abbé Rochon sein Zeugniß; und es scheint allerdings wahr zu seyn, daß eine unrichtige Vorstellung von der Befugniß der Europäer in fremden Welttheilen nach Gutdünken zu handeln, ihm den Gesichtspunkt hinlänglich verrückt haben könne, um eins der gutmüthigsten Völker auf Erden mit den gehässigsten Farben zu schildern, weil es sich auf jede Art, die ihm seine beleidigte Schwäche eingab, gegen die Zudringlichkeit und Ungerechtigkeit der neuen Ankömmlinge zu vertheidigen suchte.

Weder bei Dappers Kompilation, noch bei Dubois voyages aux isles Dauphine ou Madagascar et Bourbon ou Mascarenne en 1669 - 1672 (Paris 1674. 12.) können wir uns aufhalten. Dagegen gehört die Nachricht des Herrn Souchu de Rennefort, von seinem Aufenthalte in Madagaskar im Jahr 1665, die unter dem weniger passenden Titel: Histoire des Indes Orientales, Leide 1688. 12. und la Haye, 1701. 12. herausgekommen ist,

ist, unter die wichtigeren Beiträge zur Geschichte der Französischen Niederlassungen auf dieser Insel. Von den Thatsachen, welche dieses Werk erzählt, werden verschiedene ebenfalls von dem Abbé **Rochon**, jedoch in einer andern Ideenverbindung, vorgetragen; folglich dienen beyde Schriftsteller einander gegenseitig zur Erläuterung und Bestätigung. Ziemlich unbedeutend ist die im Jahre 1722 (Paris 12.) herausgekommene Reise eines *Mr. de V.* nach Madagaskar. Die von *Ambroise Pare* (Amsterdam 1722. 12.) ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Bey weitem die interessanteste und lehrreichste von allen, ihrer schmucklosen Einfalt ungeachtet, ist die Nachricht, welche der Engländer **Robert Drury**, nach einem funfzehnjährigen Aufenthalt unter den Eingebornen dieser Insel, bey seiner Rückkehr bekannt gemacht hat. (Madagascar, or *Robert Drury's* Journal during his fifteen years captivity. London, 1729. 8.) Als Schiffsjunge kam er mit seinen Landsleuten nach Madagaskar. In einem Gefecht, welches für sie unglücklich ablief, ließen sie ihn in Stich, und er gerieth in die Gefangenschaft eines dortigen Oberhaupts. Er wurde jedoch

ziemlich gütig behandelt; man gab ihm eine Frau, eine Wohnung und eine Heerde. Seine Erzählung geht bis in die kleinsten Details, mit einer oft ermüdenden Dürre und Weitschweifigkeit; allein sie liefert die anschaulichsten Bilder von der Lebensart jener Halbwilden, von ihren Sitten, von ihrem Hauswesen, von ihren Kriegen unter einander, von ihren Jagden, und von der Einförmigkeit und Leere, welche den Menschen auf dieser Stufe seiner Nichtentfaltung überall begleiten müssen. Auch hat **Drury** seinem Werke ein kleines Wörterbuch beygefügt. Die Schrift eines andern Engländers, **Clement Downing**, wovon **Stuck** in seinem Verzeichnisse die Deutsche Uebersetzung anführt, (Neueste Unruhen auf der Ostindischen Küste, oder Geschichte der Seeräuber, **Angria** in Ostindien und **Jan Plantain** in Madagaskar, Nürnberg, 1738. 8.) scheint zu verdienen, daß man damit vergleiche, was **Rochon** von den Freybeutern am Kap **St. Sebastian** erzählt. Ich habe indessen so wenig diese, als den Brief von *de Barry* (Lettre concernant l'état actuel des moeurs, des usages et du commerce des habitans de Madagascar, Paris 1764. 12.) gesehen.

Die Reisen, die ich noch zu erwähnen habe, sind aus einer späteren Zeit. Die erste, die von dem Französischen Schiffskapitain *de Kerguelen (-Trémarec)* vom Jahre 1774, war eine Entdeckungsreise im Südindischen Ocean, woselbst er die nach ihm benannte Insel entdeckte, die **Cook** hernach im Jahre 1777 wiederfand. Auf dem Rückwege von dieser wüsten Insel legte **Kerguelen** in der Bay **Antongil** auf Madagaskar an, wo er den berüchtigten **Beniowsky** mit der Gründung seiner Niederlassung beschäftigt antraf. In seinem kurzen Memoire über diese Insel sind eine Menge brauchbarer Winke für den Französischen Handel daselbst enthalten. (Rélation de deux Voyages dans les mers australes et des Indes faits en 1771-74 par M. *de Kerguelen*, Paris 1782. 8.) Einer der genauesten Schriftsteller über Madagaskar ist unstreitig, der Sternkundige *le Gentil*, der von der Akademie der Wissenschaften und dem Könige von Frankreich zur Beobachtung des Durchgangs der Venus nach Indien geschickt wurde und seine Reise in zwey Quartbänden (Voyage dans les mers de l'Inde, Paris 1782. 4.) herausgegeben hat. Es ist zu be-

dauern, daß die Völker- und Länderkunde für ihn nur Nebensachen waren und bleiben mußten, da das Wenige, was er uns in diesem Fache liefert, das Siegel derselben Gründlichkeit und desselben Beobachtungsgeistes an sich trägt, die in seinen mathematischen Arbeiten unverkennbar sind. Wir haben bekanntlich zwey Deutsche, abgekürzte Uebersetzungen dieses lehrreichen Werkes. Auch **Sonnerat** (Voyage aux Indes Orientales et à la Chine, Paris 1782. 2 Vol. 4.) hat in seiner zweyten Reisebeschreibung einen kurzen Abschnitt, der von Madagaskar handelt und manche brauchbare Bemerkungen enthält, wiewohl er im Ganzen flüchtiger geschrieben ist. In dem naturhistorischen Theile seines Werkes beschreibt er mit ziemlicher Bestimmtheit verschiedene, bis dahin noch unbekannt gebliebene Thier- und Pflanzenarten. Ein wahrer Verlust für die Naturgeschichte dieser Insel, und für die genauere Kenntniß derselben überhaupt, ist die Vernichtung oder Unterdrückung von des verstorbenen Naturforschers **Commerson's** Papieren. Außer den hier genannten Werken über Madagaskar weiß ich nur noch die Memoirs von **Beniowsky**

und die Nachrichten des Abbé Rochon zu nennen.

Alle diese Reisenachrichten zusammengenommen reitzen vielmehr die Wißbegierde der Leser, als daß sie dieselbe befriedigen sollten. Je mehr sie in manchen Details von einander abweichen, desto unterhaltender ist es, mit ihnen gleichsam in Gedanken zu reisen und durch die Farbe des Glases hindurch, welche jedem Verfasser seine eigenthümliche Ansicht verlieh, den wahren Charakter der Einwohner und die wirkliche Beschaffenheit des Landes zu errathen. Das abgerechnet, daß sowohl die persönlichen Eigenschaften der Beobachter, als die Localumstände, und andere Verhältnisse, worin sie sich befanden, ihren Werken selbst in Absicht auf das Materielle, auf die darin enthaltenen Thatsachen, einen verschiedenen Charakter und einen bestimmten Werth geben; so ist es, dünkt mich, bey der Beschreibung von entferntern Ländern und Völkern, welche wir selbst zu sehen keine Gelegenheit haben, gerade das Erwünschteste, was sich zu unserer Befriedigung denken läßt, wenn mehrere Schilderungen, aus verschiedenen Gesichtspunkten oder von verschiedenen Seiten, mit verschiede-

nen Graden von Kenntniß und Empfänglichkeit entworfen, uns in Stand setzen, von demselben Gegenstande ein desto bestimmteres Bild zu entwerfen, je leichter sich das Einseitige einer jeden dieser Darstellungen durch die übrigen berichtigen läßt. Keine Beschreibung kann den lebendigen Eindruck ersetzen, den wir durch unsere eigenen Sinne erhalten; allein wie man mit Hülfe dreyer gegebenen Punkte in der Peripherie eines Cirkels den Mittelpunkt desselben findet, so gewährt uns die Mehrheit der Berichte, die wir mit einander vergleichen können, und das unausbleibliche Urtheil, welches wir nach Maßgabe der Behandlungsart, Manier und Einkleidung eines jeden, von seiner Fähigkeit, seinem Blicke, seiner Glaubwürdigkeit und seinen Vorurtheilen fällen, den unschätzbaren Vortheil, wenigstens einige Hauptzüge mit einer an die mathematische und die sinnliche Evidenz gränzenden Gewißheit als ausgemacht annehmen zu dürfen.

Der unersättliche Durst nach Kenntnissen, der feurige Wunsch, alles was außer uns ist, vermittelst der Sinne und der Vernunft zu umfassen und gleichsam in unser eigenes Wesen überzutragen, und die zu gleicher Zeit lebhaft

wirkende Vorstellung von dem Mißverhältniß unseres kurzen Lebens zu der Unermeßlichkeit des Ideenalls, welches wir uns auf diese Art aneignen wollen: dies alles kann vereinigt wirken, um, je nachdem die Anlagen in den Menschen verschieden sind, eine Stimmung hervorzubringen, welche sich mit dem eben dargelegten Raisonnement nicht gut verträgt. Bei der klaren Ueberzeugung, daß es unmöglich sey, alles zu umfassen, verfällt man gar zu leicht auf den Gedanken, sich einen gewissen Kreis von Ideen auszuwählen, sich auf irgend ein besonderes Fach der Kenntnisse zu beschränken, um dieses, wo möglich, ganz erschöpfen zu können. Allein der falsche Grundsatz, von dem man in einem solchen Falle ausgehen muß, daß nehmlich die Zweige des menschlichen Wissens sich so vereinzeln und absondern, und unabhängig von ihren Beziehungen auf das Ganze dennoch vollkommen erschöpfen lassen, führt unmittelbar zu einer Einseitigkeit und Armuth des Geistes, welche dem Zweck, den man erreichen wollte, gerade entgegensteht. Eben so widersinnig ist auch das Verlangen nach Wahrheit, wenn es zur Verwerfung oder Geringschätzung solcher Erkenntnißquellen verleitet,

die sich auf einen schon anderwärtsher bekannten Gegenstand beziehen und folglich nichts Neues zu enthalten scheinen; denn in diesem Falle werden die Begriffe von absoluter und relativer Wahrheit dergestalt mit einander verwechselt, daß man sich unfehlbar von jener desto weiter entfernt, je mehr man diese verschmäht.

Nach dieser Methode die Hülfsmittel zu beurtheilen, aus welchen wir unsere mittelbaren Kenntnisse schöpfen müssen, kann die erste etwas ausführliche Nachricht von einem Lande alle nachfolgenden entbehrlich machen; und wenn man die Urtheile gewisser Gelehrten zu Rathe zieht, entdeckt man, leider! daß es ihnen wirklich weit leichter geworden ist, den Ländern und Völkern nach dem Schriftsteller, der ihnen zuerst in die Hände fiel, einen bestimmten Charakter zuzueignen und ihre Folgerungen daraus zu ziehen, als mit kritischem Scharfsinne, mit kritischer Unpartheilichkeit und Gewissenhaftigkeit, ohne Vorliebe für irgend ein systematisches Hirngespinst, und wäre es auch von eigener Erfindung, die verschiedenen Berichte über denselben Gegenstand mit einander zu vergleichen und die Welt nicht bloß im todten Buchstaben,

sondern auch in dem Geiste, den Kenntnissen und der Empfindungsart eines jeden Reisenden zu studieren. Man begreift zwar den Reiz, womit sich die Bestimmtheit, der bündige Zusammenhang und die täuschenden Caussalverbindungen einer Theorie dem denkenden Kopf empfehlen; allein man bedauert zugleich, daß diese zarten, fast unsichtbaren Fäden der Arachne sich von irgend einer mechanischen Faust zu Ankertauen drehen lassen, nicht mehr das leichte Spiel der Gedanken, die mit Schmetterlingsflügeln sie umgaukeln, sondern unbehülfliche Lasten, woran Bootsknechte sich müde ziehn.

Die vollkommene Identität der ursprünglichen Denkformen, die durch alle Individuen der Menschengattung unabänderlich fortgeht, zeugt von dem selbstständigen Wesen oder von der Göttlichkeit unserer Vernunft. Die mit verschiedenen Organisationen aber nothwendig verbundene Verschiedenheit der Empfindung lehrt uns erkennen, daß die Anwendung jener untrüglichen Formen eine bloß partielle, subjektive Erkenntniß der Dinge gewähren könne, folglich wie ungereimt es sey, hier Uebereinkunft erzwingen zu wollen. Es ist genug, daß die Kräfte, Anlagen und physischen Eigen-

schaften, die zum unterscheidenden Charakter des Menschen gehören und allen ohne Ausnahme gemein sind, auch im Ganzen genommen eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit in unserer Art zu empfinden mit sich bringen; nur müssen wir diese nicht über die Gränze ausdehnen wollen, wo sie ihren Namen verändert und platte maschinenmäßige Einförmigkeit wird. Vernichtet wäre dann das schöne Schauspiel der Mannichfaltigkeit in unserer Gattung, und vereitelt die Vorsorge, die uns außer unseren eigenen Organen in der Empfänglichkeit Anderer mehr als Einen Quell der Erkenntniß geöffnet hat. Eine gänzliche Uebereinstimmung in der Art und Weise wie die Dinge auf uns wirken, erzeugte dann in uns den unüberwindlichen Wahn, vermöge dessen wir den Schatten für die Sache selbst halten müßten; anstatt, daß wir jetzt, bey der Gewißheit, nur Verhältnisse wahrnehmen zu können, vor jenem Selbstbetruge sicher, desto eifriger das Surrogat der absoluten Wahrheit in der Vervielfältigung der Correlationen suchen müssen. — Auf diese Ansicht der Dinge gründet sich die Ueberzeugung, daß jedes Bestreben, eine Vorstellungsart auf Kosten einer andern

herrschend zu machen und ihr mehr als bloß relativen Werth beyzumessen, geradesweges zur Einschränkung und Lähmung unserer Geistes-kräfte, so wie zur Verfinsterung unseres Verstandes führt; daß hingegen der Zweck des vernünftigen Wesens darin bestehen müsse, neben seiner individuellen Empfindung, deren Ueberzeugungen ihm über alles gehen, für die Vorstellungsart Anderer offen zu bleiben und in eine universelle Empfänglichkeit einen Theil seiner Vollkommenheit zu setzen. Die Liebe zur Freyheit und Gleichheit, der Abscheu vor jeder Art der Anmaßung, apodiktischer Entscheidung und willkührlicher Gewalt, die Achtung endlich gegen die Vernunft, in welcher Modification sie auch erscheinen mag, stehen mit diesen Ideen in der unauflöslichsten Verbindung; und angewendet auf die Quellen, aus denen uns Belehrung zufließt, zwingen sie uns, in unserm Urtheil über die Brauchbarkeit der verschiedenen Erzeugnisse des menschlichen Geistes in dem Maße behutsamer zu werden, wie wir an uns selbst die erweiterte Fähigkeit wahrnehmen, uns belehren zu lassen.

Um die Anwendung von diesen Gedanken zu machen, wird es hinreichend seyn, ihre Ver-

anlassung zu erwähnen. Wem ist es nicht, wie mir, aufgefallen, daß manches Buch und insbesondere manche Reisenachricht, welche nicht bloß im großen Publicum Beyfall fand, sondern auch dem gebildeten Ausschuß desselben und dem in diesem Fache bewanderten Gelehrten neue Ideen darbot, von irgend einem unserer Aristarchen für unnütz und überflüssig ausgeschrieen ward? Wie oft lesen wir nicht in Recensionen, daß ein Buch dem Recensenten die tödtlichste Langeweile verursacht habe, welches, wenn wir es unbefangen zur Hand nehmen, uns die vernünftigste und angenehmste Unterhaltung gewährt? Wenn empörte es nicht den Leser von Geschmack, der vielleicht an jenen Quellen, worauf die pedantische Belesenheit sich so viel zu gute thut, mit eben dem geduldigen Fleiße, wenn gleich mit besserer Wahl und größerer Bescheidenheit schöpfte, von selbstzufriedenen Kritikern immer nur zu hören, wie dieses oder jenes Faktum in einem neuen Schriftsteller ihnen bereits anderwärts her bekannt gewesen, ohne nur einen Augenblick sich träumen zu lassen, daß die neue Verbindung, in welcher dieses Faktum erzählt wird, auch etwas werth seyn, und, was immer bey jeder Lektüre die

Hauptsache bleibt, zu eigenem Nachdenken Anlaß geben könne? Eigenes Nachdenken ist nun freylich unglücklicher Weise das Letzte, was man bey diesem eifrigen Spüren nach Thatsachen von dem Stopplerfleiß erwarten darf. Doch wir wollen billig seyn; fern bleibe der Gedanke, denjenigen, der einmal zu dieser Jagd organisirt ist und von der Mitwirkung der Umstände diese Richtung genommen hat, aus seiner Bahn und aus der Art des Genusses und der Geschäftigkeit, deren er fähig ist, herauswerfen zu wollen. Sein Wirken kann auch da, wie alles andere in der Welt, einen relativen Nutzen behalten, und wird nur dann erst schädlich, wenn er seine engbrüstige Empfänglichkeit zum Maßstabe für das Publicum macht. Immerhin sey es ihm erlaubt zu sagen: „ich gähnte bey diesem „Buche, ich fand (für mich) nichts Neues „darin; ich dachte nichts und fühlte nichts;“ wenn diese Erklärung nur nicht statt eines Verbots gelten soll, wodurch Andere abgehalten werden, für sich zu urtheilen, ob auch für sie keine Belehrung und kein Zeitvertreib davon zu hoffen sey, ob es auch ihren Verstand und ihr Gefühl nicht in Anspruch nehmen

werde *). Die Verwechselung des eigenen Bedürfnisses mit dem allgemeineren der Leser kann auch bey einem gründlichen Gelehrten eine Folge der Uebereilung seyn; er kann es vergessen, daß einem nach Erkenntniß lechzenden Volke vieles den Reitz der Neuheit haben könne, was er selbst von Amtswegen oder aus der Natur seiner Beschäftigungen schon wissen mußte. Allein die gewöhnlichste Ursache solcher schiefen Urtheile ist die Trägheit, womit man alles Nachdenken vermeidet, die Abstumpfung des Gefühls und der Einbildungskraft, ja selbst der Vernunft, welche von der Einschränkung auf einen engen Ideenkreis unzertrennlich ist, und die Vorliebe für einen lange gewohnten Mechanismus im Denken, die so leicht in einen ausschließenden und wegwerfenden Ton ausartet.

Ich weiß nicht, ob es noch nöthig seyn kann, vor einer Mißdeutung zu warnen, die unstreitig bey dem gegenwärtigen Zustande unserer Litteratur jeden, der es wohl mit ihr meynt, betrüben würde. Indem ich hier die

*) Dies geschieht am sichersten, wenn der Referent, außer seinem Privaturtheil, den Inhalt des vor ihm liegenden Werkes genau anzeigt.

Schriftsteller, welche neue Thatsachen, oder sey es auch nur neue Ansichten der Völker- und Länderkunde liefern, gegen den Egoismus der Kritiker in Schutz nehme, bin ich nicht gesonnen, der Lobredner jener Ueberschwemmung von elenden, seichten und mittelmäßigen Sayriften zu werden, die schon alle Dämme durchbrochen hat und die Besonnenheit des Publicums so mit sich fortreißt, daß es zwischen dem verächtlichsten Abschaum eines Journalisten und den Meisterwerken seiner besten Schriftsteller kaum mehr einen Unterschied zu machen weiß. Wir lächeln wohl, wenn der Sultan, indem er aus dem Harem tritt, mit der Weisheitsmiene des Ueberdrusses behauptet, daß alles eitel und nichts Neues unter der Sonne sey; so belächeln wir auch die übelgelaunten Klagen gelehrter Tadler über Langeweile beym Lesen, wenn ziemlich handgreiflich die Schuld an ihrem erstorbenen Sinne liegt; aber wir zürnen im gerechtesten Eifer über die unwürdigen Sudeleyen, womit man die Erfindung der Buchdruckerkunst entehrt. Für diese Sünden hat die ächte Kritik ihre Geißel: für die unselige Kunst, aus halbgelesenen und halbverstandenen Büchern abzu-

schreiben und mit einem Gemisch der schülerhaftesten Unwissenheit, des unverbesserlichsten Plattsinnes und der schamlosesten Dreistigkeit der Geduld des Publicums zu spotten; für die Wiederholung und Verbreitung längst widerlegter Irrthümer und Vorurtheile; für die Vernachlässigung aller Regeln der Logik und oft auch der Sprachlehre; für den Mangel des ästhetischen Gefühls und jeder schöpferischen Kraft; mit Einem Worte, für den Mord der gründlichen Gelehrsamkeit und des guten Geschmacks!

Um diese Digression, der man ihren Platz um der guten Sache unserer Litteratur willen wohl gönnen mag, nicht über die Gränzen der Nachsicht zu verlängern, komme ich zu dem Werke zurück, welches sie veranlaßte: zu den Nachrichten des Abbé Rochon über Madagaskar. Wer alle die vorhin angeführten Werke gelesen hätte, welche diese merkwürdige Insel betreffen, würde zwar hier keine reiche Nachlese von neuen Bemerkungen halten; allein über den Handel der Europäer dorthin und die Möglichkeit den Eingebornen den Geist der Arbeitsamkeit einzuimpfen und mit demselben eine vernünftige Entwickelung

ihrer

ihrer so lange schlummernden Verstandeskräfte hervorzubringen, würden sich ihm dennoch neue und zu erfreulichen Betrachtungen führende Aussichten eröffnen. Da nun aber bei weitem der größte Theil unserer Leser nicht in dem Falle seyn kann, jene mehrentheils sehr selten gewordenen Bücher gelesen zu haben, so füllt ihnen diese Schrift eine Lücke aus, welche sonst in ihren geographischen und anthropologischen Kenntnissen geblieben wäre. Der Verfasser, den ich im Jahr 1790 in England persönlich kennen lernte, und dessen Kenntnisse in der Mechanik, Physik und Astronomie zur Genüge bekannt sind, verbindet mit der größten Simplicität die Bescheidenheit, die verdienstvollen Männern eigen ist, und mit dem Vertrauen auf seine Freunde einen lebendigen Eifer für die Einsammlung zuverlässiger Erfahrungen. Seine Reise nach Indien, die in seine Jugendjahre fiel, hatte den Durchgang der Venus zur Veranlassung. Madagaskar, wo er sich am längsten aufgehalten zu haben scheint, verdiente auch vorzüglich seine Aufmerksamkeit, und die Nachrichten, die er uns davon mittheilt, haben nur den Einen

Fehler, daß man ihnen größere Ausführlichkeit wünscht. Bei dem Pflanzenverzeichniß, welches er am Ende angehängt hat, vermißt man am meisten die systematische Kenntniß und Benennung der verschiedenen Gattungen, und stimmt dem Verfasser bey, daß diesem an Bäumen, Stauden und Kräutern so reichen Lande ein Botaniker von Profession zu wünschen wäre.

Auch über die Karte von Madagaskar, die wir hier mittheilen, sind ein paar Worte zur näheren Erörterung nöthig, indem es nicht dieselbe ist, die der Abbé Rochon seinem Werke, nach einer von Robert im Jahre 1727 entworfenen Handzeichnung, beigefügt hat. Ich sah mich genöthigt, diese Karte, deren vermeintliches Hauptverdienst in der Angabe des Laufs der Flüsse, der Richtung der Gebirge und der Wohnsitze der verschiedenen Völkerschaften besteht, wegen der Unrichtigkeit der Küstenzeichnung ohne Bedenken zu verwerfen. Die beste nautische Karte von dieser Insel findet man in der zweyten Ausgabe (1775) des Neptune Oriental von Herrn Daprés (de Mannevilette), die ich bey meiner Arbeit

zum Grunde gelegt habe. Wenn man sie mit der des van Keulen, der von Thornton (1703), der in Daprés erster Ausgabe (1753) und der von Herrn Bellin (1767) vergleicht, wird man die allmählichen Fortschritte der Vervollkommnung deutlich gewahr. Verbindet man mit dieser Karte die Specialaufnahmen einiger Häfen und Theile der Küste, von den Französischen Officieren Mengaud und Grenier, die von le Gentil in seiner Reisebeschreibung mitgetheilten Portulane, die unter Aufsicht des Englischen Admirals Boscawen verfertigten Karten und die von Dalrymple in seinem Atlas gesammelten Entwürfe von White und Anderen; so giebt das Resultat eine ziemlich genaue Darlegung des Umrisses von Madagaskar. Das Innere ist in der That noch wenig bekannt; ich habe, um Roberts Karte nicht ganz unbenutzt zu lassen, seine Zeichnung vom Laufe der Flüsse ꝛc., auf die verbesserte Karte, wo es anging, anzuwenden gesucht; da indeß jene Angabe bloß conjekturalisch zu seyn scheint, so kann auch die gegenwärtige auf einen höheren Grad der Zuverlässigkeit keinen Anspruch machen, und

bloß dazu dienen, einen allgemeinen Begriff vom Innern gleichsam anzudeuten, den eine künftige genaue Vermessung und durchgängige Revision berichtigen muß.

II.

Geschichte

der

Englischen Litteratur

vom Jahre 1791.

Inhalt.

Vortheile und Nachtheile der Schriftstellerey. Obliegenheit der Kritik. Unverletzbarkeit der Vernunft. Englische Preßfreyheit. Ungegründete Furcht vor Neuerungen, wo man alles prüft und öffentlich ventilirt. Anmaßungen der Regenten, der Staatsbeamten und der Recensenten. Einschränkung des Urtheils über die Englischen Kritiker in einem vorigen Bande dieses Werks. Billigkeit und Kaltblütigkeit ihrer Untersuchungen. Vergleichung der Englischen und Deutschen Litteratur. Wir stoppeln, sie schreiben. Belege dieses Urtheils. Englische Discussion der Frage: Was ist ein Libell? Hofkabale. Erskine und Bowles, über Libelle. Thomas Paine's Rechte des Menschen. Gährung in den Köpfen der Schriftsteller, der Hofleute und des größern Publicums, veranlaßt durch diese Schrift. Mißgriff der Critical Reviewers, und traurige Verirrung eines Deutschen Recensenten bey dieser Gelegenheit. Mackintoshs Vindiciae Gallicae gegen Burke. Unzählige Gegner dieses alten Sophisten. Dessen Appellation an die alten Whigs. Komische Spöttereyen über ihn. Miß Williams und Mr. Christie über die Französische Revolution. Andere dahin einschlagende Schriften. Vorherverkündigung

dieser Begebenheit in der Offenbarung Johannis. Der Apostel Paulus, ein Jakobiner. British Common Sense. Die Ueberschrift der Englischen Verfassung, von Horne Tooke. Die Rechte der Könige. Das Gespräch des Landmanns. Lektionen für einen jungen Prinzen. Die entlarvte Faktion, und verschiedene Schriften über die Nothwendigkeit der Reform in England. Schriften, welche das Hastingsche Verhör betreffen. Schriften über die Testacte. Burke ist auch hier intolerant. Predigten und Streitschriften über den Aufruhr im Birmingham. Verstockung vor dem Falle. Engherzigkeit, verbunden mit Verfeinerung der Sitten. Sklavenhandel durch eine Parlamentsakte abgeschafft. Nisbetts Aufsatz über die Fähigkeiten der Neger, und moralische Unterweisung für diese Menschen. Rapport des Ausschusses des geheimen Raths, und Eigenschaften der darin aufgeführten Zeugen. Mrs. Barbauld's Gedicht gegen den Menschenhandel. Clarksons neue Briefe. Vorschlag keinen Zucker mehr zu brauchen. Schriftstellerfehde über die Zurüstungen zum Kriege gegen Rußland. Nachtrag von politischen Satiren und Streitigkeiten. Statistiker. Sinclair und Mitford über die Kornakte. Clarendons Irländische Finanzen. Uebersicht des politischen Zustands von Schottland. Rayments Berechnung der öffentlichen Einnahme und Ausgabe. Die Nationalschuld

das Glück der Nation! Smeaton vom Hafen Ramsgate. Schriften über den ostindischen Handel und die Finanzen der Compagnie. Andere statistische Schriften. Annual Register 1790. Geschichte. Thomsons allgemeine Geschichte vom 5ten bis 18ten Jahrhundert. Rutherfords alte Geschichte. Robertsons historische Untersuchung über die Kenntniß der Alten von Indien. Lodge Erläuterungen der Brittischen Geschichte. Hamiltons Verherrlichung der Torys unter der Königin Anna, und Verkleinerung des Herzogs von Marlborough. Zwey Skizzen der Regierung Georgs des Dritten. Beringtons Schilderung der Regierungen Heinrichs des Zweyten, Richards und Johanns. Beatsons Geschichte des Englischen Seedienstes seit 1727. Chalmers Sammlung von Friedensschlüssen. Ueber die kleinen Tadler erhabener Denkmähler der menschlichen Geistesgröße. Whitakers Kritik der Gibbonschen Geschichte. Gregorys und Priestleys Kirchengeschichte. John Robinsons Geschichte der Taufe. Dr. Campbells Anmerkungen über Irlands Litteratur- und Kirchengeschichte. Predigten und theologische Abhandlungen. Whitakers Ursprung des Arianismus. Paleys horae Paulinae. Hawels Versuche über die Zeugnisse, die charakteristischen Lehren und den Einfluß des Christenthums. Gray's Schlüssel zum alten Testament. Ortons Briefe an einen

jungen Geistlichen. Gilpins neue Uebersetzung des neuen Testaments. Erskine's und Colliers Erbauungsschriften. Stockdale's Predigten für Matrosen. Anzeige einiger kleinen theologischen Schriften. Montaltos Commentar über den Jesaias. Hamiltons Paradoxien. Proceß des Dr. Gill. Litterarisches Bedlam. Besuche aus dem Geisterreiche. Dr. Stearns Amerikanisches Orakel. Clemens Schlüssel zur Naturlehre. Dr. Edwards wichtige Entdeckung des achtzehnten Jahrhunderts. Essays. Ueber Krieg und Frieden. The Loiterer, von Auf Neale, über die neuesten Sitten. Bennet, ...er weibliche Erziehung. Dr. Berkenhouts Briefe an seinen Sohn, über die Bildung auf Universitäten. Parsons, Winke über Hervorbringung des Genies. Briefe über Intoleranz. Falkland, über Bigotterie, Neuerungssucht und Unglauben. Belshams Essays. Moore, vom Selbstmord, Moralische Aufsätze von Dr. Barry. Cooper's Traits. Poetische Essays. Seltenheiten der Litteratur. Versuch über die Grundsätze des Uebersetzers. Verzeichniß der im Jahr 1791 in England übersetzt erschienenen Bücher.

Die schriftstellerische Thätigkeit hat, wie alles in der Welt, ihre vortheilhafte und ihre schlim-

me Seite. Wenn es ein erfreuliches Schauspiel ist, das Bedürfniß der Geistesbildung so allgemein werden zu sehen, daß in einem Lande mehrere Tausende von Menschen sich bloß damit beschäftigen, ihm Befriedigung zu verschaffen, und zugleich ihrem eignen bildenden Triebe genug zu thun, indeß Hunderttausende aus allen Klassen sich mit den auf solche Art mittheilbar gewordenen Bildern und Begriffen zu bereichern, und ihr intellektuelles Wesen in den völligen Besitz seiner Vorrechte über die thierische Natur zu setzen suchen: so schmerzt es doch auch zugleich, den argen Unfug mit ansehen zu müssen, den ein Schwarm von unreifen oder schiefen Köpfen mit den vier und zwanzig conventionellen Zeichen unserer Mittheilungskunst so unabläßig treibt, und wodurch nicht selten der schöne Zweck derselben verfehlt, und ein neues Chaos von Ungereimtheit geschaffen wird.

Diesen Mißbrauch abzustellen, ohne der Preßfreyheit zu nahe zu treten, wäre die eigentliche Aufgabe einer nach festen Grundsätzen wirkenden, und eben darum von der Mehrheit eines freyen Publicums geehrten Kritik. Daß die Beeinträchtigung der Preßfreyheit und jede Einschränkung, womit man die heiligste, un-

verletzbarste Kraft im Menschen, die Vernunft, zu lähmen und unwirksam zu machen gesucht hat, anstatt der gewünschten Vervollkommnung der Menschheit, nur das Gegentheil gewirkt habe, ist an unzähligen Beyspielen zu bekannt, um hier eines Erweises zu bedürfen. Aber auch das Recht hat kein Mensch, einem andern zu verbieten, von seiner Vernunft Gebrauch zu machen, wenn dieser Gebrauch nicht offenbarer Eingriff in die Rechte eines dritten wird; und über diese Fälle kann nur, darf nur ein rechtmäßiges Tribunal entscheiden, ein Tribunal von freyen, redlichen, unbestochenen Richtern, welches öffentlich verhört und öffentlich richtet, ohne Ansehen der Person, ohne geheime Verhaltungsbefehle, und ohne Furcht vor Cassation, wenn sein Urtheil einer mächtigen Parthey mißfällt. Dies sind die Grundsätze, die man in England befolgt, und deren Richtigkeit man anderwärts nichts als unverschämte Beyspiele der gemißbrauchten und übermüthigen Autorität entgegensetzen kann.

Die natürliche Folge dieses Verfahrens liegt am Tage. Es giebt kein Land, wo Neuerungen weniger zu befürchten sind, als in England,

weil man nirgends gelassener, gründlicher und sorgfältiger jede Meinung prüft; es giebt kein Land, wo bürgerliche Ehre sicherer ist, weil die Bestimmtheit der Gesetze ihr zur Schutzwehr gereicht, und keine Willkühr einen Criminalproceß verhängen, oder den einmal anhängig gemachten seiner Entscheidung entziehen kann. Jeder einzelne Mensch, oder jede kleine Anzahl von Menschen, die es versuchen, ihre eigene Vernunft, wenn diese gleich auf einem hohen Grade der Vollkommenheit stände, zur despotischen Gebieterin über die Gesinnungen und Vorstellungsarten der Menge, oder auch irgend eines Einzelnen zu erheben, zwingen eben dadurch, ja vielmehr sie berechtigen den Andersgesinnten und Bedrückten, eben so gewaltsam ihnen Widerstand zu leisten, und für die Rechte seiner eigenen Vernunft bis auf das äußerste zu kämpfen. Dort hingegen, wo jedem sein Recht, eine eigene Meinung zu haben, unbestritten ist, kann keine Gefahr daraus erwachsen; denn jede Meinung bleibt so lange Meinung, bis sie allgemeine Stimme wird. Wo man physische Gewalt zu Hülfe ruft, um eine Meinung zu unterstützen, dort giebt man auch dem Gegner das Recht, sich eben dieses

Beystandes zu bedienen, wenn und wo er kann. Wirklich müßte man aufhören von Recht, von Vernunft und von Gefühl zu sprechen, und diese Worte für leere Töne halten, wenn diese einfachen Grundbegriffe nicht als allgemein erwiesene oder eigentlich von selbst evidente Axiomen zugegeben würden. Einem jeden denkenden Wesen muß derjenige verdächtig werden, der seine Meynung, weil sie sein ist, und weil er sie für wahr hält, herrschend machen und eine entgegengesetzte, nicht durch Gründe sondern mit Gewalt unterdrücken will. Dieser Egoismus sey bloß herrschsüchtig, oder eingebildet dazu, es sey Hochmuth oder Fanatismus, oder Narrheit im Spiel dabey, so ist seine Wirkung ein Verbrechen gegen die Menschheit. Nie wird man dies unseren Mitbrüdern auf dem festen Lande laut und oft genug zurufen können, so lange es noch Menschen unter ihnen giebt, die entweder mit Krone und Zepter und bewaffneten Myrmidonen, oder mit dem noch intoleranteren Ministerial- und Dikasterial-Despotismus hergebrachter Formalitäten und Weisheit äffender Verlarvungen, oder endlich mit der lächerlichen Autorität der Recensentenpritsche, von Millionen ihrer Mit-

bürger fordern, daß man ihnen eigene Einsicht und eigenes Gefühl opfern solle.

Ich habe in einem der vorigen Jahrgänge die Bemerkung gemacht, daß die Kritik der Engländer ihre großen Mängel hat, und einer gewissen Einseitigkeit unterworfen ist, welche zu falschen Beurtheilungen verleitet. Ohne dieses Urtheil hier zurücknehmen zu wollen, muß ich bekennen, daß es ohne Einschränkung ungerecht seyn würde; wenigstens kommt die Englische Kritik, wenn man sie mit demjenigen, was jetzt bey uns so genannt wird, vergleicht, auf eine Stufe zu stehen, wo man alle Ursache hat, sie in Ehren zu halten. Es geschieht zwar oft, daß man das Excentrische, das Eigenthümliche des wahren Genies, welches keiner Regel unterworfen seyn kann, weil es selbst erst Regel für seine Gattung wird, nach einem conventionellen Maßstabe beurtheilt und sogar verwirft. Diese Gattung von Kritikern hatte Sterne im Sinne, wo er einen sagen läßt: „O das neue Buch, Mylord! es taugt gar „und gar nicht; ich habe mein Winkelmaß daran gebracht, und sollten Sie's wohl glauben, „keine von seinen vier Ecken ist rechtwinkelig.“ Allein im Ganzen genommen gründet sich der

Despotismus der Englischen Reviews wirklich auf ihre milde und gerechte Regierung. Gewöhnlich kann sichs der freye Recensent am ersten gefallen lassen, daß der freye Schriftsteller seine eigene Meynung habe; er versetzt sich gern in den fremden Gesichtspunkt, freuet sich der neuen Ansichten, die ihm der Schriftsteller dort eröffnet, und tadelt nur die Incongruitäten, die ihn mit sich selbst in Widerspruch bringen.

Ohne Zweifel ist die allgemein anerkannte Freyheit zu schreiben und drucken zu lassen, und die lange Gewohnheit, oder der langwierige Besitz dieses Vorrechts, eine kräftig wirkende Ursache, weshalb die Schriftsteller in England, ohne allen Vergleich mehr Ehrfurcht gegen das Publicum, mehr Gefühl von dem, was man ihm schuldig sey, und mehr Selbstachtung, als die unsrigen, zu erkennen geben. Nicht nur der ganze Ton ist milder, ruhiger, feiner; sondern die Litteratur im Durchschnitt verräth eine Politur in Absicht der Sprache, eine Geübtheit im Denken, eine Gewandtheit im Ausdruck, einen Kunstsinn der Schriftstellerey, dem wir allenfalls nur Gedächtnißkram, und dürre Gerippe von Systemen, oder ekelhafte, mühsame Zergliederung entgegen zu stellen wissen.

wissen. Sprachrichtigkeit ist ein so seltenes Verdienst unter uns, daß man es vergebens bey den meisten Deutschen Schriftstellern sucht, und am wenigsten bey denen antrifft, die gegenwärtig einer gewissen Celebrität genießen, weil sie sich das Wort gegeben haben, einander in ihren Aufsätzen große Männer zu schelten, und Vollkommenheiten an einander zu entdecken, die außer ihnen niemand gewahr wird, oder weil sie den Kunstgriff verstehen, sich irgend einer gangbaren gelehrten Zeitung zu bemächtigen, und einander gegenseitig als Lichter Deutschlands in ihren Recensionen anzupreisen. Will man gar auf Styl und Schreibart sehen, so muß man erstaunen, daß eine Nation, die große Muster wie Göthe, Wieland, Schiller, Garve besitzt, jährlich zweymal einen solchen Misthaufen von schlechtgeschriebenen, schlechten Büchern zusammen trägt, wie uns unsere Meßverzeichnisse mit wenigen Ausnahmen liefern.

Wenn man unsere Litteratur mit der Britischen noch genauer zusammenhalten wollte, so würde man überall eine ähnliche transcendentale Größe einzelner seltener Schriftsteller, und eine tief unter der Mittelmäßigkeit fortkriechen-

de Unvollkommenheit der Menge gewahr werden. Dieser Zustand unserer Litteratur hängt mit unserm bisherigen Nationalcharakter, mit unsern Verfassungen, mit unserm Geschmack und unsern Sitten, und dies alles wieder mit unserer Kritik zusammen. Der weise König Salomo sagte schon: es geschieht nichts Neues unter der Sonne; und nach diesem weisen Spruche möchte man glauben, daß er sich bey dem Neuen etwas Aehnliches mit demjenigen gedacht haben könne, was im Kopf eines Deutschen Polyhistors diesem Begriff entspricht. Unsere Recensenten pflegen den Schriftstellern unaufhörlich vorzuwerfen, daß sie ihnen nichts Neues erzählen, und gegen die meisten Deutschen Schriftsteller, deren einziges Verdienst in noch nicht gesagten Faktis besteht, mag der Vorwurf nicht ganz unbillig seyn. In andern Ländern hingegen sieht man mehr darauf, wie ein Schriftsteller denkt, wie er das Bekannte durch neue Verknüpfungen seines denkenden Geistes, zu etwas ihm eigenthümlichem Neuen umbildet, und dem gegenwärtigen, immer neue Darstellung heischenden Zeitpunkt anpaßt. Unsere Bücher sind daher zum Nachschlagen, die Englischen und Französischen al

lein zum Lesen gemacht; wir stoppeln, sie schreiben und schaffen Ideen. Ein gebildetes Publicum will Gedanken, Reflexionen, Anregungen eines eigenthümlichen Ideenganges, zarte Berührungen, leichte Uebergänge, umfassende Blicke, mit Einem Worte, Geist und Gefühl, wo dem roheren, langsameren, durch Lage und Regierungsdruck gefesselten und verkümmerten nur grobe Speise, unmittelbar zu benutzender und zum nothdürftigen Unterhalt anwendbarer Unterricht, oder auch derbe Erschütterungen nöthig sind.

Man beklage sich nicht über die Strenge und Härte dieses Urtheils. Niemand verehrt mit größerem und reinerem Enthusiasmus als ich selbst, die schönen Blüthen, die edlen, reifen Früchte der Deutschen Litteratur; allein ihre seltene Vortrefflichkeit, ihre schneidende Eigenthümlichkeit, ihre Unübersetzbarkeit zeugen lauter als ichs sagen kann, von ihrem isolirten Daseyn unter dem ungeheuren Haufen von Heerlingen, den geist- und saftleeren Beweisen unserer trägen Unkultur. Eben weil es einzelne Ausnahmen sind, muß man die verarmte Masse nicht für etwas Besseres, als sie werth ist, ausgeben wollen. Eben weil unsere

Kritik nicht darauf ausgeht, den Ton der Litteratur zu stimmen, über die Richtung, die bey uns die Schriftstellerey im Ganzen nimmt, mit Strenge zu wachen, den Fortschritt oder den Verfall ganzer Zweige der Wissenschaften anzuzeigen, das Subjektive vom Materiellen, den Geist vom todten Buchstaben zu unterscheiden, im Buche den Menschen, nicht im Menschen das Buch aufzusuchen: eben darum stehen wir noch so weit hinter den höchst kultivirten Nationen in Absicht auf das Ganze unserer Schriftstellerey zurück. Den Schriftstellern selbst, bis auf wenige Ausnahmen, noch mehr aber den Lesern, mangelt der Maßstab, womit Geistesprodukte gemessen werden müssen; der allgemeine Sinn, der Grad der allgemeinen Bildung und Empfänglichkeit kann daher nicht geschärft und nicht erhöhet werden; was niemand kennt, wird niemand verlangen; was die gewöhnliche, durch den Ton der Litteratur nicht geübte Fassungskraft übersteigt, das läßt man ungelesen liegen. Nehmen wir unsern öffentlichen und Privatunterricht, unsere wissenschaftliche und sittliche Erziehung hinzu, vergleichen wir Lebensart, Wohlstand, Betriebsamkeit, Spontaneität der zahlreich-

sten Klassen bey uns und in England oder in Frankreich, so haben wir mehr Aufschluß als nöthig ist, um uns den Zustand unserer Litteratur zu erklären, und vielleicht einige Hoffnung, daß die Schicksale, die auf unsere feudalischen Verfassungen wirken können, durch eine günstige Wendung zugleich den Volkscharakter bestimmen, und die Geisteskräfte zu einer schöneren, freieren und edleren Thätigkeit wecken dürften.

Die Frage, was ist ein Libell? welche auf die Preßfreyheit eine so wichtige Beziehung hat, wurde dieses Jahr auf Veranlassung verschiedener sehr freien Schriften, die mehrere anzügliche, an persönliche Beschimpfung gränzende Stellen enthielten, sowohl im Parlemente als im Publicum besonders ventilirt. Der Hof, der zur Freyheit der Britten scheel sieht, und gern jede Gelegenheit zur Erweiterung der Gränzen seiner Macht benutzt, war hier sehr geschäftig, den Begriff von Pasquillen und Libellen so bestimmen zu lassen, daß künftighin mancher politische Schriftsteller sich hätte scheuen müssen, in seinem freymüthigen Tone fortzufahren, die Maßregeln der Minister, die Verbrechen der Großen, und den

Egoismus der noch Größeren zu geißeln. Allein ein jeder Eingriff in die einmal fest bestehenden Vorrechte des Volks ist in England das Signal zur mißtrauischsten Widersetzlichkeit. Aller Bemühungen ungeachtet, das Willkührliche aus dieser Rubrik der Englischen Gesetze zu verbannen, blieb dennoch den Geschwornen (juries) ihr Entscheidungsrecht ungekränkt, und in diesem besteht das Bollwerk der bürgerlichen Freyheit. **Erskine**, der berühmte Rechtsgelehrte, schrieb und sprach gegen die den Richtern zu ertheilende Gewalt, das Gesetz auszulegen; und obgleich **Bowles**, mit aller juristischen Gewandtheit für die Richter und gegen die Geschwornen stritt, so hatte er doch die Stimmen des Publicums gegen sich. Man glaubte, es sey ungleich gefährlicher, die Dreistigkeit der Schriftsteller durch allzubeschränkte Verordnungen abzuschrecken, als ihnen, bey der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Strafe zu entgehen, zu virklichen polizeywidrigen Vergehungen Anlaß zu geben, da gegen diese doch, im erforderlichen Falle, so leicht von den Geschwornen erkannt werden könne.

Der berühmte **Thomas Payne**, Verfasser einer im Amerikanischen Kriege herausgekom-

menen kleinen Schrift, Menschenverstand (Commonsense) betitelt, welche damals in den vereinigten Staaten gegen die Usurpationen des Brittischen Parlaments von großer Wirkung war, trat jetzt unter den unzähligen Gegnern des nicht minder berühmten Aristokraten **Burke**, mit seinem Aufsatz über die Rechte des Menschen (Rights of man) hervor, und schreckte durch die kühne republikanische Sprache, die er darin führte, und die man in England seit **Miltons** und **Cromwells** Zeiten kaum mehr kannte, selbst die freyen oder freygeglaubten Britten auf. Nun war es in England, daß ein Amerikaner, mit seinem Enthusiasmus für die Verfassung, die Amerika sich selbst gegeben hatte, die neue Regierungsform Frankreichs fast eben so sehr in Schutz nahm, als **Edmund Burke** sie zu verachten gesucht hatte. Man erstaunte, einen Schriftsteller zu lesen, der von Herzogen und Grafen, ja sogar von Königen, nur wie von einer jeden anderen, oder gar wie von einer schlechteren Art Menschen sprach, und ohne alle Verbrämung mit vielen Beyspielen bewies, daß man ihrer in der Welt schlechterdings nicht bedürfe, ja daß sie die unnützesten,

entbehrlichsten und theuersten Dinge auf Erden wären. Die geheiligten Personen selbst, ihre Höflinge, ihre Minister und deren Handlanger fühlten sich etwas betroffen, oder nach Maßgabe ihrer Empfindlichkeit schäumten und knirschten sie auch wohl über seine Unverschämtheit, sie so bloß und ohne den geringsten Schleyer hinzustellen; und alles was Aristokrat war, oder wegen seiner Existenz von Aristokraten abhing, zitterte für das ehrwürdige, alte Gemäuer der Feudalität. Es entstand ein fürchterliches Zetergeschrey über Thomas Payne; man bot alle Waffen gegen ihn auf; man suchte jedes Mittel zu seiner Vernichtung geltend zu machen; er sollte vor Gericht des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt werden; man miethete einen Menschen, der durch eine sogenannte Biographie, die voll der gehässigsten Beschuldigungen war, den Amerikaner um seinen guten Ruf bringen sollte, gerade als ob der gute Ruf des Königs Georg nur durch Recriminationen zu retten gewesen wäre. Man bot eine Legion kleiner Kläffer auf, die mit armseligen und mittelmäßigen Widerlegungen seiner Schrift angestochen kamen; man berief Volksversammlun-

gen, um gegen seine Grundsätze zu protestiren, und Anhänglichkeit für die Verfassung von England an den Tag zu legen; endlich ließ man den König selbst — so wichtig schien Thomas Payne seinen Gegnern! — durch eine hochtrabende Proclamation die Furcht des Cabinets und des Hofes verrathen.

Die Nation selbst theilte in diesem Augenblick mit ihnen etwas von dieser Besorgniß. Der Zeitpunkt, wo Frankreich durch den Sturz der aristokratischen Hydra und die Gründung seiner Freyheit eine so heftige Erschütterung erlitten hatte, schien zu einer Reformation in England, deren Nothwendigkeit man gleichwohl ziemlich allgemein erkannte, nicht eben günstig zu seyn. Die Weiseren im Volk — und unter Menschen, die freyes Verkehr mit einander treiben, theilt sich die Weisheit schnell und leicht allen mit — sahen voraus, daß man in England so wenig wie in Frankreich, die Gränzen einer Revolution würde bestimmen können, wenn man einmal den Anfang damit machte. Selbst der Nationalstolz und die Eitelkeit, die den Britten jetzt ihre Nachbaren, als Lehrmeister und Vorgänger in der Politik und Staatskunst betrachtet, beynahe

verhaßt zu machen schienen, hätten leicht in der allgemeinen Gährung verschwinden, und der Evidenz der Wahrheit Raum geben können; alsdann wäre der Umsturz aller Ueberreste von Feudalität, deren es in England nicht wenige giebt, und mit ihnen zugleich, wegen des Mangels an inneren Ressourcen, worin England seinem bisherigen Nebenbuhler weit nachstehen muß, der Staatsbankerott unvermeidlich gewesen. Das in Collision kommende Interesse vieler und mächtiger Gesammtheiten, die eben, weil sie in England einen schon gemilderten Einfluß, einen begränzten Wirkungskreis haben, dort der Freyheit und dem Glücke der Bürger im Allgemeinen weniger gefährlich scheinen, und in der öffentlichen Meynung tiefer eingewurzelt stehen, würde vielleicht in einem Zeitpunkte, wo man das Beyspiel der Französischen, rücksichtlosen Revolution vor Augen hatte, den Insulanern einen blutigeren Kampf, als sie noch je um ihre Verfassung, oder für den Ehrgeitz ihrer Könige gefochten, unvermeidlich gemacht haben. Die bürgerliche Freyheit der Einwohner Großbritanniens; der durch beyspiellose Geschäftigkeit hervorgebrachte allgemeine Wohlstand; der während der Unruhen

im übrigen Europa, durch den Frieden blühende Brittische Handel; der Zuwachs an Macht durch Eroberungen in Indien, die kein rivalisirender Europäischer Staat mehr hintertrieb, oder auch nur erschwerte; das stolze Gefühl eines Gewichts in den politischen Verhältnissen von Europa, welches durch weise Schonung der Kräfte jetzt eher zunehmen als vermindert werden konnte: dies alles waren auch (und sind noch) wichtige Gründe, welche allgemeine Ueberzeugung nach sich zogen, und bey der Mehrheit der Nation in die Empfindung gleichsam überzugehen schienen, daß eine Reform jetzt gefährlich, eine Revolution noch nicht dringend nöthig, mithin die Anwendung der Grundsätze, die der Königsfeind **Thomas Payne** in seinen Rechten des Menschen aufgestellt hatte, auf die Englische Verfassung, vor der Hand noch verwerflich sey.

Die Art und Weise, wie sich die politischen Schriftsteller und die Kritiker in England über Payne und seine Schrift äußerten, war allerdings nach ihrem jedesmaligen Gesichtspunkte und ihrem politischen Glaubensbekenntnisse sehr verschieden. Die Critical Reviewers hatten allein das Unglück, durch die Ueber-

eilung und Heftigkeit ihres Recensenten über den ersten Theil von Paynes Schrift, sich selbst das Gesetz machen zu müssen, so oft dieser Name hernach vorkam, in eine Art von Zuckungen zu gerathen, und sich ungefähr so zu geberden, wie orthodoxe und bigotte Christen, wenn sie unversehens den Teufel nennen. Die erbärmliche Ausflucht, jene großen Sätze der wahren Freyheit und Gleichheit, die jeder gesunden Vernunft in England und in ganz Europa eingeleuchtet hatten, geradehin Unsinn und Raserey zu nennen, weil die unvermeidliche Folgerung, daß alle Würden und Vorrechte einzelner Menschen zum Nachtheil der Menge durch Verjährung selbst keine Rechtmäßigkeit erlangen können, dem altgläubigen Eiferer für den Bestand der Englischen Verfassung bange machte, — stach so auffallend gegen den gewöhnlichen ruhigen Gang der kritischen Beleuchtung ab, daß man unmöglich die Furcht eines eigennützigen Anhängers der Hierarchie darin verkennen konnte. Alle übrigen Englischen Kritiker ließen den von Payne aufgestellten Grundsätzen volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn sie auch über ihre praktische Anwendung verschiedene Urtheile fällten,

und die nachlässige, selbst fehlerhafte Schreibart des Verfassers tadelten. Nur in Deutschland, nur in einem Lande, das kürzlich noch den Streitigkeiten dieser Art keinen Geschmack abzugewinnen schien, wüthete ein Recensent gegen die Rechte des Menschen, und verbot es seinen Landsleuten, im echten Geiste der Alleinherrschaft, den verdammlichen und doch auch unbedeutend seyn sollenden Payne zu lesen, der sich von diesem Aristarchen gleichwohl durch seine politische Ketzerey und die Verwegenheit, den „Staatsmann" Burke *) anzugreifen, die leidenschaftlichste Züchtigung zugezogen hatte.

Der „Staatsmann" Burke, oder wenn man nicht mit der pedantischen Prätension, die nur prächtig klingende Worte auf gerathewohl braucht, den Lesern Staub ins Auge streuen will, der alte schwärmerische Phrasen-

*) Zur Erreichung gewisser Absichten mag es zweckmäßig seyn, einen Deklamator im Parlamente einen Staatsmann zu nennen; allein, daß Herr Burke einmal Kriegszahlmeister gewesen ist, scheint doch nicht hinreichend zu beweisen, daß er in dem, was man gewöhnlich Staatsgeschäfte nennt, grau geworden sey.

macher Burke, fand vielleicht aus keinem andern Grunde so unzählige Opponenten, als weil es so leicht war, seine inconsequenten Sophismen, und seine schwachen Angriffe auf die Französische Verfassung zu widerlegen. Sein mächtigster Gegner, der Rechtsgelehrte Mackintosh, trug einen vollkommenen Sieg über ihn davon, der um so glänzender war, da seine Vindiciae Gallicae ein unwiderlegbares Beyspiel gaben, daß man, ohne sich ein anzügliches Wort zu gestatten, mit männlicher Beredsamkeit schreiben, und zugleich bündig schließen, und ohne alle Spiegelfechterey der jesuitischen Dialektik sich streng an die Wahrheit, an die Streitfrage, an die Gründe dafür und dawider halten könne. Unangetastet, unwiderlegbar und von ganz England mit einstimmigem Beyfall beehrt, steht jetzt sein Werk, und trotzt sogar der ehernen Stirne derer, die sonst alles zu behaupten sich erdreisteten, weil sie von Ehre und Achtung nichts mehr zu verlieren hatten. Es ist hier nicht der Ort, und unser Publicum interessirt sich auch nicht genug für die Zergliederung der vorzüglichsten anderen Widerlegungen der Burkischen Tautologieen; es ist genug zu sagen, daß Tatham, To-

wers, Bousfield, Butler, Rosibonne, Pigott, Miß Woolstonecraft, Mrs. Macaulay Graham, Hamilton, Capel Loft, Wolsey, Sir Brook Boothby, Dupont, und eine Menge ungenannter Schriftsteller ihre Waffen, mit mehr oder weniger glücklichem, alle aber mit einigem Erfolg wider ihn kehrten. Zu seiner Rechtfertigung fühlte er sich durch eine so allgemeine Stimme des Publicums nothgedrungen, noch einen schwachen Versuch zu machen, und in seiner Appellation von den neuen an die alten Whigs (an Appeal to the old Whigs from the new) abermals durch superfeine Distinctionen die Oppositionsparthey, zu der er sich so lange bekannt hatte, einer Abweichung vom echten politischen Glauben der Whigs zu beschuldigen. Allein diese ganze Anklage stand auf so schwachen Füßen, und selbst ungeübte Leser waren jetzt mit seiner schriftstellerischen Taktik zu wohl bekannt, um nicht durch den Nebel seiner Bildersprache die Seichtigkeit und den Unzusammenhang seiner Argumentation zu erkennen. Die Langeweile und das Gähnen der Leser gaben ihm einen deutlichen Wink, daß es jetzt Zeit sey aufzuhören, und sich mit dem Guten

und Schlimmen, was seine Schriftstellerey ihm eingetragen haben konnte, vom Schauplatze der Lebendigen zurückzuziehen. Ein Spötter ließ ihn in einer sogenannten Heroide die Geißel seines Witzes empfinden; ein anderer zählte seine Luftsprünge (the flights of Edmond Burke) her, und nur ein armer Wicht kam mit einer Vertheidigung hervor, die Burkes Freunden und Feinden gleich verächtlich dünkte. Die harmloseste und dennoch die treffendste Satire gegen ihn, bestand darin, daß jemand seinen vierhundert Seiten langen Brief, der anderthalb Thaler kostete, in einen körnigen Auszug brachte, und um vier Groschen verkaufte, wobey die Kritiker weiter nichts zu erinnern fanden, als daß man noch nicht alle Wiederholungen weggestrichen habe. Auch gehört es eigentlich, wenn gleich nicht absichtlich, zu den Satiren auf den alten Rhetor, daß ein wüthender Aristokrat den originellen Einfall gehabt hat, seine Deklamation gegen die Französische Freyheit in das Gewand des Romans einzukleiden, und unter dem Namen Lindor und Adelaide herauszugeben.

Die große Begebenheit, nach welcher sich künftighin das laufende Jahrhundert nennen wird,

wird, die Freywerdung Frankreichs, mußte die Aufmerksamkeit der Britten vorzüglich auf sich ziehen, und brachte unter andern auch in diesem Jahre noch verschiedene Schriften hervor, welche jenen erhabenen Auftritt schilderten. Vielleicht ist es im Ganzen noch zu früh, die Geschichte der Französischen Revolution zu schreiben. Nach zwanzig, oder auch schon nach zehn Jahren, wenn der neue Freystaat im ruhigen Genusse seiner so theuer errungenen Freyheit blühen wird, dürfte es wohl niemand einfallen, das Thema dieser Geschichte so sehr aus den Augen zu verlieren, daß er uns einen Haufen in die Länge gesponnener episodischer Anekdötchen, die unbeschadet der Hauptsache hätten wegbleiben können, für eine Geschichte desjenigen Ereignisses vorlegte, welches in den Jahrbüchern der Welt einzig, und in Absicht seiner Folgen unermeßlich ist. — Indessen fanden die Briefe der patriotischen Miß Helen Mary Williams über diesen Gegenstand, und noch mehr die des Herrn Christie, einen desto uneingeschränkteren Beyfall in England, je allgemeiner man ihre Unpartheylichkeit, ihre Gründlichkeit, und die Annehmlichkeiten der Schreibart darin empfand. Es wäre wirklich zu ver-

wundern, daß diese Werke, die man leicht zusammenschmelzen könnte, bey uns nicht übersetzt worden sind, wenn nicht die Cabale so bekannt wäre, welche sich die geduldige Natur unserer Landsleute zu Nutze gemacht hat, um alles zu verschreyen, was nicht auf Einschläferung und blinde Anpreisung des alten Despotismus hinauslief. — Die Wahrheit wird indessen auch die dicksten Finsternisse mit ihrem, nicht bloß leuchtenden, sondern auch eindringenden und alles Unreine verzehrenden Strahl verwandeln, und der Egoismus, der vor lauter Furcht, seinen Zweck zu verfehlen, falsche Maßregeln ergriff, mag es sich selbst zuschreiben, wenn Geist, Gefühl und Muth auf der einen Seite, gegen Ohnmacht des Verstandes, des Herzens und der Mannheit auf der andern, statt einer ruhigen, kaltblütigen Erörterung, jetzt mit einer hunderttausendzüngigen Beredsamkeit die Freyheit predigen, und, als erwählte Rüstzeuge der Vorsehung, Wunder thun!

Unter den Schriften über die Französische Revolution verdient auch Belsham's historisches Memoir eine vortheilhafte Erwähnung; und wenn wir auch dem schwerfälligen Lateinischen Carmen saeculare pro gallica gente, tyran-

nidi aristocraticae erepta, das Lob nicht ertheilen können, womit die Englischen Recensenten freygebig sind, so zeugt der Gedanke wenigstens, daß unser Klopstock nicht der einzige ausländische Dichter ist, den Frankreichs edler Kampf um Freyheit begeistert hat. Auf der Kanzel haben die Englischen Prediger von der herrschenden Kirche zuweilen schon einige Ausfälle gegen die Franken in ihrer jetzigen Verwandlung einfließen lassen; man weiß aber, warum ihre Zustimmung nicht allgemein zu erwarten ist. Dagegen hat ein gewisser Mark Wilks geradezu das Lob der Französischen Revolution zum Thema einer Predigt gewählt, und dadurch den Herren Orthodoxen und Bischöflichen, so wie den Laurern auf fette Pfründen, ein großes Aergerniß gegeben. Ob es Scherz oder Ernst seyn soll, können wir nicht entscheiden, daß jemand drey verschiedene Auslegungen der Offenbarung Johannis, aus dem vorigen und der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts, hervorgesucht hat, worin die Stelle Cap. XI. V. 13. auf Frankreich und insbesondere auf die Reform der Geistlichkeit gedeutet wird. Man bedient sich allerley Waffen für die gute Sache; dies ist die verzeihliche

Sünde des Enthusiasmus, die auch der Apostel Paulus, dieser echte und wahrhafte Jakobiner des Christenthums, durch sein Beyspiel, wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen scheint, indem er sagt, er sey Allen Alles geworden, um ja allenthalben Einige zu bekehren.

Von diesen Erscheinungen, die einer fremden Ursache das Daseyn verdanken, gehen wir zu den politischen Schriften über, welche die Angelegenheiten des Brittischen Reiches veranlaßt haben. Die unvollkommene Stellvertretung im Parlamente ist seit langer Zeit der Stein des Anstoßes aller echten Brittischen Patrioten, und wir wagen es vorauszusagen, wenn der Eigensinn eines Ministers, der nur in so fern er versprochen hatte, für diese Reform zu streiten, Unterstützung fand, um als Jüngling ins Parlament zu kommen, in seiner Apostasie von den Grundsätzen seiner ehemaligen Patronen beharrt, so wird es schlechterdings unmöglich seyn, England von einer Katastrophe zu retten, welche der Französischen in allen Stücken ähnlich, aber noch ungleich blutiger seyn wird. Das Pamphlet British Common Sense deckt die Mängel der Stellvertre-

tung deutlich auf, und verschweigt die üblen Folgen nicht, die unverzüglich und unvermeidlich aus der versäumten Abstellung jedes Mißbrauchs von dieser Wichtigkeit entstehen müssen. Ins Uebertriebene scheint allerdings der demokratische Eiferer Horne Tooke, oder sein Freund, in der Uebersicht (Review) der Brittischen Constitution zu verfallen, indem er behauptet, daß die Einwohner der Türkey besser daran sind, als die Engländer, bey ihrer Scheinverfassung und Scheinfreyheit. Das Allzugrelle, wenn es auch nur an der Stellung und nicht in der Sache selbst liegt, verfehlt jederzeit seine Wirkung. Das Gegengift finden die Englischen Aristokraten in ihrem English Freeholder, der in einer Reihe von Briefen, nach Burke's Vorbilde, die Französische Revolution verläumdet, das Revolutionsfieber als eine verderbliche Seuche schildert, und mit der alten Leyer, die wir von allen Seiten her klimpern hören, daß die Englische Verfassung unverbesserlich sey, das Volk einzuschläfern sucht. In dem Falle der Parlamentswahl zu Colchester zeigte Tierney an einem gar zu auffallenden Verstoße gegen alle wirklich schon bestehenden Gesetze, wie nöthig

es sey, das Parlament zu reinigen und neu zu organisiren. Ein sehr gemäßigter, und ruhig forschender Schriftsteller, erklärte sich in einer kleinen Broschüre, the Rights of Kings, die Rechte der Könige betitelt, so nachdrücklich als billig für eine auf das Wohl und Glück Aller abzweckende, in Vernunft und Gefühl gegründete Reform. Das Gespräch des Landmanns (farmer's dialogue) über denselben Gegenstand ist für das Fassungsvermögen der Brittischen Sans-culottes berechnet, deren es bekanntlich in dem angeblich glücklichsten aller Länder nicht wenige giebt. Dagegen schreibt der Verfasser der Lectionen für einen jungen Prinzen, (Lessons to a young prince), mit dem Grade von Bildung, und bleibt in der Höhe, die jener Klasse von Menschen angemessen ist, deren physische und moralische Nahrung in Kraftsuppen und Leckerbissen besteht, die jedermann um sie her bemüht ist, nach ihrem Gaumen zu würzen. Er hat indessen das Thema sehr gut ausgeführt, daß man große Wahrheit in jeder Gesellschaft sagen könne, wenn man sich nur einer schicklichen Einkleidung befleißt. Er ist ein Freund der Französischen Revolution, und sieht die Englische

Staatsveränderung vom Jahre 1688 in ihrem rechten Lichte, wenn er sie eine bloße Cabale nennt, wo Wilhelm und seine Gemahlin mit den Häuptern einiger Familien unter der Decke spielten. Der Verfasser einer kleinen Schrift unter dem Titel: Moderate Politicks, gemäßigte Politik, scheint zwar die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit einiger Reformen anzuerkennen, hingegen große Neuerungen zu verwerfen, und von der bestehenden Constitution einen hohen Begriff zu haben. Sollte aber ein anderer Schriftsteller, in der Broschüre: Faction unmasked by the evidence of truth (die durch das Zeugniß der Wahrheit entlarvte Faction) wirklich in der Behauptung Recht haben, daß noch gegenwärtig das ehemalige geheime Kabinet (Junto) des Lords Bute hinter dem Vorhang stehe, und den ganzen Brittischen Staat regiere, so könnte es nicht leicht einen stärkern Beweis von der Verwerflichkeit einer Verfassung geben, bey welcher solche Mißbräuche möglich sind. Die Political Speculations, politischen Speculationen, eines andern Ungenannten, stellen ein günstigeres Gemälde der Englischen Verfassung zur Schau; allein man würde sich sehr getäuscht finden,

wenn man glauben könnte, daß eine solche Schilderung sich ohne Verdrehungen, Verwechselungen, Paradoxien, und Unverschämtheiten verfertigen lasse.

Einzelne Gegenstände der Berathschlagung im Parlamente, und öffentliche Begebenheiten dieses Jahrs veranlaßten, wie gewöhnlich, allerley kleine politische Erörterungen vor dem Richterstuhle des Publicums. Das Verhör des ehemaligen Ostindischen Generalgouverneurs Hastings steht mit den so eben berührten Mängeln und Mißbräuchen der Englischen Verfassung im engsten Verhältniß; seine lange Dauer ist das allgemeine Aergerniß der ganzen Nation, die dabey den letzten Schimmer von Achtung für die Redlichkeit der besten Köpfe im Parlamente verloren hat. Die Beredsamkeit hat bey dieser Gelegenheit, wie das Wasser in einer Ueberschwemmung, hervorströmen müssen, ohne Verstand und ohne Zweck. Pitt hat sich listig seiner Gegner bedient, um seinen eigenen Krieg gegen Hastings von ihnen ausfechten zu lassen, und sie dem Publicum durch den constitutionswidrigen vierjährigen Criminalproceß verhaßt und verächtlich zu machen. Die Kläger des Parlaments bestehen wirklich

mit Schimpf und Schande, nach allen ihren fürchterlichen Declamationen gegen einen Mann, der ihren Beschuldigungen offenherzige, einfache, kunstlose Bekenntnisse, und den Beweisen, die sie führen sollen, aber immer schuldig bleiben, seine Unschuld entgegensetzt; denn für unschuldig erklärt schon jetzt ganz England den reichen Angeklagten, in so fern er durch seine Administration in Indien, den Besitz jener großen Provinzen, die ohne ihn verloren waren, den Britten erhalten hat. Der Major Scott, ein Freund und Vertheidiger der Generalgouverneurs, ließ die Rede drucken, die er am 14ten Februar (1791) im Parlament zur Rechtfertigung desselben gehalten hatte, und theilte dem Publicum auch seinen wichtigen Brief an Francis mit, worin er die Absurdität aller gegen Hastings vorgebrachten Anklagen darthut, indem er mit unverwerflichen Belägen beweist, daß dieselben Maßregeln, weshalb ihn jetzt das Parlament vor den Lords verklagt, die ausdrückliche Zustimmung und den wärmsten Beyfall seiner jetzigen Gegner längst zuvor erhalten hatten. Daß der Hauptankläger Burke, dessen Leben, wie Scott sagt, aus lauter Ausgleichungen, bald

mit dieser bald mit jener Parthey zusammengesetzt gewesen ist, dabey am schlechtesten wegkommt, und in einem verächtlichen Lichte erscheint, war zu vermuthen. Da dieser schändliche Proceß ein Parlament überlebt hat, so entstand unter den Englischen Rechtsgelehrten die Frage, ob er bey dem neuen Parlamente fortgeführt werden könne, ohne daß die Anklage und die ganze Procedur von vorn anfingen. Die Meynungen waren getheilt; allein die Rechtsgelehrten entschieden für die Fortsetzung. Capel Loft bewies in einer besondern Schrift, daß man es in ähnlichen Fällen schon so gehalten habe; Broome war dawider; Hardinge aber griff die ganze Procedur in seinem meisterhaften Briefe gegen Burke an, und fixirte die öffentliche Meynung darüber. Der ebengenannte Broome verglich Hastings mit Dundas, in der Eigenschaft als Minister der Ostindischen Angelegenheiten, zum Vortheil des erstern, obwohl sie sich, wegen der großen Verschiedenheit ihrer Lage, nicht gut vergleichen lassen; allein ohne allen Vergleich besser gelang ihm der poetische Versuch, die Muse des berühmten Anstey (Verfassers des New Bath Guide) nachzuahmen, und über das Hasting-

sche Verhör seinen fingirten Landedelmann sehr ernsthaft-komische Briefe nach Wales schreiben zu lassen, welche auch in ästhetischer Rücksicht Verdienst haben.

Die Abschaffung des Gesetzes, welches zur Schande eines frey seynwollenden Volkes, alle Religionsbekenner, außer denen, die zur anglikanischen, bischöflichen Kirche gehören, von allen Aemtern und Würden ausschließt, bleibt noch immer, Dank sey es Herrn Pitts an seiner ehemaligen Parthey begangenen Untreue, nur ein frommer Wunsch jedes patriotischen Britten. Es wurden auch in diesem Jahre noch etliche Schriften darüber im Publicum gewechselt; allein der Gegenstand ist erschöpft, die Vernunft hat längst entschieden, daß die mancherley Vorstellungen von Gott und Gottesdienst, die jeder sich nach seiner Einbildungskraft und nach seinen Umständen machen kann, mit seinen Verhältnissen als Bürger, als Mitglied der Gesellschaft, und mit seiner Brauchbarkeit als solchem nichts gemein haben. Gleichwohl hätte der Verfasser des Gedichts; the test of England, wenigstens dichterisches Talent besitzen müssen, um seine übrigens gute Sache den Lesern auch unterhaltend zu machen.

Um das Maß der Widersprüche zu füllen, ist auch Burke neulich unter den intoleranten Gegnern der Testacte aufgetreten, und diese Apostasie von seinem ehemaligen parlamentarischen Wandel wird ihm in der Vorrede des ebenerwähnten Gedichtes mit ironischem Lobe und ironischer Nachahmung seines declamatorischen Schwulstes vorgeworfen. In der That hat sich der öffentliche Charakter dieses, in jüngeren Jahren durch seine blühende Einbildungskraft und seine republikanischen Grundsätze vom großen Publicum geschätzten Mannes, durch die Anomalien in seinem jetzigen Benehmen so nachtheilig für ihn enthüllt, daß seine Freunde selbst anfangen, ihn nur durch eine gewisse gemüthskranke Ueberspannung zu entschuldigen, da weniger glimpfliche Urtheile seine so entschiedene Aristokratie aus niedrigem Eigennutz herleiten, und ihn gerade zu unter die Söldner des Hofes rechnen. Ohne eine von diesen beyden Voraussetzungen bliebe es auch unerklärbar, wie ein Mann, der unter Norths Administration der wüthendste Gegner aller Anmaßungen des Hofes war, hernach die erste Idee zur monströsen Coalition der Foxischen Parthey mit jenem Minister hergeben, jetzt

aber wieder umsatteln, und nachdem er Pitt und Dundas so herabgewürdigt hatte, daß es nach seinem Ausdrucke beynahe entehrend seyn mußte, mit ihnen umzugehen, dennoch zu ihnen übertreten, gegen Hastings, gegen die Abschaffung der intoleranten Testacte, gegen die Reform im Parlamente, und in Irland doch wieder für die Katholiken, mit einem durch sein Alter noch nicht gedämpften fanatischen Eifer kämpfen konnte.

Eine Folge der Erhitzung zwischen den Bischöflichen und den andersgesinnten Religionspartheyen (Dissenters) über die Testacte, war der Aufruhr in Birmingham, den die anglikanische, orthodoxe Geistlichkeit höchstwahrscheinlich in Verbindung mit den Aristokraten angestiftet hatte, und dem der Hof so lange zu steuern säumte, bis Priestley das Opfer desselben geworden war. In diesem Auftritte liegt der Keim zur künftigen Englischen Revolution bereits völlig ausgebildet. Der aller Freyheit tödtliche Eingriff in die Rechte des Bürgers, wodurch man es wagte, den Freunden der Französischen Nation die Aeußerung ihrer Gesinnungen, und in England selbst den Wunsch nach einer Verbesserung der täglich gebrech-

licher werdenden Constitution nicht nur zu verbieten, sondern den bloßen Vorsatz, sich zu diesem Zweck zu versammeln, durch Gewaltthätigkeiten, Vernichtung des Eigenthums, Mordbrennerey; und wenn es möglich gewesen wäre, sich der proscribirten Personen zu bemächtigen, unstreitig auch durch Blutvergießen zu vereiteln, wurde dadurch noch unanständiger, daß die Gerichte eine strafbare Lauigkeit bey der Untersuchung bezeigten, und es so einfädelten, daß nur etliche gemeine Leute die Schuld der großen, geheimen Anstifter büßen mußten, und denen, die durch den Brand ihre ganze Habe verloren hatten, eine knappe, unbillig moderirte Entschädigung zugetheilt wurde. Fast noch schändlicher für das im Ruf der Freyheit stehende England ist die entscheidende Billigung, womit alle Aristokraten von diesem Aufruhr sprachen und schrieben, und womit sie ihn für eine nothwendige Vorkehrung gegen den Ausbruch der Freyheitsseuche ausgaben, ohne zu bedenken, daß dieses politische und moralische Verbrechen nur das Maß ihrer Ungerechtigkeit schneller häuft, und der Gegenparthey zur Heilung aller, selbst der gewaltsamsten Mittel, ihre Freyheit wieder zu erringen, ge-

reichen muß. Allein wenn sich die höhere Hand des unsichtbaren Lenkers der Welten je deutlich offenbart, so ist es in der unaufhaltsamen Richtung, welche die Gemüther schon vor einer nahen Krisis nehmen, in dem Starrsinn, womit die einen zu ihrem Verderben eilen, und in dem Uebermaß des Drucks, womit sie gegen alle Vernunft und gegen alle Regeln der Selbsterhaltung, ihre Macht mißbrauchen. Diese Pharaonische und Aegyptische Verstockung hat die Privilegirten Frankreichs vernichtet; und ich frage: ihr schreckliches Beyspiel, das so laut, so nahe, so schauderhaft warnt, vermag es wohl auf das erstarrte Gefühl der Deutschen und der Englischen Privilegirten noch rettend und wohlthätig zu wirken? Wie sehr fürchtet nicht jeder unbefangene Zuschauer, daß Züchtigung und Warnung an diesen unglücklichen Opfern ihrer eigenen Blindheit verloren sind! Die geschäftigsten Schriftsteller über diese orthodoxe Mordbrennerey in England waren die Geistlichen, unter andern ein gewisser **Cloyton**, der erst bischöflich war, dann Dissenter wurde, und hernach die Dissenters, die gegen die Testacte am eifrigsten protestirten, und der Französischen Frey-

heit den herzlichsten Beyfall zuriefen, in seinen Predigten der Volkswuth, als gefällige Opfer dem Herrn, andeutete. Priestley, der berühmte Schriftsteller, der größte jetztlebende Physiker, der aufgeklärteste Theolog seiner, in diesem Betracht noch ziemlich finstern Insel, und eben darum der Gegenstand des bittersten Hasses und Verfolgungsgeistes der Orthodoxen, verlor im Brande alles, was er besaß, seine Bücher, seine Instrumente, und unschätzbarer, unersetzlicher als diese, seine seit zwanzig oder dreißig Jahren ausgearbeiteten Handschriften des wichtigsten Inhalts, nicht etwa für müßige Speculanten und Polemiker, sondern für Naturforscher und Psychologen. Sein Brief an die Einwohner von Birmingham hat indessen nicht die allgemeine Wirkung gethan, die er im Ganzen zu machen verdiente, weil er sich in einigen Stellen seiner natürlichen, feurigen Temperamentsheftigkeit und dem schmerzlichen Gefühl seines Verlustes überließ. Unter den Repliken, die gegen ihn erschienen, befand sich eine, der man den Ausdruck der höchsten Kultur nicht absprechen kann, und wobey man sich genöthigt sieht, die traurige Bemerkung zu machen, wozu eine Bekanntschaft mit der

Fran-

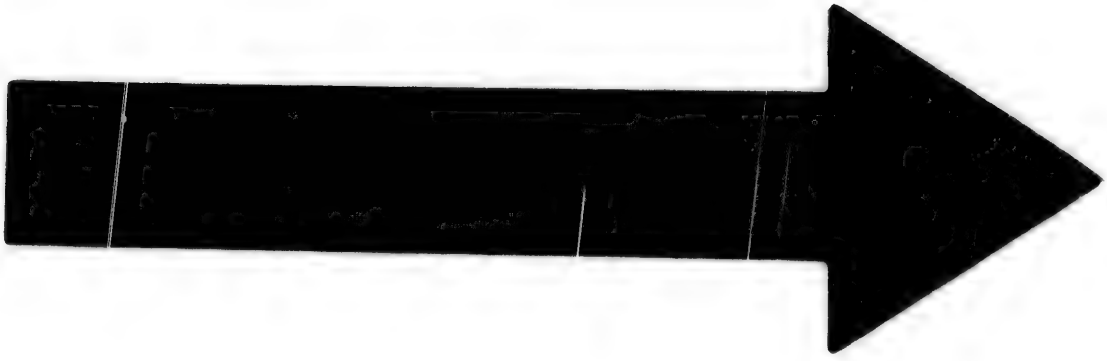
Französischen guten Gesellschaft so oft, beynahe so uneingeschränkte Veranlassung giebt, daß nämlich die höchste Verfeinerung der Sitten mit der größten Engherzigkeit vollkommen bestehen kann, und gewöhnlich besteht.

Auf eine weit rühmlichere Art äußerte sich der schriftstellerische Gemeingeist in Absicht auf den Sklavenhandel, der endlich im folgenden Jahre von dem Parlamente unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen abgeschafft worden ist, da die entgegengesetzte Entscheidung im vorigen Jahre eine so ungünstige Wirkung im Publicum gemacht hatte. Verschiedene Schriften hatten aber auch mittlerweile dazu beygetragen, die Entscheidung zu Gunsten unserer schwarzen Mitbrüder zu lenken. Unter andern war Nisbett in seinem Aufsatz über die Fähigkeiten der Neger, ein warmer und vernünftiger Vertheidiger dieser von sogenannten Menschen und Philosophen gemißhandelten Race, und bewies durch seine Predigten an seine eigenen Sklaven, daß ein faßlicher, moralischer Unterricht nicht nur möglich sey, sondern auch seines Zwecks nicht verfehle. Die Masse von Zeugnissen, die ein Ausschuß des königlichen geheimen Raths (privy Council)

diesem letztern vorlegte, und in einem ungeheuren Bande in Folio drucken ließ, trug wegen der mühsamen und sehr in das sorgfältigste Detail gehenden Rechnungen, ebenfalls zur Aufhellung dieses Gegenstandes, in statistischer und merkantilischer Hinsicht, sehr wesentlich bey, und enthält überhaupt einen Schatz von Notizen über den Handel von Westindien, der insbesondere wegen seiner Authentie sehr wichtig und brauchbar ist. Die Aussagen über den Zustand und die Behandlung der Neger in Westindien widersprechen sich zwar; allein es verdient bemerkt zu werden, daß die Behauptungen, welche auf Beybehaltung des Sklavenhandels zielen, und zu Gunsten der westindischen Pflanzer ausfallen, sich fast durchgehends von Admiralen, Gouverneuren und anderen, ihrer Geburt, ihrer Verhältnisse und ihrer Aemter wegen offenbar aristokratisch gesinnten Menschen herschreiben, denen man auch wohl, wenn sie auf irgend einem Landgute prächtig und üppig bewirthet wurden, die anstößigste Seite der Negereyen verhüllt haben wird, um sie nicht im Vollgenuß ihres Banquetts zu stören.

Der Beschluß der vorigen Parlamentssitzung, worin der Antrag des Herrn Wil-

berforce, wegen Aufhebung des Negerhandels, geradezu verworfen ward, erregte in England allgemeinen Unwillen. Die Dichter, Mrs. Barbauld an der Spitze, schrieben die heftigsten Spottgedichte, Elegieen und Heroiden gegen diese unmenschliche Maßregel. Die neuen Briefe des durch diesen Gegenstand schon bekannten Clarkson, welche den Zustand von Afrika nach den neuesten Augenzeugen schildern, zielten auf die Abschaffung des Menschenhandels. Indessen hat die so lange fortgesetzte Discussion das Gute gehabt, daß die Gründe dafür und dawider in England alle an den Tag gekommen sind, nicht etwa wie bey uns, wo einer oder der andere Schriftsteller, seiner Lieblingshypothese zu gefallen, mit Machtsprüchen um sich schlägt, und durchaus keine Erörterung der Frage, keine von der seinigen verschiedene Meynung dulden will, oder wohl gar, wenn er sich sonst nicht zu helfen weiß, über die Unbestimmtheit und Dunkelheit im Ausdruck seiner Gegner klagt, da er doch selbst nicht zu schreiben gelernt hat. Allerdings erschienen auch unter so vielen ephemerischen Schriften manche schlecht geschriebene, und manche, die nicht in den Schranken der Mä-



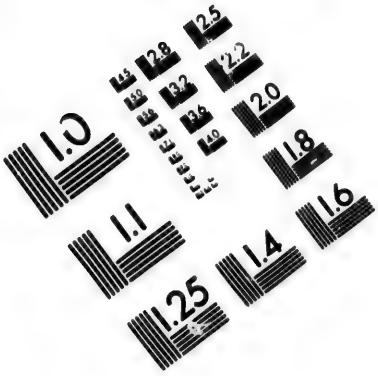
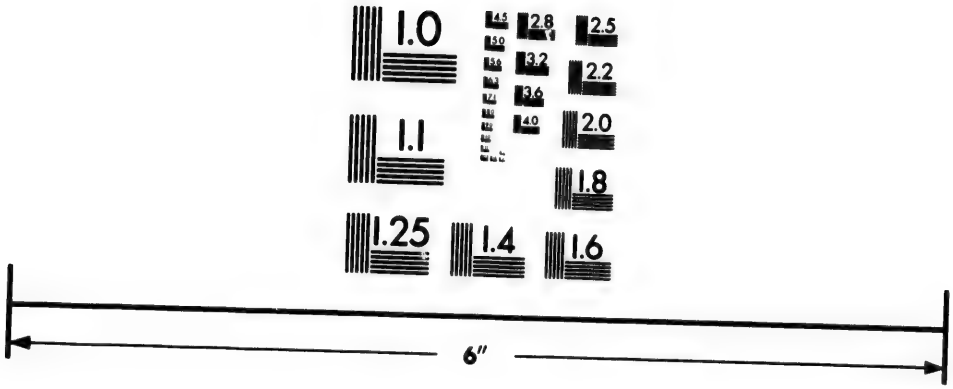
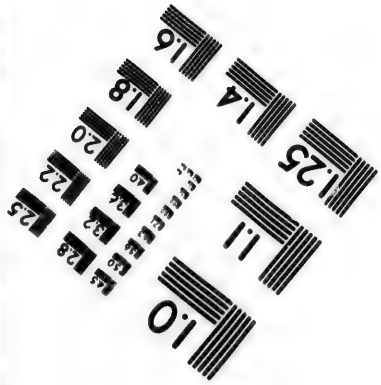


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)





Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

ßigung blieben, wie zum Beyspiel die mit der Ueberschrift: Virtue triumphant, (Sieg der Tugend); allein die meisten enthielten doch nützliche Gesichtspunkte, und selbst der Vorschlag in der Addresse: to the people of great Britain, (Anrede an das Brittische Volk) keinen Zucker mehr zu brauchen, so unausführbar er auch ist, leitet doch wenigstens zur Abstellung der übertriebenen Verschwendung dieser theuren und mit so vielen Schwierigkeiten erworbenen Waare.

Noch müssen wir einen politischen Streit nicht übergehen, der dieses Jahr viele Federn beschäftigt hat, nämlich die Erörterung der Frage, ob der Krieg mit Rußland, den Herr Pitt, der Minister der Zurüstungen (le ministre des préparatifs), wie der große Mirabeau ihn nannte, anzufangen im Begriffe stand, für Englands Interesse heilsam sey oder nicht. Schon im Allgemeinen war die Frage längst entschieden, daß kein Krieg, mit wem es auch sey, der wahren, echten Staatspolitik von England angemessen seyn könne; allein, wer weiß nicht, daß auch dort die Könige, die Höfe, die Kabinette, ein vom Staate selbst und der Nation ganz verschiedenes Interesse

haben, mithin oft um des Zuwachses willen von Macht und Einfluß und Geld, den ein Krieg ihnen jederzeit zusichert, kein Bedenken tragen, die Schuldenlast des Staats um viele Millionen zu vergrößern, wenn nur die Lockung neuer Ländereroberungen, oder einiger zu erkämpfenden Handelsvortheile dem leicht zu täuschenden Volke dargeboten werden kann.

Die Maßregel des Krieges mit Rußland hatte nicht einmal diese Aussicht für sich; man konnte nichts anders als einen fruchtlosen Aufwand zur Ausrüstung einer großen Flotte, und höchstens einen für England unwichtigen Sieg über die Russische Marine davon zu tragen hoffen, wobey man immer in dem engen Bezirk der Ostsee große Gefahr lief, vom Sturm und den häufigen Untiefen mehr als vom Feinde zu leiden. Die Schriftsteller für das Ministerium behaupteten mit schwachen Gründen, Rußland werde zu ungeheuer, und man müsse ihm Schranken setzen; die Volksfreunde hingegen beschuldigten den Financier Pitt, daß er übel gethan habe, die Kaiserin Rußlands von England abwendig zu machen, Türken und Schweden gegen sie aufzuhetzen, und den Russischen Handel aus seinen Händen entschlüpfen

zu lassen, anstatt diesen wichtigen Zweig des Erwerbs durch neue Tractaten seiner Nation zuzusichern, und die Größe Rußlands ihrem unausbleiblichen Schicksal zu überlassen, vermöge dessen alle ungeheure Despotieen, deren innerer Zusammenhang auf keinen wesentlichen Organisationskräften beruhet, bald zusammenstürzen müssen. Es ist der Mühe nicht werth, hier die einzelnen Schriften: (Bounds to Russia; Armament against Russia; Serious Inquiries und Hints on the war with Russia) näher in Betracht zu ziehen; genug, die Volksstimme war so laut gegen den Krieg entschieden, daß es bey den kostspieligen Zurüstungen sein Bewenden hatte, und Catharina schon wieder der schülerhaften Politik ihrer Gegner Hohn sprechen konnte.

Wir übergehen auch die Briefe des Brutus, die mit so viel beißender Laune verschiedene bekannte öffentliche Charaktere angriffen, das neue Mährchen von der Tonne, welches so von den Torys und Whigs, wie das alte von den drey bekannten Religionspartheyen handelt, die Vergleichung der politischen Laufbahn der beyden Koryphäen des Parlaments, Burke und Fox, die sonderbare Geschichte

der Ausgrabung von Miltons Sarge, worin der Verfasser Philip Neve erzählt, mit welcher Unanständigkeit die Royalisten es noch jetzt die Ueberreste des großen Dichters entgelten lassen, daß er ein Republikaner war; endlich auch des unglücklichen Sunderlands Brief an die Brittischen Wahlmänner, welcher jenen schändlichen Mißbrauch der Gewalt aufdeckt, der in einem sogenannten freyen Lande Statt finden kann, und durch den er sich genöthigt sah, sich am 17ten August 1791 vor den Augen des Königs zu entleiben. Diese und noch mehrere kleine Aufsätze, die theils die Gebrechen der Staatsmaschine, theils die Verirrungen des menschlichen Herzens an Personen in öffentlichen Aemtern rügen, können uns wenigstens über den Zustand von Großbritannien in so fern beruhigen, als ihre bloße Erscheinung Beweises genug ist, daß das Heilmittel nahe bey der Hand sey.

Eine andre Gattung von politischen Schriftstellern, jene nämlich, die sich mit statistischen Kenntnissen beschäftigt, ist wenigstens für uns und für das Ausland überhaupt anziehender und lehrreicher, als die zuletztgenannten Klopffechter. Alles was Sir John Sin-

clair über die Kornacte geschrieben hat, verdient eine besondere Aufmerksamkeit; auch Mitford hat darüber etwas Brauchbares gesagt. Ueber die Irländischen Finanzen kam in diesem Jahre ein nützliches Werk von Clarendon heraus; über eine neue Taxe auf Hunde, und einen Vorschlag, wie die Marine künftig bemannt werden könnte, ohne das abscheuliche gewaltthätige Werben (prelling) beyzubehalten, ließ Clark einen Aufsatz drucken; auch Cochrane schrieb über die Art, die Armee zu rekrutiren. Eine Uebersicht des politischen Zustandes von Schottland war nicht ohne Verdienst, wie nicht minder die Berechnung der Einkünfte und der öffentlichen Ausgaben Großbritanniens, von Rayment; hingegen können wir diesen vortheilhaften Bericht keinesweges von einer politischen Paradoxie ertheilen, vermöge deren die Nationalschuld das Glück der Nation ausmachen soll. Der Rapport des besondern Ausschusses, der in gegenwärtiger Parlamentssitzung den Rechnungsabschluß von den letzten fünf Jahren der öffentlichen Staatseinkünfte und Ausgaben vorlegte, dem zufolge jene 16,030,286 Pf. St. und diese 15,969,178 Pf. Sterling betragen, schien einigen Sach-

kundigen die Einnahme zu groß, und die Ausgaben zu klein anzugeben; indessen haben diese Berechnungen immer ihren Werth.

Einzelne kleinere hieher gehörige Gegenstände sind die Nachrichten, welche Smeaton über die Verbesserung des Hafens Ramsgate herausgegeben hat; die von Looke bekannt gemachten Arbeiten der in der Grafschaft Lincoln gestifteten Gesellschaft zur Beförderung der Industrie; Lord Rawdons Rede im Parlament, welche Pitts blendende Finanzoperationen in ihrer Blöße zeigte; sodann verschiedene über Indien, und die Besitzungen der Englischen Handlungs-Compagnie daselbst herausgekommene Berechnungen, als z. B. an historical and political account of the Decan; Rouse, on the landed property in Bengal, Letters to Dundas u. s. f. Ferner, einige Bemerkungen über den Steinkohlenhandel; ein Aufsatz über Tontinen; einer vom Capitain Sinclair über die Organisation der Landarmee; endlich noch Charles statistische Uebersicht von Deutschland, und eine Nachricht von der neuen, schon wieder vernichteten Polnischen Staatsverfassung.

Verwandt mit der Politik sind die in das

Fach der Geschichte einschlagenden Werke; wenigstens läßt sich von jener zu diesen der Uebergang leicht entschuldigen. Das Jahr 1791 hat uns zwar keine unsterblichen Denkmähler aus diesem Fach überliefert; allein es zählt gleichwohl eine Anzahl nützlicher historischer Produkte. Von dem neuen Bande des Annual Register für das Jahr 1790 gilt ungefähr dasselbe Urtheil, wie von den vorhergehenden Bänden dieses gutgeschriebenen Werks, welches bey ziemlicher Zuverlässigkeit und Auswahl auf keine große Vorzüge des Vortrags und des philosophischen Blicks Anspruch macht. Die elenden Abkürzungen (Abridgment) der Englischen Geschichte von einem gewissen Home verdienen nicht genannt zu werden; wohl aber die Vorlesungen des Predigers Thomson über die allgemeine Geschichte vom achten bis zum achtzehnten Jahrhundert, worin der Verfasser hauptsächlich den Geist der verschiedenen Zeitalter zu schildern sucht. Auch der eben erschienene zweyte Band von Rutherfords Uebersicht der alten Geschichte hat etwas Anziehendes, und übertrifft den ersten an Wärme der Darstellung; er geht bis auf den Untergang des Thebanischen Staats.

Eins der willkommensten Geschenke der diesjährigen Brittischen Litteratur im Fache der Geschichte, war des berühmten Dr. Robertson Historical Disquisition concerning ancient India, historische Untersuchung über das alte Indien und den Handel, den die Alten dahin führten. Dieses, mit dem bekannten Fleiße, der Belesenheit, der Eleganz und Einfalt des edlen Geschichtforschers abgefaßte Werk kennen wir bereits in Deutschland durch eine Uebersetzung, und um so weniger besorge ich, daß man das Gute, welches ich hier davon sagen muß, übertrieben finden werde. Die große Frage, wie alt die Bevölkerung Indiens sey, wird hier zwar nicht aufgelöset, aber doch hinlänglich vorbereitet; denn die Zeugnisse des Alterthums, denen zufolge der Handel nach Indien von jeher, so wie noch gegenwärtig, und um dieselben Waaren getrieben ward, scheinen hinlänglich zu beweisen, daß, so weit die Geschichte zurückgeht, Indien bereits durch jene milde Sittlichkeit seiner Bewohner, und durch die Schönheit und Mannichfaltigkeit ihrer Manufacturen sich vor anderen Ländern des Erdrunds auszeichnete. Die Nation, die so glücklich war, sich des Handels dahin zu be-

mächtigen, war jederzeit die glänzendste der Abendwelt, und so wie eine zunahm an Macht und Reichthum, strebte sie nach dem Monopol Indischer Waaren. Dr. Robertson verfolgt in seinem Werke die Fortschritte dieses Handels aus den ältesten Zeiten, wo er bloß durch Karawanen über Persien und Kleinasien geführt, bald aber auch zu Schiffe vom rothen Meer aus durch Aegypten und den Nil weiter nach dem Mittelmeer getrieben wurde, bis auf den Zeitpunkt der Entdeckung von Amerika, und vom Vorgebirge der guten Hoffnung, da den Venetianern und den übrigen Italiänischen Staaten, die nach den Häfen der Levante, nach Constantinopel und Aegypten schifften, um die über Tauris, Bagdad, Mekka und Kairo ankommenden Waaren Indiens einzutauschen, diese reiche Handelsquelle von dem kühnern Unternehmungsgeiste der Portugiesen entrissen ward. Die wichtigsten, lehrreichsten und anziehendsten Schilderungen in diesem Buche sind die, wo sich der Einfluß des Indischen Handels und des dadurch eingeführten Geschmacks an Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, auf die Europäischen und auf andere Nationen offenbart. In dieser Rücksicht ist

Indiens Rolle nicht nur glänzend, sondern erstaunenswürdig in der Geschichte der Kultur des Menschengeschlechts. Nicht weniger aber erstaunt man, daß die Waaren des Luxus, welche die Vorwelt mit eben der Begierde, wie es noch jetzt geschieht, aus Indien holte, jederzeit mit Gold und Silber bezahlt werden mußten, mithin daß Indien von jeher das Grab dieser kostbaren Metalle gewesen ist. Der Zusammenhang des Italiänischen Handels mit den Flämischen Städten und der nordischen Hansa, die enge Verbindung des Privateigennutzes mit dem Religionsinteresse, bey den Kreuzzügen, so wie bey den Pilgerschaften der Mohammedaner aus der Barbarey, dem innersten Afrika, und allen Gegenden Asiens nach Mekka, und die dadurch bewirkte Annäherung derselben Menschen gegen einander, die durch Meynungen und Fanatismus sonst sich so heftig abstießen: dies sind fruchtbare Gesichtspunkte, welche den Leser dieses Werks zum eigenen Nachdenken einladen, und nach der Art, wie Robertson es thut, den richtigen Sinn für eine zweckmäßige Behandlungsart der Geschichte verrathen.

Weniger, oder gar nichts, leistet der Schrift-

steller, der uns bloß das Gedächtniß mit unzusammenhängenden Thatsachen belastet, als derjenige, der uns Winke von der wunderbaren Ineinanderwirkung der Begebenheiten und der moralischen Kräfte verschiedener Zeitalter und Geschlechter giebt, und dadurch den Leser zur Erreichung seiner edelsten, seiner wahren Bestimmung, zum eigenen Denken, veranlaßt. Die Sittenschilderung der Indier, der kurzgefaßte Blick in ihre Lebensweise, ihre Religion, ihre Gelehrsamkeit, ihre Gebräuche, ihre Arbeiten, ihr ganzes merkwürdiges, durch Jahrtausende bestehendes System von Kultur, und die fortlaufende Vergleichung der Zeugnisse alter Schriftsteller mit den Beobachtungen der neuesten Reisenden und der Englischen Befehlshaber in Indien, geben diesem Werke noch einen Vorzug mehr. Um aber nicht einen Grad der Vollkommenheit darin ahnen zu lassen, den menschliche Arbeiten so selten besitzen, muß die Unpartheylichkeit noch hinzufügen, daß der Gegenstand durch diesen ersten Versuch noch lange nicht erschöpft ist, und daß es, selbst dem gelehrten Robertson noch an der Kenntniß vieler Hülfsquellen fehlte, die ihm beträchtliche Ergänzungen, und

zuweilen wesentliche Berichtigungen dargeboren hätten. Viele Schriftsteller, die nicht im Stande waren, den Gedanken zu einem Buche, wie diese historische Untersuchung, zu erzeugen und durchzuführen, können gleichwohl das Verdienst besitzen, einzelne Zweige der Litteratur, welche Robertson zu seinen Materialien benutzen mußte, sorgfältiger durchgestöbert zu haben — und wer zweifelt, daß sie es geltend zu machen wissen?

Die Brittische Geschichte selbst ist noch immer eine Fundgrube für Diplomatiker und Alterthumsforscher. Lodge in seinen Illustrations of British History hat in der That viele wichtige Beyträge zu einer vollständigeren Bearbeitung der Regierungen Heinrichs des Achten, Edwards des Sechsten, der Königinnen Maria und Elisabeth und Jakobs des Ersten, aus den Handschriften der Familien Howard, Talbot, Cecil u. s. f. gesammelt. Weder von gleicher Wichtigkeit noch gehörig authentisch sind die von Charles Hamilton herausgegebenen Transactions during the Reign of Queen Anne, worin der berühmte Herzog von Marlborough sehr verkleinert wird. Marlborough war unstreitig seinen

Ruhm nicht werth; allein die Angriffe dieses Verfassers gehen nur deshalb auf ihn, weil er zur Whigs-Parthey gehört, und es gegenwärtig mehreren Torys zum angelegenen Geschäfte geworden zu seyn scheint, die großen Namen ihrer Gegner herunterzureißen, und der Geschichte dieser Partheyen dadurch eine andere Gestalt zu geben. Will man sehen, wie das Glas der Partheyen dieselben Gegenstände anders färbt, so lese man die beyden Skizzen (Sketches) der Regierung Georgs des Dritten, die in diesem Jahre herauskamen, und ungefähr gleichen Anspruch auf Glaubwürdigkeit und gleiches Schriftstellerverdienst haben mögen, ohne deshalb sehr gegründete Hoffnung zu einer Fortdauer bis auf die Nachwelt für sich zu haben. Heinrichs des Zweyten, Richards und Johannes Regierungen schildert Berington nicht ohne einiges Verdienst, wenn gleich der Blick ihm zu fehlen scheint, womit der Geschichtforscher sich die großen Gesichtspunkte der Geschichte zu eigen machen muß. Die umständliche Erzählung der Begebenheiten des Englischen Seedienstes (Naval et Military Memoirs) vom Jahr 1727 an, wo Campbells Geschichte der Brit-

Brittischen Admiräle aufhört, hat für eine Nation, die einen so starken Seehandel treibt, und zugleich auf die Herrschaft des Oceans so großen Anspruch macht, einen besondern Werth. Beatson gedenkt dieses Werk bis auf die gegenwärtige Zeit in sechs Octavbänden fortzuführen, von denen die drey ersten bereits erschienen sind. Der Vollständigkeit wegen, gehört noch eine historische Skizze vom Charakter des jetzigen Kronprinzen von Dännemark hieher, die in Briefen aus Kopenhagen abgefaßt ist, und eine so vortheilhafte als wahre Darstellung dieses edlen jungen Mannes enthält. Auch müssen wir hier noch die nützliche Sammlung von Friedenstractaten zwischen Großbritannien und andern Mächten erwähnen, welche Chalmers in zwey Octavbänden herausgegeben hat.

Bey Robertsons Untersuchung über Indien hatte ich bereits Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, wie leicht es einem Litterator werde, in den Werken des Geistes, des Genius und der höheren Kraft die Lücken auszuspähen, die kleinen menschlichen Uebereilungen und Mängel zu entdecken, und die vergessenen oder nicht genug hervorgezogenen Thatsachen

nachzutragen. Bey keinem Werke menschlicher Anstrengung aber, welches seines innern Gehalts und seines großen Umfanges wegen in die Classe der bleibenden und ehrenvollen Denkmähler unserer Fähigkeit gehört, ist die Kritik emsiger beschäftigt gewesen, dem Ruf eines großen Schriftstellers in den Rücken zu fallen, als bey der Erscheinung von **Gibbons** Geschichte des Verfalls und Untergangs des Römischen Staats. Ueberall, nicht nur in England sondern auch in Deutschland, welches doch, **Schillern** abgerechnet, noch keines musterhaften Geschichtschreibers sich rühmen darf, haben diejenigen, die nicht schreiben konnten, an dem Styl dieses Werks; diejenigen, die den Plan zu einem so großen Unternehmen nie ersonnen, geschweige ausgeführt hätten, an der unendlich fleißigen Ausführung aller Bestandtheile desselben; diejenigen, die für das philosophische Ganze, für die ästhetische Einheit desselben, und die Höhe des Standpunkts, aus welchem des Geschichtforschers Auge über seinem Gegenstande schweben muß, keinen Sinn hatten, über Auslassungen, Unrichtigkeiten, Mängel, irrige Citationen, verschriebene Jahrzahlen — ein jämmerliches Klag-

geschrey erhoben. Es hat sogar Deutsche Historiker gegeben, die mit unendlicher Erbauung Häberlins Deutsche Reichshistorie studiert, Gibbons sechs Quartanten aber vor tödtender Langerweile nicht haben hinterwürgen können. Ich muß hinzusetzen, daß mir diese Erscheinung aus der Psychologie nicht unerklärbar ist, da bekanntlich bey einem sehr hochgespannten Grad des Dünkels das Gefühl von der unerreichbaren Vortrefflichkeit eines andern in bittern Haß, und dieser zuletzt in Geringachtung übergehen kann. — Alle über Gibbons Werk geäußerte Kritiken haben inzwischen ihren unverkennbaren Werth; bey einer neuen Auflage oder einer Uebersetzung könnte man sie benutzen, und solchergestalt dem vortrefflichen Werk einen Grad der Vollendung geben, dessen sich vielleicht kein anderes historisches Buch rühmen kann. Freylich hätten die Tadler ihren Zweck verfehlt, wenn es ihnen nur darum zu thun gewesen wäre, den Ruhm des Verfassers sammt seiner Arbeit herunter zu reißen, anstatt ihr Scherflein beygetragen zu haben, um jedes kleine Gebrechen, das ihr noch wie der Sonne ihre Flecken anhing, davon wegzusäubern. Diese Bemerkung veran-

laßt das so eben beendigte mühsame Werk des Predigers Whitaker (Review of Mr. Gibbons history, etc.), worin er sichs angelegen seyn läßt, die sämmtlichen sechs Bände des Gibbonschen Werkes Blatt für Blatt durchzugehen, jeden Verstoß zu beleuchten, und, was die Hauptsache und die erste Veranlassung des ganzen Unternehmens war, gegen den Erzspötter die Sache des heiligen, gottseligen, alleinseligmachenden, alleinherrschenwollenden und in seinem Genusse nicht ungestraft zu störenden Hornissennestes der Pfaffheit bestmöglich zu verfechten. Hinc illae lachrymae!

Können wir einen bequemeren Steg finden, der aus den Regionen der beglaubigten Geschichte, über den Abgrund des Unbegreiflichen hinweg in das Reich der Offenbarung und ihrer Organe führt? Hier finden wir zuvörderst noch ein Paar Schriftsteller, die zur Kirchengeschichte gehören, Gregory und Priestley, die beyde einen Abriß dieses verworrenen und trockenen Zweiges der historischen Wissenschaften geliefert haben. Der erste hat das Verdienst, den ungeheuren Wust, der sonst so viele Folianten füllte, in ein Paar

Duodezbändchen zusammengezogen zu haben; seine Arbeit ist also eigentliche Abkürzung, und unterscheidet sich von den Arbeiten seiner Vorgänger durch eine vorzüglich gute Eintheilung der Materien. Priestley hat ungefähr dieselbe Quantität Manuscript geliefert, doch geht er nur bis zum Sturz des abendländischen Kaiserthums; und man kann es ihm nicht verargen, daß er einen ziemlich starken Abschnitt den Streitigkeiten der Unitarier und Trinitarier gewidmet hat. Die Geschichte der Taufe von dem verstorbenen John Robinson, ist eine ausführliche Ausarbeitung in einem starken Quartbande, worin denn natürlicher Weise alles, was bey Juden, Christen, Heiden, Muselmännern u. s. w. vom Taufen, Untertauchen, Naßmachen, Baden u. dgl. nur vorkommt, seinen Platz erhalten hat. Daß eine so langweilige Herzählung von Ceremonien noch dazu in einer fehlerhaften Sprache geschieht, ist wirklich eine etwas starke Forderung an die Langmuth des Lesers. Die kritischen Anmerkungen (Strictures) des Dr. Campbell, über die Irländische Litterar- und Kirchengeschichte, begreifen die älteste Geschichte bis auf Heinrichs des Zweyten Regierung.

Allein wer schenkt uns Zeit und Geduld, die zahllosen Ballen von theologischem Makulatur zu durchstöbern, welche dieses Jahr in England zu Markte gebracht worden sind? An Predigten insbesondere ist der Segen so unerschöpflich, daß wir zehn Bogen damit anfüllen könnten, unseren Lesern zu erzählen, welche neue Wahrheit sie — nicht enthalten; da sind Predigten von den Bischöfen zu Norwich und zu Chester, von **Bowman**, **Charlesworth**, **Cominys**, **Draper**, **Dun**, **Carpenter**, **Clayton**, **Harper**, **Jones**, **Langhton**, **Parsons**, **Parry**, **Rudd**, **Shepherd**, **Smith**, **Streth**, **Turner**, **Wolstenholme**; und wiederum Predigten von **Logan**, **Bell**, **Stennet**, **Kett**, **Walker**, **Hayter**, **Love**, **Twentyman**, **Rippis**, u. s. f.; endlich noch Predigten über die göttliche Dreyeinigkeits-Lehre von **Holder**, zur Vertheidigung des Athanasischen Glaubensbekenntnisses von **Hey**, über Paulus vor dem Landpfleger Felix, von **Toulmin**, über den Mißbrauch der Vernunft von **Twining**, über die Nothwendigkeit einer Regierung, von **Manning**, über die Pflicht der Eltern, von **Jerment**, über die Gottheit Christi, von **Burgeß** und von **Smyth**, über

die Art und Weise wie das Christenthum zur Sittenverbesserung bestimmt gewesen, von Leadley, über das ungegründete Vorgeben, daß die Lehre vom Teufel in der Bibel stehe, von Astdowne, und was dergleichen mehr oder minder wichtige Gegenstände ferner seyn mögen.

Von eben diesem relativen Werth sind einzelne theologische Aufsätze dieses Jahrs, wie z. B. Porson, über die drey himmlischen Zeugen; Dodsons neue Auslegung des Propheten Jesaiah; Beeres Anmerkungen über das 8te Kapitel im Daniel; Wakefield, über die Schicklichkeit und Nothwendigkeit des öffentlichen Gottesdienstes; Moore, von der äußern Glaubwürdigkeit des Christenthums, imgleichen eine neue Auslegung der Offenbarung Johannis und eine neue Theorie der Erlösung, ein Versuch über die Religionen der Modewelt, und ein anderer von Dwight, unter dem Titel: Triumph des Unglaubens; ein neues Religionssystem; ein Angriff von Applegarth gegen die Quäker, und eine Vertheidigung des Papstthums, eine Uebersetzung in Versen der in der Englischen Kirche abgesungenen Collekten, und eine Sammlung von

frommen Grabschriften, auf verschiedenen Kirchhöfen abgeschrieben; eine orthodoxe Anrede des Bischofs Horsley an die Geistlichkeit seines Sprengels, und ein etwas sanftmüthigerer Hirtenbrief des Bischofs von London (Porteus) an die seinige. Die Polemiker haben, wie zu vermuthen war, auch nicht ganz still geschwiegen, obgleich verhältnißmäßig wenig von ihnen erschienen ist. Gegen Milner und Berington, die auf eine tolerantere Behandlung der Katholiken in England gedrungen hatten, tritt Williamson auf, und kämpft mit den alten rostigen Waffen seiner Kirche gegen diese Feinde des Protestantismus. Die Schottische Kirche (der Presbyterianer) hat an einem Grobschmid ihren Gegner gefunden, der in der That ziemlich handfest mit ihr verfährt, so wie sein Vorredner es mit den Englischen Dissenters macht; es ist indessen gut, daß niemand von diesen Hammerschlägen stirbt.

Um die Gottesgelahrtheit würde es indessen übel in England aussehen, wenn die ganze diesjährige Ernte aus leerem Stroh bestände. Wir eilen also, unsere Leser aus dieser bangen Besorgniß zu retten, und erwähnen hier noch die übrigen theologischen

Schriften, welche das Jahr 1791 zur Welt gebracht hat. Whitakers entdeckter Ursprung des Arianismus (the origin of Arianism disclosed) gehört, seiner Orthodoxie ungeachtet, dennoch an diese Stelle. Des Verfassers Scharfsinn und Untersuchungsgeist sind hier unverkennbar, und für seine Landsleute wenigstens hat er das Verdienst, über einen Gegenstand, den man endlich wohl für erschöpft halten sollte, manches Neue gesagt zu haben. Die Hauptidee in seinem Werke scheint die zu seyn, daß die Juden den Messiah, den sie zur Zeit der Entstehung des Christenthums erwarteten, selbst nicht als einen gewöhnlichen Menschen, sondern als den Sohn Gottes, als eine göttliche Person zu sehen hofften. Diese Vorstellungsart, bemerkt Whitaker, ließen sie erst im zweyten Jahrhundert unserer Zeitrechnung fahren. So wurden sie also selbst die ersten Arianer, und es ist daher kein Wunder, daß Ebion und Cerinthus, beyde Juden, diese Lehrart in das Christenthum übertrugen. Diese Zusammenstellungen sind wirklich nicht übel ausgeführt; nur könnte man gegen den Verfasser erinnern, daß nach seiner Art zu definiren und zu schließen, der Arianismus

wirklich älter als die Dreyeinigkeitslehre, und älter als die Geburt des Wesens, um dessen Rang hier der Streit ist, seyn könnte. Ein jeder Mensch, der nicht begreift, was ein Sohn Gottes, was eine göttliche Person sey, er mag gelebt haben, wenn und wo er will, heißt nach Whitakers Definition ein Arianer, wofern er nicht glaubt, was ihn unglaublich, oder widersprechend dünkt.

Der sanfte Archidiakon Paley, mit dessen Moralphilosophie unser Garve uns bekannt gemacht hat, liefert in einem Werke, das er Horae Paulinae nennt, eine mühsame, geduldige, kaltblütige und unpartheyische Vergleichung der Geschichte des Apostels Paulus, wie sie Lukas beschreibt, mit seinen Briefen, um die historische Glaubwürdigkeit der darin enthaltenen Thatsachen daraus zu erweisen. Für diejenigen, die dergleichen Argumente zu ihrer Beruhigung nöthig haben, giebt es also ein vortreffliches, wohlgemeintes, ohne Nebenabsicht geschriebenes, wahrhaft frommes Buch mehr in der Welt. Die Essays on the evidence, characteristicks doctrines, and influence of Christianity, von dem Hofkaplan der methodistischen Gräfin Huntingdon,

Mr. Haweis, sechzehn an der Zahl, sind zwar großentheils den besonderen mystischen Vorstellungsarten seiner Sekte gewidmet; allein sie enthalten auch sehr viel Wahres über Gegenstände der christlichen Sittenlehre, und geißeln insbesondere mit einer Strenge, welche sich die Feinde der Religion kaum irgendwo erlaubt haben, die Unsittlichkeit der Englischen Priester. Grays Schlüssel zum alten Testament (Key to the O. T.) gehört unter die brauchbaren Bücher für Landprediger, die auf eigene kritische und exegetische Forschungen keinen Anspruch machen, und keine Zeit darauf verwenden können. Ortons Briefe an einen jungen Geistlichen stehen in derselben Classe, und enthalten viele nützliche Lehren; uns sind sie durch Herders vortreffliche Briefe entbehrlich geworden. Was der unglückliche, theologische Märtyrer Bahrdt bey uns schon längst ausführte, eine verständliche Uebersetzung des neuen Testaments in der Sprache unseres jetzigen Zeitalters, das hat Gilpin jetzt auch in England geleistet, ohne dabey so geniemäßig zu Werke zu gehen.

Ein würdiger Schottischer Prediger, Dr.

Erskine, hat sich in seinen Trostbriefen (letters chiefly written for comforting those bereaved of children or friends) ungefähr denselben Gegenstand, wie unser Leß gewählt. Seine Sammlung ist theils aus Büchern, theils aus Handschriften gezogen; und darin unterscheidet sie sich von der Arbeit des Deutschen Theologen, die ganz Originalwerk ist. Auch Colliers Historical and familiar essays on the scriptures of the old Testament, haben das Verdienst der frommen Absicht, zu erbauen und zu trösten, ob sie gleich hier und da einige Nachlässigkeit im Styl verrathen, die man mit der bedrängten Lage des alten Verfassers entschuldigt. Zu den nützlichen homiletischen Schriften gehört unstreitig noch die von Stockdale bekannt gemachte Sammlung von Predigten an die Matrosen, welche dem Charakter und den Bedürfnissen dieser oft sehr verwilderten Classe von Menschen angemessen ist. Eine neue Concordanz von Crutwell, den fünften Band von Hunters sacred Biography, ein Paar Predigten von Priestley über die Auferstehung und über die geoffenbarte Religion, eine Predigt von

Jeans über die Kirchenzucht, eine lateinische Predigt des Dr. Randolph, vor dem Synod von Canterbury, eine zweyte Schrift des Unitariers Lindsey, an die Studierenden zu Oxford und Cambridge, gegen die anglikanische Orthodoxie, können wir hier bloß anzeigen. Eine merkwürdige jüdische Schrift aus dem vorigen Jahrhundert, welche man aus der Portugiesischen Handschrift ins Englische übersetzt hat, verdient indessen noch einige Erwähnung. Der Verfasser, Dr. Montalto, schrieb im Jahre 1650 zu Venedig diesen, den Begriffen des Judenthums gemäßen Traktat über das 53ste Kapitel des Jesaias, und widerlegt darin die katholische Meynung, daß in diesem Kapitel der Messiah prophezeiht werde, auf eine von unseren protestantischen Exegeten seitdem weit vollkommener und mit mehr Kenntniß ausgeführte Weise. Hieher gehört denn auch James Edward Hamilton, der in seinen Strictures upon primitive Christianity schlechtweg behauptet, daß Jesus nicht der verkündigte Messias gewesen ist; daß die neutestamentlichen Schriften untergeschoben oder verfälscht sind, und daß die darauf ge-

grundete Religion eine sophisticirte Lehre Jesu ist. Er nennt sich selbst einen Ebioniten, und kämpft gegen den Dr. Knowles, dessen Schilderung des ursprünglichen Christenthums wir unter einem der vorigen Jahre bereits erwähnt haben, gegen den Trinitarier Horsley, den Unitarier Priestley, und überhaupt wohl gegen jeden, der nicht gerade seiner Meynung ist. Zum Beschluß kann diesmal die Nachricht des Ketzerprocesses dienen, den die Synoden der Schottischen Kirche zu Glasgow und Air, zu Gunsten des Beschuldigten, eines würdigen Predigers ihrer Kirche, des Dr. Gill, entschieden. Der Verfasser dieser Nachricht wüthet, daß man einen solchen Erzsocinianer, wie er ihm vorkommt, nicht nach aller Strenge der geistlichen Gewissenstyranney behandelt hat.

An diese Auswüchse der Litteratur schließt sich eine andere Gattung an, die ich das litterarische Bedlam nennen würde, wenn Lichtenberg nicht das Monopolium dieses treffenden Ausdrucks behaupten könnte, weil er ihm als Erfinder gehört. Doch so genau nehmen es Freunde wohl nicht, und es ist ja übrigens

die einzige wahre Huldigung, auf welche das Genie rechnen darf, daß es seine Ideen, eben weil sie so leichtig als zuverlässig sind, wie die Wechselbriefe eines Hope oder Bethmann, in der ganzen Welt gangbar werden sieht. Im eigentlichsten Verstande für dieses Bedlam qualificirt sich ein Octavbändchen unter dem Titel: Besuche aus dem Geisterreich (Visits from the world of Spirits), oder interessante Anekdoten der Verstorbenen, eine Sammlung von Erscheinungsgeschichten aus allen Zeitaltern und Ländern, wobey sich der Herausgeber seiner Unpartheylichkeit rühmt, die man bey einer solchen zwecklosen Arbeit wohl zuletzt genannt zu sehen erwartet hätte. Ein gewisser Dr. **Stearns**, der sich den königlichen Astronomen der Provinz Quebek und Neubraunschweig, und zugleich der Amerikanischen Staaten Massachusett und Vermont betitelt, erscheint in seinem american oracle als ein Narr von einer mit dem vorigen verwandten Art. Sein Orakel, ein etwas dickerer Octavband als jener, lehrt Chronologie, Geographie, Astronomie, Botanik, Chemie, Anatomie, Elektricität, Magnetismus, Mechanik, Optik, Landbau,

Architektur, Politik, Rechtskunde, Arzneykunde und Chronologie; giebt einen Abriß der Amerikanischen Revolution und Verfassung; erzählt die Geschichte der Quäker und Schüttler, der Herrnhuter, Methodisten und Swedenborgianer; unterweiset den geneigten Leser, wie er sich eine gute Frau wählen, Hanf bauen, Thee kaufen, Bienen ziehen, Ungeziefer vertilgen, und allerley Krankheiten heilen soll; betheuert endlich die unbezweifelte Wahrheit der Geistererscheinungen und die wunderbaren Wirkungen des thierischen Magnetismus, und dies alles, bald in Versen, bald in Prosa. Fast scheint diese Gattung von Ueberspannung von der poetischen Ader unzertrennlich zu seyn; denn auch Mr. Thomas Clement hat in seinem Schlüssel zur Naturlehre (Key to Natural philosophy) die heroische Versart angebracht, um seine nagelneuen Gedanken über das Weltall, und die von Newton nicht entdeckte Ursache der Schwere an den Tag zu legen. Der Paroxysmus ist indessen so heftig nicht gewesen, wie bey Mr. Stearns; denn sein Bändchen hat nur 95 Seiten. Von dem ehrlichen Dr. Edwards ist man bereits durch mehrere Anfälle

fälle gewohnt, Vorschläge anzuhören, welche sich allenfalls im Monde realisiren ließen. Diesmal tritt er wieder mit seiner großen und wichtigen Entdeckung des achtzehnten Jahrhunderts auf, welche nichts geringeres als einen allgemeinen Reformationsplan der Englischen Verfassung enthält, an dem schwerlich etwas brauchbarer ist, als der Gedanke, daß die Englische Verfassung wirklich einer Verbesserung bedarf. Doch diesen Gedanken predigen die patriotischen Gesellschaften jetzt mit ganz anderem Nachdruck und mit Beziehung auf weit ausführbarere Projekte. Eigentlich enthält dieses Werk nur in einer andern Einkleidung eben dasselbe, was der Verfasser bereits in seiner königlichen und constitutionsgemäßen Wiedergeburt Großbritanniens (Royal and constitutional Regeneration of Great Britain) gesagt hatte. Man muß indessen nicht glauben, daß der Unsinn dieses Werkes alle gesunden Einfälle gänzlich ausschließt. Der Verfasser mag sich selbst zum Staatsminister anbieten, und dem Frauenzimmer das Geschäft der politischen Wiedergeburt immerhin auftragen wollen; so existiren doch die Ge-

brechen nicht minder, denen er auf diese Art abhelfen will.

Nach dieser Abschweifung in die schwindlichte Mondesnähe senken wir uns wieder zur ebenen Erde hinab, wo das Gewicht einer ganzen Luftsäule auf unser Hirn, unserer Vernunft die gehörige Beständigkeit und das rechte à plomb giebt. Das Gegenstück zu jenen ebengenannten Werken einer überspannten Einbildungskraft sind die vielen schöngeschriebenen und zum Theil so reif gedachten Essays (Versuche), welche noch beynahe gänzlich das ausschließende Eigenthum der Englischen Litteratur bleiben, und wovon wir dieses Jahr eine ziemlich starke Anzahl anzuzeigen haben. Manche, wenn gleich nicht neue, doch sehr treffende, und in einer nicht alltäglichen Verbindung gesagte Bemerkungen, findet man in einer hieher gehörigen Schrift: reflections on peace and war (über Krieg und Frieden) worin zugleich auf die jetzige Lage der öffentlichen Angelegenheiten in England Rücksicht genommen wird. Aus diesem Grunde schließt sie sich zugleich sehr schicklich an die politischen Schriften an. Der Verfasser eifert gegen den

Krieg, und widerlegt manches Argument, womit man ihn, wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen, oder als ein unvermeidliches, nothwendiges Uebel darzustellen pflegt. Wahr ist es, daß wenn einer Verfassung, welche allen Menschen gleiche Rechte einräumt, allgemeiner gehuldigt werden sollte, der Friede ebenfalls dauerhafter und heiliger werden muß; nur den Leidenschaften der Despoten und ihrer Herren, der Privilegirten um sie her, verdankt die Erde noch die Greuel des Krieges.

Ein anderer Essayist, der den Ruhm des angenehmen und lehrreichen Schriftstellers verdient, ist John Austen, der nebst sechs oder sieben andern jungen Männern in Oxford eine periodische Schrift unter dem Titel: the Loiterer schrieb, welche ihrer Vorgängerin und ihrem Muster, dem Rambler, an die Seite gestellt zu werden verdient, und sich sowohl durch Styl, als Leichtigkeit, gute Laune, Wahrheit und Abwechselung empfiehlt. Von der moralischen Seite haben auch des Predigers Neale's Essays on modern manners (über die jetzigen Sitten) einiges Verdienst. Bonnett, ein anderer Prediger, handelt ein

verwandtes Subjekt, nämlich weibliche Erziehung, in seinen Briefen an ein junges Frauenzimmer ab; nur kann es nicht gebilligt werden, daß der größte Theil seines Werkes die Religion, oder richtiger die Theologie betrifft, wobey er sich zugleich bis auf eine Schilderung der zahlreichen Secten in England ausdehnt. Die Briefe des Doctor Berkenhout an seinen Sohn auf der Universität haben einen ähnlichen Zweck, und enthalten manchen guten Wink, manche richtige Bemerkung über die Erziehung junger Engländer. Dürften wir bey einer so schönen Gelegenheit nicht auch die eine Bemerkung nur wagen, daß man bey der in allen Ländern im Durchschnitte noch so zwecklosen und zweckwidrigen Erziehung sich wirklich wundern muß, wie es möglich war, daß unsere Zeitgenossen auch nur so weit, als sie jetzt sind, haben kommen können? Eben diesen wichtigen Gegenstand berührt auch Parsons in seinen hints on producing genius (Winke, wie Genie hervorgebracht wird); allein der sonderbare Titel scheint beynahe das Merkwürdigste dieses Bändchens zu seyn, das in einer schwülstigen, dunkeln

Schreibart abgefaßt ist, und keine reifen Ideen verräth.

Die sechs Briefe eines Ungenannten über Intoleranz gehören in die Klasse der philosophisch-politischen Essays. Der Verfasser geht alle, sowohl alte als neue Völker durch, und zeigt die Spuren des Verfolgungsgeistes gegen Meynungen überall. Das große wahre Resultat dieser scharfsinnigen, gelehrten, freymüthigen und unpartheyischen Untersuchung, ist die Ueberzeugung, daß die Verfolgung jederzeit ihren eigenen Zweck verfehlt, und daher die Pflicht der Gesetzgeber es mit sich bringt, dem unsinnigen Gedanken einer Vereinigung aller Gesinnungen über Gegenstände der Religion, zu entsagen. Es wird noch ein zweyter Band dieses Werkes versprochen, welcher eine Uebersicht des gegenwärtig in der Welt noch bestehenden Intoleranz-Systems enthalten soll. Das heilige Recht der allgemeinen Gewissensfreyheit findet auch an Falkland, dem Verfasser eines Versuchs über Bigotterie, religiöse Neuerungen und Unglauben, (Essay on bigottry, religions innovation and infidelity) einen eifrigen Verfechter; nur

Schade, daß ihm eine dreyfaltige Gottheit so viel begreiflicher scheint, als eine einige, daß er sogar den armen Priestley und seiner socinianischen Lehre mehr metaphysische Spitzfindigkeit als der andern vorwirft, und überhaupt bey dieser Gelegenheit nicht nur mit seinen toleranten Grundsätzen in Widerspruch geräth, sondern vielmehr merken läßt, daß sie ihm eigentlich fremd seyn müssen, und ihre Schaulegung vermuthlich nur auf einen litterarischen Endzweck berechnet ist.

Philosophischen, historischen und litterarischen Inhalts sind die Essays eines bereits bekannten Schriftstellers, Belsham, wovon in diesem Jahre der zweyte Band erschienen ist. Die Immaterialität der Seele; das letzte Glaubensbekenntniß des Pater Courayer, eines Katholiken, der aber die Ordination der Englischen Bischöfe für gültig erklärte; die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer vom Staate vor den übrigen angenommenen Religion, stehen hier neben ein Paar historischen Untersuchungen über die Regierungen Jakobs des Zweyten und Wilhelms des Dritten. Man sieht, daß der Verfasser es mit der Au-

glikanischen Kirche hält; indeß bedient er sich einer billigen Argumentation, und einige seiner Bemerkungen verdienen nicht unbenutzt zur Erde zu fallen. Einem weitläuftigen Versuch über den Selbstmord, von Moore, können wir kaum diesen Vorzug einräumen; hingegen fehlt es dem Verfasser nicht an Belesenheit und Gelehrsamkeit, womit er sein Werk ausgeschmückt, und sogar unterhaltend zu machen gewußt hat. Die moralischen Versuche des Arztes Barry enthalten weder neue noch neugesagte Sachen, sondern ein Uebermaß von Deklamation, wobey man nur der unsträflichen Absicht des guten Mannes ein rühmliches Zeugniß geben kann. Moralphilosophie, Theologie und Politik sind die Gegenstände, womit sich Cooper in seinen Tracts beschäftigt. Der Materialismus und die Lehren Socins, von der Einheit Gottes, werden hier wieder hervorgesucht, scharfsinnig geprüft, und wider ihre Gegner in Schutz genommen. Selbst strenge Anhänger der entgegengesetzten Parthey sprechen dem Verfasser nicht Fähigkeit, Scharfsinn, Deutlichkeit und jene Gabe ab, über dunkle und verworrene Streitfragen

ein neues Licht zu verbreiten. Die poetical Essays eines Ungenannten würden so eigentlich nicht hieher gehören, wenn nicht ein prosaischer Aufsatz voranstände, welcher wenigstens von der Philosophie des Verfassers ein besseres Vorurtheil, als von seiner Dichtkunst erregt. Noch weniger verdienen die Curiolities of Litterature hier eine Stelle, ob sie gleich als eine Sammlung der heterogensten Anekdoten und Excerpte viel Unterhaltung gewähren, und der Belesenheit des Sammlers Ehre machen.

Eine der besten Schriften aus dieser Classe bleibt uns jetzt noch zu erwähnen übrig, der Essay on the principles of Translation, (Versuch über die Grundsätze des Uebersetzers) der sowohl in Beziehung auf die Uebertragung classischer, Griechischer und Lateinischer Schriftsteller in die Sprachen der Neueren, als auch über das Geschäft, die Pflicht, die Gränzen der Kunst des Uebersetzers, den Gegenstand auf eine angenehme und lehrreiche Art erschöpft. Die Kritik, welche in diesem gelehrten Werke herrscht, verbunden mit dem umfassenden Blicke, den der Verfasser über das

Ganze wirft, empfehlen es unseren Uebersetzern zum Handbuche, wenn sie anders Zeit haben, bey ihrer Taglöhner-Arbeit ein Buch zu lesen. Es hat uns immer gedünkt, daß gute Uebersetzer fast eben so selten sind als gute Originalschriftsteller, und daß die Arbeit jener eben so viel Talent und Vorkenntnisse, als die der letzteren erfordert; und diese Sätze finden wir hier behauptet, und mit guten Gründen erwiesen. Ohne uns aber bey dem Werth der diesjährigen in England herausgekommenen Uebersetzungen aufzuhalten, wird es hinreichend für unsren Zweck seyn, mit ihre große Menge anzuzeigen, und dadurch auf das steigende Bedürfniß des dortigen Publicums aufmerksam zu machen. Die übersetzten Bücher sind: Alciphrons Briefe aus dem Griechischen; Alvarez (oder le Diable amoureux) von Cazotte; des Aristoteles Poetik von Twining; Anacharsis Reisen von Barthelemi; Anquetils Mémoires de la Cour de France; Archenholz Gemählde von Italien; Cartieres Auszug der Französischen Geschichte; die Campagnen in Schweden; Condorcets Leben Voltaire's; Chaptals Che-

mie; Delangle Beschreibung der Schweiz; die Briefe der Herzogin von Orleans; Maritis neue Reisen; das rothe Buch von Frankreichs Blutsaugern; Florians Turteltaube; der Neger, dem wenige Europäer gleich kommen (aus dem Französischen); Poirets Reisen in der Barbarey; Petrarcas Uebersicht des menschlichen Lebens, von Mrs. Dobson; Zollikofers Predigten, unter dem Titel: moral and philosophical Suggestions, wobey noch bemerkt zu werden verdient, daß die Englischen Recensenten den Verfasser Soltikow nennen; Richter, vom Staar, und Wenzel über denselben Gegenstand; Linguets Kritik über Voltaire; die Gefahr des Europäischen Gleichgewichts, angeblich vom König Gustav dem Dritten; Pages Reisen; Gregoire, über das Schicksal der Juden in Frankreich; Zimmermanns Versuch über die Einsamkeit, und dessen Unterredungen mit Friedrich dem Großen; die Geschichte der Bastille; die Verbrechen der Könige von Frankreich, von Lavicomterie; die Beschreibung der Krimm, unter der unschicklichen Benennung Osttartarey; der Telemach von

Israeli; Swedenborg, von der Ehe; Madame Cambons junger Grandison; Sieyes, vom Erbadel; Raynals radotirender Brief an die Nationalversammlung; Wendeborns Abriß von Großbritannien, von ihm selbst übersetzt; der Oedipus des Sophokles, von Clarke übersetzt; Rousseaus Bekenntnisse und sein Contract social; eine neue Uebersetzung des Herodotus, von Belon; eine Abkürzung des Werks von Filangieri, über die Gesetzgebung; des Sir David Dalrymples Uebersetzung des Briefs von Tertullian an Skapula; einige Pindarische und Horazische Oden, von Tasker; die kleinen Aufsätze von Montesquieu; die Anmerkungen des Pistorius, über Hartleys Theorie des menschlichen Verstandes; Neckers Administration; eine neue Uebersetzung des Juvenal von Owen; Göttlings chemischer Handapparat; Fleurieus Entdeckungen der Franzosen südöstlich von Neuguinea; die Französische, Polnische und Amerikanische neuen Verfassungen; die Kriegsmaximen und Denkwürdigkeiten des Sultans Tippo-Sahib; die Bittschrift der Quäker an die Nationalversammlung von

Frankreich; das Leben des berüchtigten Cagliostro; Rabaut de St. Etienne's Anrede an die Englische Nation; Erskine's Uebersetzung der Werke Deutscher Gottesgelehrten, welche in die Polemik und Kirchengeschichte gehören; die Leiden des Dr. Stahl in den Gefängnissen der Inquisition zu Goa, u. s. w. —

III.

OBSERVATIONS

SUR

LE TEMPLE DE DIANE

A

EPHESE.

1780.

Ces observations se bornent à concilier ensemble quelques passages contradictoires de Pline, au sujet du Temple de Diane à Ephése. Le premier de ces passages se trouve dans le VII. Livre Chap. 38. (37.) et ne contient que ces mots:

„Ctésiphon le Gnossien s'est rendu célèbre par la construction admirable „du Temple de Diane à Ephése."

Le second endroit est celui du Livre XVI. c. 79. (40.) Il est conçu en ces termes:

„Les bois d'ébène, de cyprès et de „cédre sont les plus durables; on en a „fait l'expérience dans le Temple de la „Diane Ephésienne, bâti il y a *quatre* „*cent* [illegible] aux fraix de toute l'Asie, et „dont les solives du toît sont de bois de „cédre. L'on ne sait pas précisément de „quel bois est faite l'image de la Déesse. „Plusieurs prétendent qu'elle est d'ébène; „mais Minucius qui a été trois fois Con[illegible], après l'avoir vû de près, dit qu'elle „est taillée d'un cep de vigne, et qu'elle

„n'a jamais été changée quoique le Tem-
„ple ait été rebâti sept fois. Il ajoute que
„ce bois fut choisi par Pandémion. Je
„m'étonne qu'on a préservé le nom de
„cet Artiste, puisqu'on attribue à cette
„piéce une plus haute antiquité que celle
„de Bacchus et même de Minerve. Il dit
„encore que cette image est percée de
„quantité de petits trous, et qu'on y ver-
„soit de l'huile de nard, pour entretenir
„les jointures; mais il est fort singulier
„à mon avis qu'il y ait des jointures à un
„si petit ouvrage. Les battans des por-
„tes sont de bois de cyprès, et paroissent
„tous neufs encore, quoiqu'il y a prés
„de quatre cens ans qu'ils ont été placés.
„Cependant il faut remarquer, qu'ils
„avoient été trempés dans de la colle
„pendant quatre ans."

Un troisième passage enfin L. XXXVI. Ch. 21. (14.) renferme ces mots:

„On admire avec raison la splendeur
„du Temple de Diane à Ephése qui fut
„construit il y a *deux cens vingt ans*,
„aux fraix de toute l'Asie. On en jetta
„les fondemens dans un endroit maréca-

geux

„geux pour le garantir d'être endommagé „par les tremblemens de terre, et pour „empêcher qu'il n'en reçut des crevasses. „Mais un édifice de cette importance „ayant besoin d'une base solide, l'on „commença d'abord par mettre une cou„che de charbon crépi, et par dessus une „couche de toisons. Le Temple avoit „quatre cens vingt-cinq pieds de lon„gueur et deux cens vingt pieds de lar„geur. Il étoit décoré de cent vingt sept „colonnes de soixante pieds de haut, les„quelles furent ajoutées aux dépens de „plusieurs Rois; il y en avoit trente-six „de sculptées, dont une étoit l'ouvrage „de Scopas. L'Architecte Chersiphron „dirigea les ouvrages. Il est étonnant „qu'on a été capable d'élever des épisty„les de cette grandeur. On y parvint en „entassant une quantité de sacs pleins de „sable, les uns sur les autres en pente „douce au dessus des chapiteaux des co„lonnes; de sorte qu'en vuidant les sacs „les plus bas, l'entablement s'affaissa par „dessus les colonnes et prit sa juste posi„tion. La plus grande pierre fût placée

„au dessus du portail. D'abord elle ne „voulut pas tomber dans sa place; et „l'Architecte au désespoir, resolut de „s'arracher la vie. Il s'endormit la nuit, „accablé de cette sombre idée. Alors, „Diane à ce qu'on prétend, lui apparut „et l'encouragea à vivre en l'assûrant „qu'elle avoit arrangé la pierre. Effecti- „vement, le lendemain on trouva la „pierre à sa place, sans doute que son „propre poids l'y avoit portée."

Il paroît d'après ces extraits que Pline dit d'abord qu'on avoit travaillé à ce Temple depuis *quatre cens ans*, et qu'il fixe ce tems dans un autre endroit à *deux cens vingt* ans; que dans l'un de ces passages il appelle l'Architecte *Ctésiphon*, et dans l'autre *Chersiphron*.

La ressemblance de ces noms pourroit faire soupçonner que l'un ou l'autre ait été défiguré par quelque Copiste. Mais on retrouve chacun de ces deux noms chez les autres anciens Ecrivains.

Vitruve, L. X. dit expressément que l'Architecte Ctésiphon et son fils Métagène ont bâti ce Temple; et Strabon au

contraire attribue ce travail à Chersiphron. Cependant le passage de Strabon ne manque pas de nous donner déja quelques éclaircissemens; le voici:

„Chersiphron l'Architecte fut le premier qui fonda le Temple de Diane en „cette ville (d'Ephése), qui a été aggrandi „depuis par un autre dont le nom est „inconnu. Ce Temple ayant été brûlé „par Hérostrate, il en fut élevé un autre „plus magnifique et plus beau, les femmes d'Ephése se dépouillant de leurs „parures et de leurs bijoux, pour fournir „les fraix de cette entreprise. — Ce „nouveau Temple eut pour Architecte „Chironocrate, le même qui a éternisé „sa mémoire par la fondation de la ville „d'Alexandrie." Liv. XIV.

Avant d'aller plus loin, j'observerai que ce nom de *Chironocrate* paroît être mal-écrit, parceque Solin, Pline, Marcellin, Valerius Maximus et plusieurs autres Ecrivains s'accordent à nommer *Dinocrate* l'Architecte d'Alexandrie, le même qui conçut l'idée gigantesque de tailler le Mont Athos en statue,

et de placer une ville dans l'une de ses mains.

Strabon distingue ici, comme nous venons de le voir, deux époques très différentes de la construction du Temple, ce qui semble s'accorder avec l'expression de Pline, qu'il a été sept fois rebâti, *septies restituto Templo.* Pour mettre à ce sujet toute la discussion possible, il ne sera point hors de propos de donner ici le résumé des événemens qui ont rapport à ce Temple.

Selon le témoignage universel de tous les Anciens le premier peuple qui érigea un Temple à Diane dans l'endroit où la ville d'Ephése fut bâtie dans la suite, ce furent les Amazones *). Ce Peuple si remarquable par le gouvernement des femmes établi chez lui dès les premiers tems, étoit sans contredit l'un des plus anciens dont il soit resté quelques notices. L'abbréviateur de Trogue Pompée nous apprend, que les Amazones étoient originaires de Scythie, et ce fut là le sentiment général de l'Antiquité. Or les

*) Denys le Périégète v. 927. et Solin c. 43.

Anciens parlent toûjours des Scythes comme de la Nation primitive qui existoit dans le monde avant toutes les autres.

Il ne paroît pas étrange que les Amazones eussent établi un culte à Diane, puisque les attributs de cette Déesse s'accordent assez avec la façon de penser de ces femmes dénaturées et féroces. Diane insensible et farouche, qui ne trouvoit du plaisir qu'à lancer ses javelots aux cerfs et aux sangliers, c'étoit en même tems la Déesse conservatrice de la nature vivante; son sein déployoit plusieurs rangs de mammelles, emblémes de la fécondité et de la nutrition universelles; soeur du Soleil elle regnoit pendant la nuit, comme lui pendant le jour; à sa volonté la terre buvoit la rosée, les nouveaux Etres se développoient; elle fournissoit les germes, et le Soleil les faisoit éclorre, elle étoit présente aux couches des femmes et leur prêtoit du secours; en un mot, tout renaissoit sous ses auspices. Me tromperois-je beaucoup si je croyois que les premiers traits de ce

caractère héterogene ne nous présentent dans la Déesse qu'une Amazone insociable; tandis que les derniers font un portrait assez juste du principe féminin dans la nature? Mais je quitte la conjecture, car l'usage où étoient tous les anciens Peuples d'adopter la Religion de ceux mêmes qu'ils avoient conquis, nous laissera toûjours en doute, si la Diane d'Ephése étoit originairement une Divinité des Amazones, ou si elles ne l'avoient pas empruntée des Cariens et des Léléges, habitans de l'Asie mineure, qui y ont demeuré dès les premiers siècles. C'étoient des soldats mercenaires qui servoient dans les guerres des autres Nations, et lesquels par conséquent l'on avoit coutume de ranger en face du plus grand danger, d'où vient le proverbe: *in Care periculum* *) *!*

La Nation errante des Amazones, sortie des contrées élevées de la Scythie,

*) Cicero pro Flacco. — On soupçonne qu'il est fait mention des Cariens comme de mercenaires, même dans l'Ecriture Sainte. 2 Samuel XX. 2. 3. — 2 Reg. XI. 4. 19.

parut très anciennement dans l'Asie mineure ou l'Asie proprement dite. Un passage de Tacite (Annal. l. III. c. 61.) nous apprend que les Amazones s'y étoient établies même avant l'expédition de Bacchus, puisqu'après avoir été vaincues par ce conquérant, elles s'attroupèrent autour de l'autel de Diane, lui demandèrent la vie, et furent assez heureuses pour le fléchir. Il existoit déja de ce tems, selon Pline, une statue de la Déesse, parcequ'il prétend qu'elle étoit plus ancienne que Minerve et Bacchus, et que c'étoit la même à laquelle on rendoit encore un culte du tems de Minucius. La description qu'il en donne, ne semble point démentir cette opinion. C'étoit une idole creuse, composée de plusieurs petites piéces de bois, et percée partout de petits trous où l'on versoit de l'huile. Cette conformation démontre bien, que les Arts étoient d'une rudesse extrême lorsqu'elle fut faite.

Dans la suite le courage des Amazones et leurs déprédations répandirent la terreur jusqu'en Europe, de sorte que l'on

demanda à Hercule, comme une chose impossible, d'ôter les armes à leur Reine. Celle-ci étant partie pour ravager quelques pays, Hercule arriva inopinément dans ses établissemens, et fit ses soeurs prisonnières *). Les Amazones épouvantées, se refugièrent encore comme le raconte Eustathe dans ses parecboles (in Dionys.) auprès de l'autel de Diane. Cela s'accorde assez avec la notice succincte qu'on trouve dans Tacite à ce sujet, (Annal. Lib. III. Cap. 61.) où il dit qu'Hercule, lors de sa conquête de Lydie donna la permission de construire un Temple, et d'en augmenter le culte qu'on rendoit déja à la Déesse. Donc ce premier Temple de la Diane d'Ephése existoit déja à peu près cinq cens ans avant le commencement des Olympiades. Denys le Périégète dit (v. 827.) qu'il étoit bâti sur des troncs d'ormeaux, c'est-à-dire que les colonnes en étoient de bois.

Malgré les revers que les Amazones avoient essuyé, elles pénétrèrent jusque

*) Justin, Lib. II. Cap. 3.

dans l'Attique sous le regne de Thésée (1223 ans avant notre ère) et quoique repoussées vigoureusement, elles furent assez acharnées contre les Grecs, pour se ranger du côté des Troyens, sous Penthésilée leur Reine, durant ce siége si célébré dans les Poëmes d'Homère. Mais il paroît aussi que ce fut là leur dernier effort, car on n'en trouve presque point de notices, jusqu'aux tems d'Alexandre, qui les rencontra dans une petite vallée du Caucase. Si la visite de Thalestris avoit flatté la vanité de ce conquérant, toute fois le présent quil lui fit d'un fifre, me paroît être une marque du souverain mépris qu'il sentoit pour elle; comme l'admiration démésurée et sauvage qu'elle témoigna de ce présent, prouve effectivement, combien elle étoit méprisable *).

Je reviens de ce petit écart. Ce fut environ 1094 ans avant notre ère, que Codrus, Roi d'Athénes, s'immola pour

*) Martian. Capell. Lib IX. de nupt. Philol. — Freinshemius in Curtium.

la patrie. Médon, son fils, lui succéda dans le Gouvernement de l'Attique; mais Androclus et ses frères prirent avec eux les Ioniens, et allèrent s'établir en Asie, d'où ils chassèrent les Cariens et les Léléges. (Strab. Lib. XIV.) Si la ville d'Ephése n'existoit pas encore, ce sont eux qui lui ont donné naissance. Cependant Justin (Lib. II. Cap. 3.) met l'origine de cette ville au nombre des ouvrages des Amazones. Quoiqu'il en soit, les Grecs auront apparemment ajouté de nouvelles décorations au Temple de Diane, qui avoit été bâti de l'aveu d'Hercule deux cens ans auparavant.

L'Histoire ne fait aucune mention des événemens qui ont eu rapport à ce Temple dans le grand intervalle des 340 ans qui se sont écoulés depuis l'arrivée de cette Colonie grecque jusqu'à la nouvelle construction du Temple en pierres de taille, dont les Anciens ont préservé les faits suivans. Un berger nommé Pyxodore découvrit par hazard une carrière de marbre sur le Mont Prion dans le voisinage d'Ephése. La joye que cette décou-

verte répandit dans la ville fut assez vive, pour qu'on appellât le berger *Evangelus*, et qu'on lui permit de faire des sacrifices sur le Mont Prion, privilége affecté aux Héros de ce tems là. Le marbre qu'on tira de cette carrière facilita infiniment la construction d'un nouveau Temple qui fut commencé dans la sixième Olympiade. C'est vraisemblablement de ce nouvel édifice que l'Architecte Chersiphron (mentionné par Pline et Strabon) dessina le plan, et dont il dirigea les travaux. Car Chersiphron étoit contemporain de Rhoecus et Théodorus, fameux Artistes Samiens, qui inventèrent l'Art plastique, *bien longtems*, dit Pline, avant que les Bacchiades furent chassés de Corinthe, ce qui arriva l'an 657 avant notre ère. Il y a même assez de raison à croire que ces hommes célèbres, qui vécurent au commencement des Olympiades, et qui durent être versés dans les opérations chymiques inséparables de la fonte des métaux, pourroient avoir enseigné à Chersiphron que le charbon resiste à la putrefaction. C'est pourquoi il s'en ser-

vit dans le sol humide où le Temple devoit être placé. Nous observerons seulement, que Pline, compilateur rapidement laborieux et toûjours séduit par sa mémoire, a brouillé le passage où il parle de l'Architecte Chersiphron, en y ajoutant la description du nouveau Temple qui fut bâti après l'incendie occasionnée par Herostrate, c'est-à-dire quatre cens ans plus tard.

Le passage de Strabon que j'ai cité cidevant, fait mention d'une réparation ou d'un aggrandissement intermédiaire de ce Temple, par un Architecte dont le nom lui est inconnu. Il n'est guéres douteux que l'événement suivant n'ait donné lieu au renouvellement de cet édifice. Dans la XXXVI. Olympiade il y eut une grande migration des Peuples dans le Nord de l'Asie. Les Scythes, dit Strabon, tombèrent sur les Cimmériens qui demeuroient alors des deux côtés du Bospore, qu'on nomme aujourd'hui le détroit de Kaffa. Ceux-ci se réplièrent sur les habitans des côtes de la mer noire, et continuèrent leurs ravages jusque dans l'Asie

mineure. La rapidité de leur course, semblable au débordement d'un grand fleuve, entraîna tous les objets de résistance, et désola toutes les contrées où ils mirent le pied. Sous Lygdamus leur Général, ils s'avancèrent bientôt jusqu'aux bords de la Mer de Jonie et s'emparèrent de Sardes capitale de Lydie, à l'exception de la Citadelle, ainsi que de la ville d'Ephése. Le Temple de Diane ne pût échapper à ces barbares; ils le pillèrent et y portèrent le feu.

Trente ans après, les Lydiens eurent à combattre un nouvel ennemi; c'étoient les Médes qui s'avancèrent du côté de l'Orient. La bataille se donna (l'an 4 avant J. C.) lors du moment même de l'éclipse totale du soleil, prédite par Thalès. Elle fut décisive et glorieuse pour les Lydiens. Alyatte leur Roi, si célèbre dans l'Antiquité à cause de ses richesses, chassa les Cimmériens de l'Asie l'année suivante. Il n'est pas vraisemblable qu'on ait pensé à rebâtir le Temple de Diane, tandis que ces Tyrans nomadi-

ques restèrent dans le pays. Strabon ne dit pas que le Temple fut entièrement reduit en cendres; il rapporte seulement qu'un Architecte dont il ne sait pas même le nom, l'avoit aggrandi. Aussi la statue de la Déesse avoit été préservée, puisque du tems de Pline c'étoit encore la même qui avoit existé avant Bacchus et Minerve.

Environ l'an 560 avant notre ère, Croesus Roi de Lydie assiégea la ville d'Ephése. Les habitans, dit Hérodote, attachèrent les murs de la ville avec des cordes au Temple de Diane, et là-dessus Croesus leur donna la liberté. Soixante ans après, les Athéniens et les Joniens brulèrent la ville de Sardes, qui faisoit alors partie de l'Empire Persan. Ce fut l'origine de la guerre de Darius contre les Grecs. L'an 480 avant notre ère, Xerxes se mit en marche et porta le feu à tous les Temples en Ionie; mais celui de la Diane d'Ephése eut le bonheur d'échapper à son courroux, à cause de sa beauté, comme le rapporte Solin C. 34.

L'ambition, le désir de s'immortaliser fit commettre une action à Hérostrate, où la haine et l'esprit de vengeance contre les Grecs n'avoient pû porter le despote persan. L'an 356 avant J. C. il brûla le Temple de Diane; c'étoit le moment même de la naissance d'Alexandre le Conquérant. Timée, dans Ciceron, s'avise de dire à cette occasion, que Diane ayant porté des secours à Olympias en Macédoine, ne pouvoit être en même tems chez elle pour garantir son Temple contre l'attentat d'Hérostrate. (Cic. de Nat. Deor. Lib. II.) Mais Plutarque renchérit sur lui, en disant que cette plaisanterie étoit assez glacée pour éteindre l'incendie du Temple. Ce sont des exemples assez frappans, que l'esprit des Anciens s'amusoit souvent aussi frivolement que celui de nos contemporains.

Les Grecs en Asie, assujettis à l'Empire Persan, n'eurent ni assez de liberté, ni des facultés nécessaires pour ériger un nouvel édifice à leur Déesse. L'an 334 avant notre ère, Alexandre entra dans la ville

d'Ephése après la victoire du Granique; il vit les ruines du Temple et s'offrit à le faire rebâtir plus superbe qu'il n'avoit jamais été, pourvû qu'on lui permit d'y inscrire son nom, avec cette addition, qu'il l'avoit élevé à la Déesse à ses dépens. L'amour-propre des Ephésiens fut piqué de cette proposition; ils représentèrent au jeune ambitieux, qu'il n'étoit pas d'usage, qu'un Dieu érigeât des Temples à une autre Divinité, et ils assouvirent par cet encens l'excès de sa vanité. C'est alors, comme le dit Strabon, que les femmes contribuèrent si généreusement leurs bijoux et leurs riches ornemens, que bientôt leurs concitoyens se virent en état de commencer la construction d'un nouveau Temple, dont Dinocrate le Macédonien forma le plan et jetta les fondemens. Mais Alexandre ayant appellé cet Architecte en Egypte trois ans après (l'an 331 avant J. C.) pour y bâtir la ville d'Alexandrie, il fut obligé de quitter son premier travail, dont la surintendance fut confiée alors à Ctésiphon le

le Gnossien, et puis à Métagène son fils, comme le disent Pline et Solin. Il me semble que voici la meilleure façon d'expliquer la disconvenance entre les passages de ces deux Auteurs qui font mention de Ctésiphon, et celui de Strabon, qui attribue la construction de ce Temple à Chironocrate, qui est le même que Dinocrate. Le texte de Pline n'exige donc point de correction dans ce qui regarde les Architectes, pourvû qu'on distingue les époques pendant lesquelles ils ont travaillé au Temple de Diane. Chersiphron aura construit le premier Temple en pierre de taille, dans la sixième Olympiade (l'an 754 avant J. C.); mais environ quatre cens vingt ans plus tard Dinocrate aura commencé le nouvel édifice, dont Ctésiphon et son fils se seront chargés, lorsque Dinocrate fut appellé pour bâtir Alexandrie. Il ne reste plus qu'à parler du tems qu'on a employé à bâtir ce Temple, et dont il y a dans Pline les deux variantes alléguées ci-dessus.

Pline écrivit son Histoire Naturelle

environ l'an 77 après la naissance de Jesus-Christ. Il dit que les battans des portes du Temple étant de bois de cédre, avoient déja duré près de quatre cens ans, et qu'il y avoit quatre cens ans que cet édifice existoit. Ces dates nous ramenent très exactement au moment où l'on commença à rebâtir le Temple du tems d'Alexandre. Il est donc évident, que l'endroit où Pline a dit, que le Temple avoit été bâti depuis quatre cens ans, se rapporte à la dernière construction de cet édifice. Mais dans le passage où il fixe un tems de deux cens vingt ans, il est clair par la mention qu'il y fait de Chersiphron, qu'il parle du premier Temple de pierre qui fut bâti à la Diane d'Ephése avant l'irruption des Cimmériens, c'est-à-dire huit cens vingt ans avant les tems de Pline. Or dans les manuscrits antiques rien n'est si sujet à être altéré et falsifié que les chiffres. Ce ne seroit donc pas trop hazarder que de croire, que le chiffre originaire DCCCXX, auroit été changé en CCXX par l'inadvertance du Copiste.

Qu'il me soit permis, avant de quitter ce sujet, de relever encore une variante dans le texte de Pline. Il est dit dans la description du dernier renouvellement du Temple Ephésien, qu'il avoit cent vingt-sept colonnes dont trente-six étoient sculptées, parmi lesquelles il y en avoit une travaillée par Scopas, *una a Scopa.* Mais il y a plusieurs manuscrits, qui par le changement d'une seule lettre attribuent toutes ces 36 colonnes à Scopas, *uno a Scopa.* Ce célèbre Artiste étoit déja connu dans la LXXXVII Olympiade (Plin. Hist. Nat. Liv. 34. Chap. 8.), et l'on prétend qu'il fut employé par Artémise pour décorer le tombeau de Mausole son époux, Roi de Carie, qui mourut dans la seconde année de la CVI Olympiade, c'est-à-dire soixante et dix-huit ans plus tard. S'il est vrai que Scopas s'étoit déja acquis quelque reputation dans la LXXXVII Olympiade, on ne peut lui attribuer moins de vingt ans à cette époque; et il en resulteroit, qu'il auroit été âgé de quatre-vingt-dix-huit ans à

la mort de Mausole. Le Temple de Diane ne fut commencé qu'en la CXI Olympiade; c'est-à-dire vingt ans plus tard. Il est dit au surplus que les colonnes étoient des présens que les différens Rois avoient faits au Temple; mais les successeurs d'Alexandre ne prirent le titre de Roi, qu'environ la CXVII Olympiade, l'an 312 avant notre ère. Scopas, s'il avoit vecu encore dans ce tems-là, auroit été âgé de cent quarante ans; encore les colonnes ne furent-elles pas données par un seul Roi, mais successivement *a singulis regibus factae.* En voilà assez, ce me semble, pour faire rejetter la variante qui attribue trente-six colonnes du Temple Ephésien à Scopas. C'est même beaucoup hazarder que de croire qu'il en ait sculpté une seule. A l'âge de cent dix-huit ans, qu'il devoit avoir lorsque les fondations du Temple furent jettées par Dinocrate, il n'est pas vraisemblable qu'un Artiste laborieux et dont l'Art est si pénible, fût encore

en état de sculpter une colonne. Il me vient, à la vérité, une idée qui n'est peut-être pas destituée de vraisemblance; c'est-à-dire que les Ephésiens pourroient avoir acheté quelque part, un chapiteau de colonne, sculpté par Scopas longtems auparavant. Mais on s'apperçoit bien, que ceci n'est que pure conjecture, et que Pline si fréquemment en contradiction avec lui-même, ne mérite pas qu'on se donne la peine de garantir chaque mot sorti de sa plume. La quantité énorme de Volumes qu'il avoit lus, renfermoit souvent des assertions très contradictoires; il n'est donc pas étrange que ce savant homme en composant ses propres ouvrages, fût très souvent dans le cas de transcrire ces Auteurs, sans avoir le tems de s'appercevoir de la différence qui se trouvoit entre leurs récits. Comme il avoit un poste dans l'Armée navale des Romains, il n'avoit du tems pour l'étude, que pendant les heures de récréation; sous ce point de vue,

son Histoire Naturelle est sans doute un monument étonnant de ce que peuvent faire l'assiduité et l'industrie des hommes en fait des Lettres.

IV.

DU PHÉNIX.

L'extr
le ton
veilleu
interêt
encore
poëtes
bien d
aussi e
blance
de ble
chocqu
fin pa
voient
bien r

La
flexion
reculé
point
la gro
ture c
bizarr
obscu
vent
comp

L'extrême antiquité des mythologies, et le ton naïf et simple de ces contes merveilleux, ont si bien préservé tout leur interêt jusqu'à nos jours, qu'ils forment encore le canevas ordinaire de tous les poëtes. Ce seroit pourtant une question bien digne d'être discutée, si des fictions aussi entièrement depourvuës de vraisemblance auroient été mises en possession de blesser impunément le sentiment, de chocquer le sens commun, de pécher enfin par toutes leurs parties, si elles n'avoient eu d'autre mérite que celui d'être bien racontées.

La plûpart des Antiquaires, faisant reflexion à l'état de l'homme dans ces ages reculés qui produisirent la fable, n'ont point manqué d'attribuer à la barbarie, à la grossièreté des moeurs et de la nourriture cet assemblage d'absurdités, ce cahos bizarre d'idées gigantesques et mesquines, obscures et brillantes, qu'on y voit si souvent confondues ensemble. Mais, sans compter, qu'il s'en faut beaucoup, que

l'experience ait constaté cette hypothése, et qu'il n'est guères croyable, qu'en retournant aujourd'hui au gland et à la chair boucannée, nous pussions inventer de nouvelles Mythologies, nous n'en sommes pas plus avancés dans l'explication de la question que j'ai proposée. On auroit beau admettre, que la fable nacquit de l'oisiveté des prémiers sauvages, qui peuplérent le monde, on n'en comprendroit pas mieux, comment une posterité plus éclairée, au lieu de repousser avec dédain les folies de ses pères, se soit obstinée à les embellir de tous les fleurons de l'imagination, et à les perpétuer même aux dépens de son propre bien être?

Posons, par exemple, que l'histoire du jeune Atys, qui se priva de sa virilité dans un accès de fureur, fut de l'invention de quelque Phrygien barbare, est-il bien vraisemblable que les prêtres de Cybéle se soient prêtés à une opération très-réelle, pour conserver la mémoire d'une chanson? Ceux qui attribuent toutes les cérémonies du culte payen à la malheu-

reuse ambition de vouloir regner, à l'envie de fasciner le peuple par la fraude religieuse, nous persuaderont difficilement, qu'on ait jamais acheté cette jouissance au prix d'un sacrifice, qui dépouilloit l'homme de tous les rapports qu'il pouvoit avoir avec la Nature. Oseroit-on soutenir de bonnefoi, que pour être ambitieux, il faut cesser d'être homme, et ne seroit-ce pas là comme dit le satyrique Iuvenal: *propter vitam, vivendi perdere causas?*

Je tombe d'accord, que le fanatisme qui a causé tant d'énormités, pouvoit produire entr'autre un phénoméne plus innocent, c'est à dire qu'il pouvoit armer la main de ces prêtres contre eux mêmes, pour consoler leur Déesse éperduë; mais il s'agit de trouver un motif assez puissant pour exciter ce fanatisme, et pour le déterminer en actions qui repugnent à la Nature. Car dire que les hommes sont les esclaves-nés de l'erreur et du préjugé, c'est trancher la question, et non la resoudre. S'il est vrai que, malgré le grand nombre d'hommes qui se laissent aveu-

gler, il n'y en a pas un seul, qui n'ait pour but de rejetter l'erreur et de chercher la vérité partout, il faut bien aussi que celle-ci soit quelque part, et que, comme tout est double icy bas, ainsi la vertu y soit toujours opposée au vice, et la vérité au mensonge.

On se tromperoit également à croire, que l'avanture d'Atys sous un point de vue simplement historique, put avoir eu des suites aussi funestes pour tous les prêtres, qui eurent soin d'honorer sa mémoire. Les annales du monde sont remplies d'exemples, que les hommes se sont laissé mutiler, brûler, tailler en pieces, pour soutenir ce qu'ils ont appellé vérité et félicité; sans qu'on puisse dire qu'ils en aient jamais fait autant, pour un fait historique qui ne tiroit point à consequence, qui n'étoit pas assez merveilleux pour exiger des preuves aussi sanglantes, et qui enfin n'en étoit rien moins que prouvé.

Effectivement, plusieurs savans n'ont pas tardé à voir que la mythologie, prise à la lettre, soit comme une invention

poëtique, soit comme un recueil d'anciens monumens pour servir à l'histoire, étoit trop ridicule pour avoir jamais occupé sérieusement des hommes raisonnables. Dès lors ils y ont découvert *(Blackwell's letters on mythology,)* une espèce d'instruction déguisée sous le voile d'un conte, laquelle, sans se borner à la simple narration, se sert quelquesfois de signes, de Symboles, de cérémonies et de réprésentations matérielles pour enseigner des vérités physiques, morales et métaphysiques.

En lisant les anciens auteurs avec attention, il est impossible de ne pas observer, qu'ils attribuoient à leurs théogonies un sens allégorique, au moyen duquel toutes les difficultés s'applanissent, et les monstres mythologiques sont transformés en idées brillantes et harmonieuses. Parmi les modernes le Chancelier Bacon, et ses deux compatriotes Blackwell et Gale, ainsi que M. Basnage, l'Abbé Conti, l'Abbé Bergier, M. Court de Gébélin et beaucoup d'autres ont été de ce sentiment. L'illustre Lord Verulam

surtout, s'exprime à ce sujet avec beaucoup d'energie.

„L'antiquité primitive, dit-il, relativement au temps, mérite la plus haute vénération; relativement à sa manière d'enseigner elle exige notre admiration, puisqu'elle renferme dans *l'Allégorie*, tout ce que les Sciences ont de plus précieux, et devient par cette philosophie la gloire du genre humain. Quoiqu'aujourd'hui nous l'abandonnions aux enfans, je regarde cependant ces Allégories comme la connoissance la plus excellente après la religion, et comme la source de la politique, dont l'étenduë est si vaste. Les fables anciennes furent allégoriques dès leur origine; elles renferment des leçons importantes et l'on y apperçoit un rapport si sensible avec l'objét réprésenté, et dans le tissu même de la Fable, et dans la valeur des noms qu'y portent leurs personnages, qu'il est impossible de se refuser l'idée que leurs inventeurs avoient réellement ces objéts en vue. Et si quelqu'un, ajoute-t'il, s'obstine néanmoins à n'y vouloir rien

appercevoir de pareil, nous ne le tourmenterons point pour penser comme nous, mais nous le plaindrons d'avoir la vue si trouble, et l'entendement si bouché et si lourd." *(Bacon, Lord Verulam, of the Wisdom of the Ancients.)*

Comme je ne fais point ici un traité de l'Allégorie, je laisse ces mots du célèbre Anglois sans aucun commentaire, et tout l'effet que j'attends de cette citation, se borne à vouloir me concilier l'indulgence de cette illustre assemblée pour le déchifrement d'une allégorie que j'aurai l'honneur de soumettre à son arbitre.

Depuis que M M. Bailly et le Gentil nous ont donné leurs excellens ouvrages, il est démontré sans contredit, que les hommes primitifs doivent avoir possédé, même dans ces siècles obscurs, dont l'histoire n'est point parvenue jusqu'à nous, une connoissance profonde du cours des Astres, avec un calendrier très perfectionné, et fondé sur un calcul des plus précis et des plus minucieux. Nous ne pourrions aujourd'hui déterminer avec plus d'exactitude la précession des équi-

noxes, et les anomalies des apogées de la Lune, qu'on n'a fait dans ces prémiers temps, puisque les périodes lunisolaires des Chaldéens dont Josephus et George Syncelle nous ont laissé la notice, correspondent presque exactement avec les observations astronomiques des modernes, qui ont sur les anciens l'avantage d'être munis d'instrumens incomparablement plus perfectionnés que les leurs. Et ce qui achéve de prouver la haute antiquité de ces connoissances, c'est qu'on retrouve actuellement chez les Bramins de l'Inde ces mêmes périodes, et apparemment cette même méthode Chaldéenne de calculer les eclipses et le calendrier. Or ces hommes, bornés pour l'ordinaire, ne font autre chose que se servir machinalement des régles qui leur furent préscrites par leurs ancêtres, ayant entièrement perdu la trace des véritables principes sur lesquels ce calcul est fondé.

Mais il résulte de cette découverte un avantage très-décidé pour l'éclaircissement de la mythologie; puisqu'on ne peut pas manquer de s'appercevoir tout en

en même temps, que les prétendues Chronologies Chinoises, Indiennes, Chaldéennes et Egyptiennes qui se perdent dans les milliers des siècles, bien loin d'être des piéces d'histoire, ne sont que les formules multiplicatives des periodes et des cycles, dont chacune de ces nations se servoit en son particulier. (*Voyez M. Bailly Hist. de l'Astronomie.*) C'est donc avec justice que M. Desguignes (*Hist. de la Chine*) a rejetté les origines fabuleuses de l'histoire de la Chine, et que M. le Gentil, connu par son Voyage dans les mers de l'Inde, a reformé également les annales de ce pays, en retranchant les trois époques fabuleuses, qui tenoient non pas à l'histoire mais purement à l'astronomie, et qui rendoient à peu près le même service que la période Iulienne dont se servent nos Chronologistes. C'est encore à M. le Gentil qu'on est redevable d'une solution très satisfaisante d'un paradoxe dans l'histoire de Babylone où il est parlé de dix Rois avant le déluge, qui doivent avoir regné selon Bérose pendant 432 mille ans, durée pareille à celle que les

Brames de nos jours donnent à la quatrième époque du monde. Il démontre à ne pouvoir s'y méprendre que ce nombre prodigieux d'années se rapporte également à l'Astronomie des anciens Chaldéens.

Les Egyptiens, comme on voit dans l'Abrégé de Manéthon, nommèrent les époques fabuleuses de leur histoire, les regnes des Dieux et des Astres; or ce nom même porte un caractère évident que ce n'etoit qu'un morceau allégorique, que l'on mettoit à la tête de l'histoire, comme pour dire que les revolutions du temps étoient plus anciennes que les monumens historiques qu'on pouvoit communiquer aux lecteurs ordinaires. Il est connu, que les Egyptiens s'étoient occupés comme tous les peuples Orientaux à revêtir les sciences d'une drapérie allégorique, au moyen de laquelle ces doctrines que les prêtres envisageoient comme les dons de la Divinitè, comme un depôt sacré qu'il étoit criminel de profaner, ne sortirent jamais de l'enceinte de leurs temples. L'écriture hieroglyphique, le

langage mystérieux, le serment des initiés, ce furent autant de moyens pour ensevelir à jamais la clef de leurs connoissances secrettes. Ce n'est donc, qu'après avoir porté les Sciences au point de perfection où nous les voyons à présent, que les savans se sont mis à portée d'éclaircir les tenèbres de l'antiquité et de répandre le jour sur ces objèts dignes de leur attention.

C'est à ces principes mystérieux, sans doute, qu'il faut attribuer l'invention de l'histoire du *Phénix*, si ridicule et incroyable lorsqu'on voudroit s'en tenir au sens litéral, et si remplie de beautés, lorsqu'on s'attache à devoiler ses rapports avec le calendrier des Egyptiens. Il me suffira de rapporter ici ce qu'Herodote, Pline, et Tacite ont écrit au sujét de ce merveilleux oiseau, pour montrer combien l'Allégorie etoit judicieusement conduite dans ce beau monument de la science des anciens. „Les Egyptiens, dit Herodote, (*liv. II.* 73.) ont un oiseau sacré, nommé le *Phénix*, dont j'ai seulement vû la représentation en peinture, car il y est si

rare qu'il n'y arrive (*selon les habitans d'Héliopolis*) qu'une fois en 500 années, et c'est toujours après la mort de son père. Si le portrait que j'ai vu, etoit ressemblant, cet oiseau doit avoir les plumes rouges et dorées avec la figure et la grandeur d'un aigle. Ils en racontent un trait singulier qui ne me paroit pas digne de foi; pourtant le voici. A la mort de son père, le jeune phénix fait un grand oeuf de myrrhe, creux en dedans, et dont la pesanteur n'excéde point ses forces; il y ensevelit son père, et après avoir bouché l'ouverture de l'oeuf avec de la nouvelle myrrhe, il part de l'Arabie, lieu ordinaire de sa demeure, pour le porter en Egypte, où il le dépose au temple du Soleil." Pline, le célèbre compilateur, (*l. X. c.* 2.) ajoute à ces circonstances, qu'il n'y a jamais qu'un seul phénix à la fois dans le monde, et qu'on le voit rarement; que son plumage est doré sur le cou, mais azur et rose à la queue, et qu'il porte une huppe et une crête. Il dit, qu'il est consacré au soleil, et qu'étant parvenu à son terme, il fait son nid de petites branches

de myrrhe et de casse, qui repandent une bonne odeur, et il y acheve sa vie. De la moëlle de ses os, on prétend qu'il naît d'abord une espèce de ver, qui se change en oiseau dans quelque tems. C'est à la naissance de cet oiseau que commence la grande année ou époque lorsque les saisons et les constellations retournent au même point, ce qui arrive à midi, le jour que le soleil entre dans le signe du Bélier. Tacite, dans ses Annales (*l. VI.*) rapporte, que le Phénix arriva en Egypte sous le regne de Tibère, pendant le Consulat de Paullus Fabius et L. Vitellius, et il nous apprend à cette occasion que malgré l'opinion vulgaire, qui ne lui donnoit qu'une vie de 500 ans, il y avoit quelques uns, qui lui en comptoient 1461.

Sans examiner encore lequel de ces deux calculs est le plus vraisemblable, nous devons commencer selon l'indication de Pline, par approfondir ce qu'il nomme le retour de la grande année (*magni anni conversio.*) Les astronomes anciens qui commencèrent naturellement par les observations des phases

de la Lune s'en formèrent d'abord une année de 360 jours, laquelle n'étant point conforme à la revolution annuelle du soleil, il s'ensuivit qu'il ne pouvoit y avoir rien de fixe dans leurs saisons et par consequent, quils ne pouvoient régler les travaux de l'agriculture selon leur calendrier lunaire. Ils apprirent donc de très - bonne heure à ajouter 5 autres jours, pour compléter le nombre de 365, et celui - ci les mena insensiblement à des observations encore plus exactes, d'après lesquelles ils découvrirent la nécessité d'intercaler encore un jour tous les quatre ans; et ce fut à cause de cette intercalation que les prêtres égyptiens appellérent la quatrième année Θεὸς ἐνιαυτος, *l'an de Dieu.* Au moyen de cette addition les quatre années formoient le nombre juste de 1461 jours; or pour reduire les années communes à l'équation avec les années complettes, il étoit tout simple d'observer que 1461 années, qui n'avoient que 365 jours, en faisoient justement 1460 à $365\frac{1}{4}$ jours; et ainsi qu'au bout de ce Cycle de 1460

années toutes les constellations se retrouveroient, comme le dit Pline, aux mêmes points de la sphère céleste.

Cette discussion prouve assez clairement que la grande année dont parle Pline comme étant la mésure de l'age du Phénix, étoit un cycle de 1461, et non pas de 500 ans; aussi je pense qu'il n'est guères important de savoir ce que deviendra ce dernier nombre, qui pourroit bien n'être qu'une variante dans le texte d'Herodote, où le copiste auroit omis les mots: ὡσεὶ χιλιῶν, avec lesquels le passage de cet ancien auteur indiqueroit au lieu de 500, un nombre rond de 1500 ans.

Qui dit que le grand Cycle des Egyptiens, ou la grande revolution de la sphère céleste, etoit la mesure de l'Age du Phénix, n'a qu'un pas à faire, pour dire que *le Phénix* étoit l'embléme de cette revolution. Horus - Appollo dans son explication des hiéroglyphes nous le dit en termes exprès. Les médailles de Constantin et de ses enfans, qui portent frequemment le phénix, font voir qu'on le

regardoit simplement comme un être allégorique, et c'est surtout dans ce sens qu'on l'explique sur le revers d'une médaille (*au Cabinet du Roi*) d'Antonin (*Pius*) frappée en Egypte, qui montre un phénix avec le mot AIΩN ou *Eternité*. La Table Isiaque dans le IId volume des Antiquités de Montfaucon représente Hercule portant un Phénix. Mais cet Hercule des Egyptiens n'étoit lui-même qu'un emblême du soleil ou de la grande divinité physique de ce peuple, qui lui donnoit tant de noms differents selon les différentes fonctions qu'il lui connoissoit. Les Grecs, qui ignoroient les rapports de ces noms à l'agriculture et aux saisons, crurent qu'ils indiquoient des divinités différentes, et multipliérent ainsi les dieux de l'Egypte à l'infini. Hermapion, par exemple, dans son explication des hieroglyphes sur l'Obelisque de Ramessès nomme le soleil: δεσπότης χρόνων *le Souverain du temps*, traduction verbale du mot *Sesoeish*, dont les Grecs ne manquèrent point de faire le nouveau dieu *Sésoosis*. Il en est de même d'Osiris ou

Oeishiri qui veut dire le *Pere* ou le *Faiseur du temps*, autre appellation très convenable au soleil, qui regle en effet les divisions du temps. Selon le temoignage de plusieurs anciens, Hercule n'etoit également que le soleil personifié par sa force vivifiante et vegetative. Macrobe nous dit expressément dans ses Saturnales (*l. I. c.* 20.) „Sed nec Hercules à substantia solis alienus est: quippe Hercules est Solis potestas, quae humano generi virtutem ad similitudinem praestat deorum.“ Plutarque dans son traité d'Isis et d'Osiris nous apprend que, selon les Egyptiens, Hercule placé dans le Soleil faisoit le tour de l'univers. L'ancien hymne Orphique donne à Hercule les noms de Titan, Κρονὲ πατερ, Pére du temps, Παντγενετωρ, qui produit tout, etc. Nonnus, poëte Grec natif de Panopolis en Egypte, addresse également un hymne à Hercule en le nommant Roi du Feu, Prince du Monde, Soleil, celui qui porte l'année ou *la fille du temps*. On diroit que Nonnus avoit en vue cette figure énigmatique de la table Isiaque dont je

viens de parler, où Hercule est représenté portant le Phénix; d'autant plus que la derivation égyptienne de ce mot nous raméne encore à la même idée, car *Sphenoeish* dont les Grècs ont formé Phénix, veut dire precisement *le fils du temps*. Ainsi le Soleil, le pere du temps, etoit Hercule ou bien en Egyptien *Semmanouthi*, la force divine.

Je n'abuserai point de la patience des Savans, pour multiplier les preuves du Génie allégorique des anciens, qui se manifeste si clairement dans la Fable d'Hercule. Il suffira que je renvoye ici les curieux à l'ouvragé intitulé: *Monde primitif*, dans lequel notre savant confrère M. Court de Gébelin fait voir les rapports continuels de ce fameux héros au Soleil. Je concluë donc, qu'on auroit très bien fait de ne pas perdre son tems à chercher inutilement le Phénix parmi les êtres vivants de la Nature, à en faire tantôt une espéce d'Aigle, et tantôt l'oiseau de Paradis, à le placer en Arabie, aux Indes, aux îles Molucques, et à se donner la torture pour trouver des

exemples d'oiseaux d'une vie tenace de plusieurs siècles. En prenant le Phénix pour l'emblême des revolutions du temps, tous les charactères qu'on lui attribue sont d'une justesse admirable. Il est seul de son espèce: c'est qu'il ne peut y avoir qu'un cycle à la fois; il provient d'un petit vermisseau, qui au bout de quelques jours se change en Oiseau: les moments s'écoulent successivement dans une progression aussi insensible que celles des vers; mais bientôt un jour suivant l'autre on s'apperçoit que leur mouvement est en effet un vol rapide. Le phénix est donc oiseau à juste titre; mais il est le fils du Soleil, il est unique de son espèce; dès lors, c'est l'aîgle, le roi des oiseaux couronné de ses pannaches. Son plumage est or et cramoisi, azur et rose, c'est la couleur de l'aurore, et du ciel. Il nait en Arabie, c'est à dire à l'orient de l'Egypte; il meurt et renaît sur un nid d'epiceries dont on se servoit pour preserver les corps de la putréfaction, c'est donc encore un emblême relatif à la durée des siècles. Il porte ce

nid sur l'autel du Soleil, parceque le Soleil est le pere du temps; et dans la ville du Soleil (Héliopolis) séjour des prêtres astronomes, pour indiquer que les Cycles étoient de leur institution.

V.

LIMITES

HISTORIAE NATURALIS.

ORATIO

QUA LECTIONES SUAS

IN

ACADEMIA VILNENSI

AUSPICATUS EST

GEORGIUS FORSTER

die 2. Febr. MDCCLXXXV.

Si de
tenda
idem
striu
cond
quid
omn
Nam
nec
univ
tran
ting
invi
trem
nas
de c
sagi
aute
cons

LIMITES
HISTORIAE NATURALIS.

Si de iis rebus, quae viro bono expetendae sunt, paullo rectius judicaverim, idem, quo me summa benevolentia illustrium institutioni publicae praefectorum condecoravit, munus, id exoptatissimum quidem simul ac honorificentissimum, vel omnium consensu mihi praedicandum est. Nam cum profecto nulla, nec tuta magis nec jucundiore, hac, quae per officia in universum genus hominum patet, via, tranquillitatem, felicitatemque animi attingere valeamus: illum sane magnam et invidendam fortunam sortitum esse arbitremur, cui utilissimae Scientiae doctrinas se traditurum, eoque beneficio probe de civibus meriturum, dulcissimo praesagio conscire sibi contigerit. Augeri autem praestantiam suauitatemque huius conscientiae, si adventiciis quibusdam

conditionibus, quae sunt quasi ministrae comitesque felicitatis, magis excitetur, omnino non praetermittendum est. Ut enim ad me ipse redeam, jure quidem et merito inter gratulationis meae causas, easdemque non minimas, quis non retulerit hanc secundissimam mihi sortem cecidisse, post viginti annorum spatium, ingenti circa orbem terrarum periplo ceterisque itineribus absolutis, revisendi patrios lares, ut tandem in hac alma nostra academia genuinus naturae mysta, eius numinis sacra facerem, quibus peragendis totum me a teneris inde dicaveram?

Sunt et plura huius generis incitamenta, sed iam omnia breviter dicenti omittenda, ut oculos in eum conferam, quem habeo uberrimum gaudii fontem, hunc vestrum, inquam, auditores, ornatissimum, lectissimumque consessum. Nam etsi bene informati homines incredibili ardore honestatis atque ingenii laudem adsequi solent, plurimum tamen refert, quonam potissimum judice ista virtutis praemia retulerint. Vos autem, ut

estis

estis natu, dignitate, ordine, nobilitate, tum sapientia et magnitudine animi praecellentissimi, ita et vestra sententia decretam laudem omnibus anteponendam, et felicissimum quemque, cui gratiam a vobis inivisse evenit, cum honoris, tum et gravitatis vestri judicii caussa censendum esse, nemo inficiabitur.

At haec quidem verba recte declarant id, quod hodie sentire deberem, non idem quod revera sentio. Quo minus enim, licet rem omnem rite perspectam habeam, abjecta haesitatione mihi gratulari possim, unum est quod deficit: felix illa temeritas anticipandi ea, quae non nisi diuturno labore et adsidua diligentia mihi videntur esse consequenda. Quare etiam, si istarum rerum, in quibus hucusque versatus eram, fortasse aliquam felicius gesserim, quae mihi favorem vestrum, auditores, benignitatemque conciliasset, ne haec ipsa in hoc tempore plurimum contra me faciat, id non mediocriter pertimesco. Nempe, quem in remotissimis orbis regionibus excolendae historiae naturali operam navasse vobis

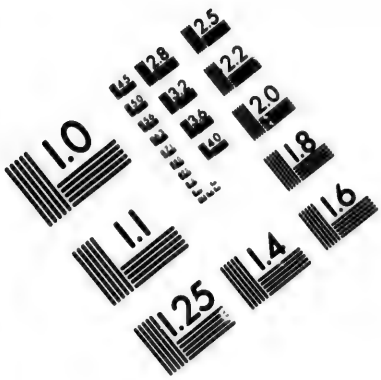
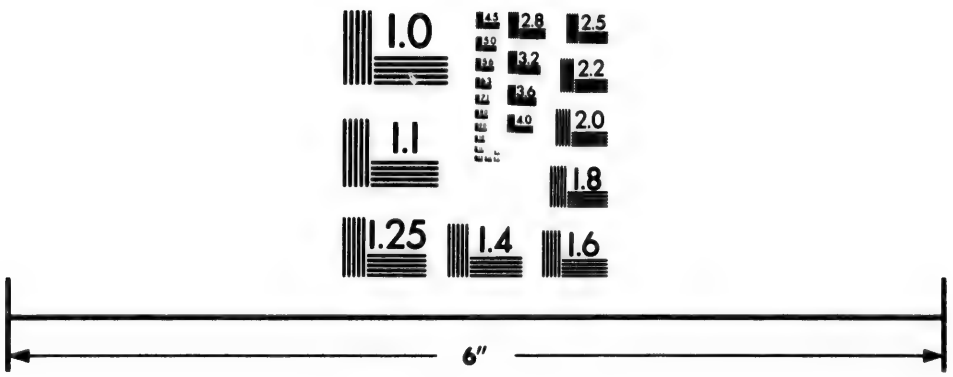
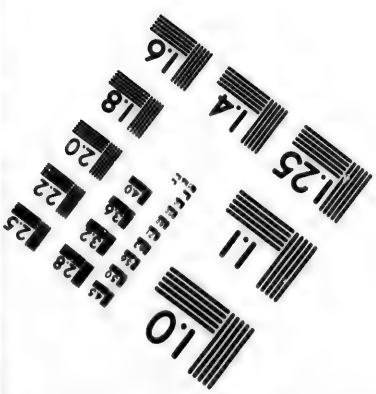
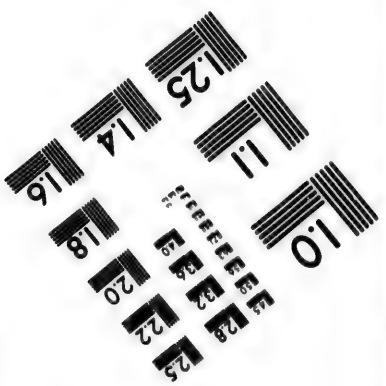


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

compertum est, verbosissimum laudatorem huius scientiae coram amplissimo vestro judicio se praestiturum esse, ex consuetudine expectare videmini. Quod quam sit a meis moribus alienum, tum vitae genus, studiis magis et contemplatione deditum, quam rhetoricis artibus exercitatum, tum moderatio, qua semper usus sum in pertractandis, quae mihi ipsi insumseram, negotiis, luculente satis demonstrant. Quoniam igitur negavit mihi musa, ore rotundo loqui, ne adsensum recusetis rudi et incomtae oratiunculae, est quod vos enixe deprecor, auditores ornatissimi. Quodsi a vestra humanitate impetravero ut eam aequo animo accipiatis, tenuem ornatuque eloquentiae prorsus exutam, forte ipsa naturae contemplatio, prout ingenio liberali maxime consentanea est, et veluti cognata, ita vos amoenitate sua alliciet, audientesque summa voluptate capiet, ut nostrae dicendi inopiae vix animum intenderitis. Itaque ne superfluo quidem amabilissimae scientiae praeconio vobis taedium parasse, et tempus inaniter tri-

visse videar, statim ad determinandos limites historiae naturalis mihi transeundum est.

Verum enim vero, summus rerum arbiter ita nos a natura conformatos voluit, ut neque nosmet ipsos esse sciremus, neque de re quapiam, quod sit, notitiam haberemus, antequam diversae rerum qualitates, impetu facto in sensuum organa, in iisdem motum quendam concitarent, quo ad sedem animi usque delato, ibi nova commutatio fieri, atque istius rei, quae priorem motum adtulerat, quasi imago, quam ideam vocant, exsurgere potuisset. Hinc solam et certissimam sensibus adeptam experientiam ducem atque magistram sequimur, eiusque praesidio freti, ad vitam beate transigendam omnes sarcinas colligimus. Equidem scientiarum et artium, quotquot sunt, hoc idem initium fuisse arbitror, ut homines vitae necessitatibus ducti, naturae divitias attentius lustrarent, easque experiundo in proprios usus converterent; consummatio autem, ut propter innumeram multitudinem rerum observata-

rum, earundem recensio quaedam et apta coordinatio fieret, ad capessendam animo cognitionis omnigenae inexhaustam copiam. Quare apud priscas gentes, cum primum silvestris vitae immanitati renuntiassent, ac suasu sapientiorum hominum mites et mansuefacti certis legibus uterentur, officiorum tamen vix ullum discrimen erat, ita, ut ab aratro arcesserentur, qui duces rei publicae fierent. Cum enim a majoribus praeter victus ferini rationem adhuc paucissimas observationes accepissent, idearum omnis generis, quas sibi pedetentim progrediente experientia comparaverant, tenuis apparatus facillime vel unius hominis mente tenebatur, qui saepe conjunctim cum regia potestate medicas artes exercebat, deorum cultui invigilabat, tempora juxta decursum astrorum metiebatur, rem agrariam et pecuariam colebat, proprio artificio domum, vestitum, supellectilemque omnem sibi parabat, denique ingenuarum quas vocant artium, poëseos et musices rudimentis ponendis quod reliquum erat temporis insumebat. Quippe

enim totius generis humani a pristina feritate ad morum elegantiam et mansuetudinem sensim progredientis, cum stadiis humanae vitae simillima est ratio; nec inepte, propter inopiam experientiae, societatis primordia infantilis aetatis imbecillitati conferuntur.

Verum a quo tempore assueverunt homines quidquid observaverant vel excogitaverant in scriptis posteritati relinquere, indies varii generis notitiarum numerus accrescere coepit. Itaque, quae ab inventione litterarum saecula circiter quadraginta elapsa sunt, tot tantisque observationibus et inventis encycliae disciplinae supellectilem accumularunt, et universae eruditionis vincula laxaverunt, ut quae olim unius hominis esset scientia in plurimas vastissimasque partes diffinderetur. Circumscripti cuilibet parti limites, datique doctores, qui relictis aliis, in hac una, quam sibi elegerant, toti quanti versarentur. Quo factum est, ut nostris quidem temporibus ingenii vires praeclare floreant, acerrime exercitentur et ad summum acumen evectae sint: una ta-

men simplicitas et quasi sororia consociatio litterarum amissa propemodum esset. Diceres, scientiam, mutilato corpore, pulchriorem animam efflasse, quamquam in resectis membris tanta residebat, tamque vegeta vis, ut nova monstra inde orirentur. Inter viros doctos enim, quid hodiedum solennius, quam disiunctae cuipiam particulae scientiae se addixisse, hanc omnibus praetulisse, reliquas, quas vel a limine non salutaverant, cum fastidio despexisse? At hoc quidem nimio in partes studio, doctrinae utilioris et ab erroribus intaminatae incremento, quam pessime consultum est. Quodsi nova eaque vera et utilia cognoscendi et publico omnium commodo in medium proferendi cupidine ingenuos animos flagrare decet; si temerarias opiniones, et inveteratos, quos sola vetustas sanxit, errores scientiae sacrario prohibere, experientiae autem spectataeque veritati fores aperire dignum est, quod philosophis cedat officium; si denique omnibus sapientibus, generisque humani amantissimis id imprimis cordi esse

debet, ut vitae jugiter beatae prosperitatem universae cognitionis finem esse, nonsolum praeceptis sed potius invicto exempli robore unanimiter demonstrent: quid, per deos immortales! felicitati hominum contrarius, et ad rem publicam litterariam penitus evertendam exquisitius contingere poterat, hac ipsa inter scientiae diversas particulas oborta dissensione et invidia? Quod utinam Elicius Jupiter nos edoceat, quo carmine istas lites componere queamus! Egomet autem mihi fortiter persuasum habeo, sterilem fore quamlibet disciplinam dum caelebs remanserit: omnes autem tunc demum uberrimos fructus in medium prolaturas, cum mutuis amplexibus se invicem deosculaverint et veluti connubio recoaluerint.

Sed etiam naturae cognitio in plures sejunctissimasque partes dividebatur. Vix enim credibile et posteris forte ridiculum videbitur, quod observatio et enumeratio rerum naturalium, a quibus, tamquam carceribus, universae scientiae cursus antiquitus progressus erat, in scholis ante

aliquot annorum decades propriam cathedram nusquam invenirent. Latebant enim varia huius scientiae membra sub apparatu ceterarum abscondita. Nam quae in genere de vastissimo naturae imperio, de telluris cum reliquis sphaeris ratione, de geographia naturali et subterranea praecipienda sunt, ea in hunc diem usque apud physicos nonnisi in transitu paucisque verbis absolvebantur. Specialioris historiae naturalis capita similem fortunam experta sunt. Mineralogiam chemia absorpsit. Botanice, quae scientiae formam vix induerat, in ditionem medicorum cessit. Postremo Zoologia, cuius propter hominis cum ceteris animantibus affinitatem in aprico est utilitas, locum ubi consisteret, reperire non potuit. Novam igitur, auditores ornatissimi, seu potius Libitinae vix ereptam, et denuo instauratam scientiam, cuius legitima methodo strata nuperrime fundamenta agebantur, vobis fovendam tradimus.

Est autem historia naturalis enumeratio et descriptio rerum omnium sua

sponte existentium, quae sensibus cernuntur, vel nudis, vel instrumentorum adminiculo fretis. Qua definitione optime intelligitur, hanc nimirum scientiam pro inconcussa basi haberi posse, qua totius institutionis moles innitatur. Quodsi mens hominis ratioque ab ideis per sensuum organa susceptis originem trahunt, quantum intersit nostra, ut rerum imagines vero consentaneas, quales sola contemplatione naturae comparantur, memoriae mandemus, id neminem aequiorem fugere potest. Invenimus ergo illud a superis efflagitatum, quod omnes scientiae partes amplectitur, vinculum. Invenimus hunc quasi fontem divite vena scaturientem, quo concurrunt cultores disciplinarum omnium, quarum subjecta ex natura rerum deprompta sunt, ut ex eo perpetuo hauriant materiam sibi idoneam, sive gaudeant solibus coruscis per aethera cursum volventibus animum intendere, sive minima, quae sensus nostri aciem effugiunt, scrutari malint elementa corporum, sive mirentur simplicissimum hunc ordi-

nem, quo cuncta reguntur, eiusque ad mechanicas artes adplicationem, sive hominum doctrinas, moresque diversissimos ac vitae rationes, et quidquid ingenium hominum utilitatis an detrimenti rebus humanis intulerit, ad easdem sanctissimas naturae leges revocare, atque hac, tamquam norma, adhibita, de animi simul et corporis valetudine tuenda consilium inire cupiant.

Jam ex dictis patet, scientiam nostram in duas praecipuas partes apte dilabi, quarum prior ad notitiam rerum adipiscendam valet, altera usum spectat. In ea parte, quae notitiam sistit, priore loco de observandi ratione dicendum est. Omnis enim de intuenda natura triplex est quaestio. Unum genus est, qualem esse oporteat observatorem; alterum positum est in adminiculis, quibus stipatus ad obtutum rerum naturalium se accingere debet; tertium versatur circa methodum observata ordinandi. In observatore praeclare agitur, si sunt integrae corporis vires cum sanae mentis dotibus conjunctae. Ut enim in primis hominis

est propria veri inquisitio, illum robusto magnaeque constantiae animo, ingenio praecellenti, omnique sensuum acie instructum esse oportet, qui, quid sit verum, ex observatione naturae elicere sibi proposuit. Et quidem prima habenda est corporis ratio. Cum enim de rerum extra nosmet ipsos positarum qualitatibus aliquid percipere nisi per sensuum organa non possumus, videndum est, quae horum subsidio percepta ad animi sedem deferuntur, in ipso transitu ne quid immutationis vel etiam detrimenti accipiant, quod organorum statu defectivo, aut morbido, vel quocunque modo praeternaturali tribuendum sit: quippe imperfectas et a vero prorsus alienas rerum imagines inde proficisci evidentissimum est. Nec praeterea observatorem statis diei temporibus, neque in uno tantum loco officio suo fungi posse, rerum per orbem longe lateque disseminatarum varietas, mobilitasque demonstrant. Itaque corpus nimia intentione, indefesso labore, vigiliis, itineribus, aëris injuria, noxiis exhalationibus, animalium mor-

sura, plantarum veneno, innumerisque aliis incommodis fractum vires deficerent, nisi proprio ingenitoque robore ad omnis generis molestias perferendas valeret. Huic porro corporis firmitati, licet illa gravissimi momenti sit, etiamnum agilitatem conferamus: in colligendis enim examinandisque rebus naturalibus, doctis manibus et exercitatissimis oculis opus est.

Quae autem ad animi facultates adtinent, eorum duplex est locus, vel ad ingenium, vel ad eum, qui hominibus ingeneratus est, recti bonique sensum spectantium. Ex integritate observatoris enim plurimum pendet, ut veri cognitionem adipiscamur. Quare praeceptorum et doctrinae haec in primis ratio servanda erit, ut in gratiam adscitae aut temere receptae opinionis numquam dissimuletur propria indoles rerum, falsaque pro veris venditentur. Eadem lege porro fabellae aniles, portenta, ethnicae superstitiones fictaeque de industria notiones rerum observatoris indignationem ita moveant, ut haec omnia acerrime

insectetur, atque adeo circumforaneos, praestigiatores, sagas, et reliquos immundissimos impostores, qui plebeculam suis commentis decipiunt, conficiunt, exsugunt, e republica profligare studeat. Namque insatiabili veritatis amore incensus animus, si novi aliquid didicerit, id omnibus profuturum festinat in medium proferre; reticere autem, ut sibi soli lucro sit, fraudem existimat.

Inter ingenii dotes, quae in observatore requiruntur, hae praecipuae sunt: intelligentiae acumen, quo studii methodus instituatur; praeclarum judicium ad dignoscendas naturae multiformis divitias; sagacitas et artificium in excogitandis experimentis, in iisdem vero perficiendis summa diligentia et circumspectio; memoriae felicitas ad retinendas rerum diversissimas notas et nomina; invicta denique in observando perseverantia et curiositas. Quibus praesidiis munitus legitimus observator, naturam et experientiam duces sequi, alienae auctoritati non nimiam fidem adhibere, nil prorsus admirari, sed ea, quae sa-

pientem decet, animi tranquillitate cuncta intueri pro lege sibi praescribat. Equidem haec omnia, quae hucusque praecepimus eo graviora et notatu digniora habenda sunt, quo luculentius re ipsa compertum est, in scientia naturali nullum genuinum doctorem esse, nisi et observatorem se praestiterit.

Perreximus ad secundam quaestionem de adminiculis, quorum primum genus sunt instrumenta, sex diversis speciebus distincta, scilicet: mathematica, quibus dimensiones corporum metiuntur; mechanica, legibus motus adaptata; optica, quae visui ministrant; anatomica, quibus partes corporum separantur; chemica, divellendis principiis corporum idonea; postremo physica, ad elementorum qualitates exquirendas constructa. Cum autem iis, qui studio naturae se dicarunt, extra limites natalis regionis vagari plerumque non liceat, de nexu tamen inter rerum diversas species, earumque utilitate judicium ferri, nisi cunctae lustrarentur, omnino non possit; altero genere adminiculorum indigemus, quod

cognitionem rerum alienigenarum nobis suppleret. Exstruuntur itaque Musea, exuviis animalium et varietate corporum fossilium referta; coluntur in hortis botanicis plantae exterarum regionum, tum sub dio virentes, tum artificiali calore fotae: quae autem ob oculos poni nequeunt, ex libris, quaeque nova perpetuo innotescunt, litterarum commercio conquiruntur.

Reliquum est, ut tertio loco dicam de methodo in recensendis naturae phaenomenis adhibenda. Atque jam iterum mihi repetendum est, res cunctas nobis apparere, aut per impetum, quem nullo interveniente, in omnes, vel saltim aliquot sensus nostros faciunt; aut immutatione ab iisdem in alia re effecta. Nam quaecunque in sensus non cadunt, neque ullam cum sensibus rationem habent, iis omnino non datur locus in historia naturali. Attamen, cum sempiterno naturae motu, multa indies mutentur, alterius destructione alterum vigeat, alia per compositionem ex aliis concrescant, in contactum veniant, quae

pridem remotissima erant, solvanturque vicissim, quae olim arctissime cohaerebant: imperfecta evaderet cognitio rei cuiuslibet, nisi observationibus continuis eius metamorphoseôn historia, ceu vitae curriculum, in manifesto poneretur. Omnis igitur rerum naturalium recensio gemina est: prior descriptionem corporis cuiuslibet, altera illius cum ceteris corporibus rationes, seu historiam proprie dictam naturalem sistit. In concinnandis descriptionibus id praesertim desideratur, ut qualitates quibus ab invicem res naturales discrepant, certis ac probe definitis vocabulis insigniantur, diversaeque porro species apta nomina nanciscantur. Consistit enim notitia rerum in vera idea objectorum ex notis propriis collecta, quibus similia a dissimilibus distinguuntur; hanc notitiam, ut cum aliis communicemus, nomina propria, quasi idearum signa, singulis imponenda sunt; ex immortalis enim Linnaei sententia, si nomina perierint, peribit et rerum cognitio.

Ab altera parte, in historia nobis respi-

spiciendum est ad totius mundi universitatem, caussarumque et effectuum irruptam seriem, rerumque maximarum cum minimis perpetuum nexum. Saepius etiam in consilium vocanda sunt ea, quae in cognatis disciplinis de corporum natura et affinitatibus per varii generis experimenta atque institutas cum illis tractationes innotuerunt, ut quam a conformatione et compositione deduximus distinctam rerum cognitionem, eam ulterius penetrando in specialissimas earum proprietates, phaenomena, mysteria, dotes, vires et usus, omnibus numeris absolvamus, eaque ad vitae necessitatem et delectamentum adhibita, fruamur.

Sed in ista rerum admirabili varietate unde incipiamus, quem tandem scrutandi finem faciamus? Quos enim cernimus naturae vastissimos thesauros, corporum omnis generis infinita propemodum serie refertos, disseminata per immensum spatium radiantia coelorum agmina, inorganicae materiae, pondere, mensura, numero fere infinitas conjunctiones et inde natas minerarum species, plantarum ani-

maliumque myriades, formarum, organorum, artuum, principiorum, virium, pharmacorum varietates; hos, ut verbo eloquar, labyrinthos, quis umquam sine ariadnaeo filo intrare audeat? Etenim memoria hominis ad omnia sigillatim retinenda non valet, nisi succurrat ei in subsidium ordo, quem cum Linnaeo animam scientiae appellare malim, cuius nimirum ope diversae rerum species secundum affinitates, quibus inter se invicem conveniunt, vel etiam arbitrariis quibusdam notis distinctae, in classes, ordines, tribus, genera, speciesque rediguntur, ut exercitui in castrorum acies distributo similes, facilius a primo intuitu lustrari possint. Quam autem genuinus naturae observator cum magna solertia et improbo labore, a contemplatione individuorum assurgens ad universalia, exstruxit methodum, hanc ut discentes melius adjuvare possit, docendo invertimus, et incipientes a divisionibus superioribus seu generalioribus, quae numero infrequentes, mente facilius tenentur, ad singula specialissima grada-

tim descendimus. Atque hac potissimum via procedentes, non solum omnibus maeandris naturae nos feliciter expediemus, verum etiam in apparenti rerum confusione tandem in naturalem quendam et ab ipso mundi auctore stabilitum ordinem incidemus, quo cuncta cohaerent et se mutuo excipiunt.

Permulta sunt, auditores ornatissimi, quae de methodo studii adhuc praecipienda essent; sed ista forte in pertractandis singulis historiae naturalis sectionibus aptiorem locum reperient; neque enim arbitror in eo mihi operam collocandam esse, ut ordinis necessitatem, rem tam apertam et in tam clara luce positam, supervacanea demonstratione coram vobis evincam. Quare iam postremo me in gravissimum argumentum convertam, quod ad alteram partem scientiae nostrae adtinet. Nempe videntur mihi cuidam in faucibus haerere huiusmodi quaestiones: quorsum hi tanti apparatus methodici? Qui istarum nomenclationum, ubi minutissima quaeque naturae corpuscula sigillatim recensentur, finis aut modus?

Quo pacto, cum earum, quae hominibus ad vitae usus ministrant, rerum naturalium numerus angusto limite circumscriptus sit, reliquarum formarum inutilium varietate discentium memoriam onerare, et physicis istarum indagatione omnem vitam consumere licet? Nonne consultius factum fuisset, in cognitione rerum duntaxat utilium restitisse?

Istaene postulationes aequae vobis, et cum veritatis studio conciliandae videntur, auditores ornatissimi? Ergo actum est, si Diis placet, de recens nata in Lithuania scientia nostra; tametsi vestrum hunc amplissimum consessum conspicienti de interitu historiae naturalis nihil est, quod mihi metum injiciat. Equidem probe scio, vos mecum persuasum iri, inter mentis attributa nullum esse humanius et a ceterorum animantium indole tam alienum, quam quod nobis insitum est veritatis desiderium. Quare, ut cum principe philosophorum loquar, praeclarum mihi quiddam videtur adeptus is, qui, qua re homines bestiis praestent, ea in re hominibus ipsis antecel-

lat. Quantum autem ad hoc ipsum veritatis studium universae naturae contemplatio subsidii conferat, id iam extra omnem dubitationis aleam positum esse, ex praecedentibus intelleximus. Quod si damnanda est curiositas, protinus ad agrestis vitae feritatem redeundum erit, ut bestiarum in modum viventibus, praeter cibi et potus quaestum nihil curarum nobis supersit.

Verum quum id praevertim vulgarium et brutis similium animorum sit, quod utilitatem honestati anteferant, cunctaque aspernentur, ex quibus proximum emolumentum fructusque sibi parari non vident; ita hominibus bene institutis, qui dignitatem rebus omnibus anteponunt, atque in communi hominum utilitate tuenda augendaque versantur, id non raro evenit, ut in alteram partem discedant, et de hominis praecellentia nimis superbe sentientes, universum mundum cum infinita rerum varietate sui caussa creatum fuisse alucinentur. Quam quidem jactantiam nullum argumentum tam efficaciter reprimit, quam

naturae penitior investigatio. Licet enim hominem in scala animantium, quae alma tellus alit, principem locum occupare concedamus; nihilominus, quum eum iisdem naturae legibus, quibus cetera animalia parent, subjectum esse, immumerasque per terrarum mariumque plagas dispersas species corporum illi hauddum innotuisse, plurima autem animalia vastissimas regiones adhuc liberrime pervagari, neque hominis umquam in se potestatem agnovisse, studio rerum naturalium compertum habeamus: illum profecto diceremus dementis speciem prae se ferre, qui his omnibus probe dispectis, naturam tamen, per tot annorum millia novitate formarum fluctuantem, sui tantum caussa extitisse sibi animo finxisset. Quod si a rerum necessitudine forte quis argutaretur, hominem ad mundi harmoniam necessarium, hoc ipso argumento pro fine creationis haberi posse: ego quidem libenter concedam, hominem ad perfectionem universi necessarium fuisse, eadem lege, qua et muscas, et pulices, et minutissima animalcula infusoria non

fortuito sata, sed necessitate naturae existentia, certisque legibus cum ceteris rebus conjuncta, nihil autem in rerum natura supervacaneum esse, inficias iri nequit. At vero, hinc si colligere velim, mundum pulicis caussa creatum fuisse, risum teneatis, auditores? Quid, si ad coelum vultum adtollamus, innumerosque miremur soles, immenso spatio inter se invicem remotos, ponderibus suis libratos, quorum plurimi non nisi armato oculo cernuntur, plures forte, propter distantiae immensitatem nos adhuc latent? An omnes in hunc finem creatos esse affirmares, ut imaginarium hominis imperium locupletarent? Credo, quia elapsis tot saeculis casu tandem alicui nostrûm per telescopium illuxerunt! At hercules! si istarum remotissimarum stellarum forte aliqua, solem nostrum magnitudine aemulans, cum sua planetarum cohorte in abysso necdum emensi spatii periisset, priusquam instrumentorum ope ab hominibus detecta esset, an noctes nostras ista lucis deminutione obscuriores factas animadverteremus? Verum ut intra nostri

solis terminos me rursus recipiam, nonne septimum eius planetam, ante biennium adhuc ignotum, gravissimum monitorem habemus, qui nostrae inanitatis nos commonefaceret?

Quum igitur arrogantis ingenii sit, cuncta in dominium hominis vindicare, agrestis autem, omnia fastidire quae non proxime ad quaestum faciunt: quid de utilitate historiae naturalis tandem statuemus, in bivio constituti? Hujus quaestionis, mea quidem sententia, facillimum erit discrimen, modo adtentius facultatum nostrarum rationem habeamus, et quousque harum ope res humanae perductae sint, observemus. Quod enim superius monui, ab infantili inscitia progressas gentes, nonnisi paullatim ulteriore notitia rerum imbutas fuisse, multaque antecedentibus saeculis ignota, recentiori aevo tandem innotuisse, ut quem lentum maturandi modum natura, propriis legibus constantissima, in omni suae ditionis parte stabilivit, eum in humanae mentis dotibus evolvendis et ad summum perfectionis fastigium perducendis itidem

sequeretur: id mihi videtur non solum ordinem multo gravioris momenti, quam ut hominis utilitatem pro unico scopo haberet, in totius mundi regimine indicare, sed etiam luculentissimo exemplo sapientiam et bonitatem creatoris in eo potissimum comprobare, quod animo nostro vix limites constituisset, quin usque in novissima tempora gaudeat rerum innumerabili multitudine et varietate, in quarum contemplatione, prout agilis est et inertiae impatiens, vires suas perpetuo exerceat, et in lucem extrahat veritatem, interiore naturae sacrario clausam. Itaque haec ipsa ingenii perficiendi infinita potestas, cum perpetuo impellat homines ad inquisitionem suarum cum re qualibet rationum, plurimum ad vitae felicitatem augendam conferre, atque inexhausta novitate rerum inquirendarum, animum cum maxima voluptate adimplere valet.

Sed etiam numero genus humanum indies nova incrementa capere certissima observatione constat. Quare, ut omnium necessitatibus satisfiat, nova praesidia in naturae imperio nobis sunt conquiren-

da: discamus famem sitimque novis alimentis sedare; morbis, majoribus nostris ignotis, remedia prius inaudita adhibere; ad commoda quoque et elegantiores vitae usus, naturae divitias mille modis convertere; natura magistrâ, in artibus utilitatem cum eximia formarum venustate conjungere, atque subtiliorem quendam pulchri consonique sensum, qui mores emolliat, nec sinat esse feros, in omnium animis exsuscitare, ut illa gaudeant et exhilarentur continuo, quae formis, coloribus, tonis, modis, motibus et denique verbis inest, convenientia et jucunditate. Et quoniam hac nostri sensus vivida mobilitate ad animi affectus gravissimos et excitandos, et demulcendos utimur, ita ulterius scrutando naturae leges rationesque quibus, quae specie videntur esse contraria, revera tamen conciliantur, et inter se firmissimo cohaerent ordine, incidemus in eam, naturae consentaneam, recti bonique normam, ad beate vivendum necessariam, quae, qua in re consistat officium, eo clarius nos perdocebit, quo curatius rerum omnem congeriem,

nexumque minimorum cum maximis in examen revocaverimus. Neque in hoc, quod ad societatis perfectionem adtinet, examine resistimus, sed universum mundum contemplantes, ad ultimum finem studii nostri pertingimus, atque in admirationem et adorationem divinae mentis, cuius nutu cuncta existunt, lubentes rapimur. Etenim (jam Ciceronis verbis concludam) quis est tam vecors, qui aut, cum suspexerit in coelum, deum esse non sentiat, et ea, quae tanta mente fiunt, ut vix quisquam arte ulla, ordinem rerum ac necessitudinem persequi possit, casu fieri putet; aut cum deum esse intellexerit, non intelligat eius numine hoc tantum imperium esse natum, et auctum, et retentum?

Sufficiant haec modo dicta ad laudandam magnanimitatem, et in scientias benevolentiam maximorum Europae principum, qui naturae indefessos observatores ad remotissimas insulas et regiones delegarunt, ut ibidem omnis generis rerum naturalium thesauros colligerent, describerent, et secum reportarent; quo-

rum usus, etiamsi ex parte aequalibus nostris contingat, posteris tamen cumulatius reservatur. Verum enim vero simili ac forte maiori encomio extollenda sunt clementissimi Regis nostri, Stanislai Augusti, in studium naturae merita, cum Ejus nimirum felicissimis auspiciis huic nostrae scientiae tandem novae cathedrae in patria dicarentur. Quo quidem beneficio Rex munificentissimus non solum quaecunque a cognitione naturae promanant commoda, cum sua gente communicanda, sed et praeterea indigenorum corporum naturalium, quae hucusque despecta et inutilia jacebant, explorationem instituendam curavit.

Quae cum ita sint, mihi pro incolumitate et incremento historiae naturalis in nostris academiis ardentissima vota fundenti, hoc, quo nullum majus, officium reliquum est, quod *Te, Princeps Celsissime! Vilnensium Episcope* summe venerande! quem nostrae universitatis cancellarium et fautorem primarium devotissimis mentibus colimus, ut huic Scholae historiae naturalis, quae Tuis po-

tissimum consiliis ab illustri collegio praefectorum publicae institutioni, quod Te praesidem suum patriae felicitatis studiosissimum veneratur, denuo instaurata est, tamquam proprio benefacto favere et propitius esse velis, summa anima reverentia obsecrem, rogemque. Est enim palam omnibus notissimum, quanto in scientias, quotquot sunt, amore feraris, quam humanissimum patronum viris eruditis, quamque strenuum illis intercessorem Te, Princeps celsissime! semper praestiteris, nec non qua munificentia ingenuas artes adeo in clientelam receperis, ut in ipso Tuo palatio familiariter versarentur. Harum itaque in hisce regionibus natu minimae, Naturae nimirum scientiae, ex incunabulis vix egressae, Tua autem benignitate fretae, se eodem, quo ceterae, patrocinio abs Te sublevatum iri, cum illa, quae infantilis aetatis est, integra fiducia, sperare liceat. Jam haec, Tua pupilla, tanti defensoris praesidio suffulta, publicae educationi praefectorum, et quod subjungere ausim, Regis nostri longe clementissimi liberali-

tati commendanda, ut horti botanici et musei rerum naturalium varietate referti pretiosa et eximia quidem, sed quibus vivat, exolescat, floreat, inque novo hospitio fructus proferat, summe necessaria munera accipiat, jam, inquam, Vilnensium Musarum choris se immisceat, suumque Musagetam dulcibus, quos in naturae materno gremio legerat flosculis, cum debito honore, ovans atque exultans apud gratam posteritatem coronet.

Quum autem principis optimi in nostram universitatem beneficiis exardescat animus, atque totus se in ejus admirationem effundat, non potest non simul maximo patriae juventutis instituendae studio, quo hunc amplissimum senatum academicum praeclare decorum cernit, bene quaesitam laudem denegare. Et quidem in primis Te, Vir amplissime et plurimum reverende, huius universitatis *Rector Magnifice!* quem in Regia Scientiarum Academia Londinensi Collegam mecum conjunctissimum veneror, utpote cuius in universam rem litterariam et praesertim in astronomiam sublimiorem

notissima et per orbem celebratissima sunt merita; Te alterum nostrae academiae patrem et instauratorem omnes qui in hoc ornatissimo consessu frequentes adsunt, quorum cordibus Tuorum beneficiorum sensus infixus est, discentes, doctores, fautoresque nostrae universitatis, cum omni pietate verecunde compellari jubent. Nam etsi praetermitterem, quod valetudini corporis ne quidem pepercisti, ut incremento difficillimae scientiae prospiceres, atque observationum thesauros, quales orbi erudito antea nunquam innotuerunt, invicta perseverantia et continuis pervigiliis comparares: id tamen in omnium ore est, Te, quod eodem encomio dignum et forte magis arduum erat, Tuo in rem publicam amore, Tuis indefessis laboribus, Tuaque sapientia et moderatione consecutum esse, ut hanc nostram universitatem incolumem, renatam, novisque praesidiis auctam videremus. Quapropter universae patriae talem Virum doctrina, integritate, consiliis et magnitudine animi clarum, qui promulgandae cognitionis utilioris fortissi-

mum propugnatorem se praestitit, huic autem academiae, juventuti nostrae, nec non denique mihimet talem moderatorem aequum, pium, humanissimumque ex animo gratulor. Pari autem studio Te, Rector Magnifice! Vosque in senatu academico Collegae spectatissimi! ea qua par est observantia comprecor, siquidem consueta benignitate me in vestrum sodalitium recepistis, ut quemadmodum nostrae scientiae sororio vinculo junctae sint, ita et vestris consiliis me adiuvetis, coeptisque meis auxiliemini, meque vestri favoris studiosissimum, ea, cuius primitias iam expertus sum, amicitia cumulare pergatis. Excepistis enim collegam, qui et vestro praesidio fretus, de muneris sui gerendi prospero eventu non dubitet, et quo se dignum vestro adsensu praestet, in tradendis cum omni diligentia doctrinis, incorruptum naturae verique amorem vobis coram hac amplissima concione spondeat. Dixi.

VI.

VI.

PRAEFATIO

IN

DISSERTATIONEM

DE

PLANTIS ESCULENTIS

INSULARUM OCEANI AUSTRALIS.

1786.

Asiam inter orientalem et Americam zephyrinam late extenditur Oceanus australis, omnium vastissimus, nullis extra zonam torridam, praeter unicam fere novam Zeelandiam, terris interceptus; intra tropicos autem plurimis insulis, veluti punctis conspersus, quarum aliae in congeries aliquot collectae, aliae majori spatio disjunctae jacent. Versus occidentem inde a decimo quem vocant latitudinis australis gradu usque ad quadragesimum quartum, idem oceanus novam Hollandiam, Europa maiorem, alluit.

Incolae harum terrarum alii candidiores sunt, alii nigricantes. Priores numero reliquis praestant, uno eodemque sermone utuntur, morumque similitudine, quantum pro climatum diversitate licuit, inter se conveniunt. Ex Indiae regionibus orientalibus per archipelagum moluccanum atque philippinas insulas in oceanum australem eosdem migrasse,

propter analogiam linguae eorum vernaculae cum malaica, certissimum est. Oceani huius partem borealem, tropico tamen inclusam, tres insularum congeries occupant, Latronum quae et Marianae dicuntur, Carolinae, et novissimo Cookii itinere detectae Sandvigiae. In ea parte quae trans aequatorem ad austrum sita est, totidem archipelagis, Amicorum scilicet, Societatis et Marchionis Mendozae, sedem figerunt; quibus adnumerari debent insulae illae, hinc atque illinc in oceano dispersae, cuius superficiem vix superant, stupendis lithophytorum habitaculis inaedificatae, nobis *demersae* (*Low Islands*) dicendae. Eiusdem stirpis porro ramentum extra tropicum australem, versus Americae littora in paschali insula reperitur (*Ostereiland*), aliud deinceps ex opposito novae Hollandiae nova Zeelandia est, inde a tricesimo quinto ad quadragesimum septimum latitudinis gradum protensa.

Nigrae gentis longe alia est ratio; nam in Indiae archipelagis orientalibus, et praesertim in montuosis sylvaticisque

insularum latibulis agrestium hominum familiae reperiuntur, quae forte cum hisce australioribus nigritis ex eadem stirpe prognatae sunt. Eiusdem gentis praecipua sedes est illa insularum congeries, quae aequatori et moluccanis insulis proxima, Papuae sive novae Guineae, Britanniae, Hiberniaeque nominibus in tabulis geographicis designari solet. Inde per insulas Charlottae, novasque Hebrides ad novam Caledoniam usque haecce nigritarum proles videtur penetrasse, brevissimo certe, si cum eo conferatur, quo candidiores illi homines novam Zeelandiam et extremam paschatis insulam petierunt, itinere, et a primis sedibus minus remoto. Nigri huius populi forte soboles, etiam novam Hollandiam occupavit, licet hoc certo affirmare non ausim; quod si vastissimae istius regionis incolae re vera originem trahunt a Papuanis, dandum id quoque est, eos a climate et carnium esu aliquanto immutatos fuisse. Verum enim vero nigrorum hominum in hisce terris in primis ea est singularitas, ut fere in qualibet insula, licet proxima

vicinitate cum reliquis coniuncta sit, proprio diversissimoque sermone utantur; totque paene sint idiomata, quot sunt insulae ab iisdem habitatae. Quo quidem argumento nullum exquisitius immanitatem maiorum, a quibus ortum trahunt, comprobare videtur; et enim quis est, qui indomitam feritatem simul et inscitiam climatis ubertate altam in eo potissimum non agnoscat, quod praeter victus parandi rationem, nihil a parentibus didicerint, desertisque laribus etiam patrii sermonis obliti sint?

Singularem hanc diversitatem inter Austrasiae vel Polynesiae populos, cum iam neque aëris, qui omnibus idem propemodum est, neque alimentorum, quibus omnes fere iisdem vescuntur, diversae qualitati tribuenda sit, originem ducere a primitiva autochthonum varietate arbitror. Indelebilis enim et tanquam inusta species, diversis hominum familiis inhaeret, plurimis notis characteristicis insignis, quae et climati omnimodo resistit, et ciborum commutatione non frangitur, nec non perpetua successione, nisi

contaminatae fuerint generationes aliqua mixtela, a parentibus ad ultimam prolem integra meracissimaque descendit. Cui assertioni ne testimonia desint ex aliis regionibus deprompta, verbo saltem tetigisse sufficiet Aethiopum sive nigritarum e propriis sedibus africanis in peregrina climata translatorum generationes, atro colore, crispa in capite lana, porrectis maxillis, naso simo, labis tumidis, ceterisque indiciis ab optimo Soemmerringio, summo incisore, mihi *) nuper enumeratis, atavis semper simillimas. Attamen de origine harum in genere humano varietatum aliquid certi vel ea ratione constitui nequit, quod in universum historica traditione antiquiores sint, et Iudaeorum oracula, quibus Europaei e consuetudine pie assentiuntur, de iisdem sileant. Cum autem Iudaeos semel in scenam evocaverim, eosdem non dimittendos judico, priusquam eorum

*) Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer. Frankf. u. Mainz 8. 1785.

exemplo varietatum humanarum persistentiam firmaverim. Plurima enim secula non suffecerunt ad abluendam istam notam vultui horum hominum adeo profunde insculptam, qua vel a primo intuitu asiaticam eorundem originem, meridie clarius perspectam habemus.

Quod ad climatis temperiem attinet, illud nimirum in novae Hollandiae desertis siticulosis, inter calidissima jure referri potest, neque huius parti boreali, aequatori vicinae, ipsam Africam aequinoctialem aestuosiorem existimarem. Insulas vero, per oceanum dispersas, ventorumque intra tropicos perennium halitu perflatas saluberrima et amoenissima coeli temperie gaudere, navigatores quotquot ad easdem appulerunt omnes une ore pronunciant. Novae Zeelandiae, licet frequentibus procellis exagitetur alpesque suas perenni nive obrutas in altum adtollat, nihilo tamen secius leniores sunt brumae, cum in eius parte extrema ad quadragesimum quintum usque gradum latitudinis in austrum conversa, sub ipso fine autumni herbas et frutices florentes legissem.

Qui Carolinas, Marianas, Sandvigias, Mendocinas, Societatis et Amicorum insulas tenent, primae gentis homines, elegantioris sunt formae, colorisque purissimi castanei absque ullo nigredinis inquinamento. Statura eorum mediocris est, ad proceritatem accedens; capilli longi, densi, cincinnati, nigri; barba maribus crebra, prolixa; oculi ampli, iride nigro-fusca; nasus latiusculus, nec simus; labia crasciuscula, dentes pulcherrimi. Magnates colore saepius lucidiore dignoscuntur, corpore proceriore, robusto, obeso, abdomine amplissimo. Sed exceptionem habent insulae aquae penuria laborantes E-uwa, Tonga, Namoka, Paschatos, quarum incolae, etiam natu principes, plerique gracilioris sunt formae.

Ingenium horum hominum mite, morum comitate quadam et mansuetudine coniunctum, at in bellis in saevam ferocitatem degenerat. Respublica omnibus feudalis est, regis moderamini subiecta, cuius in Amicorum insulis nullo limite circumscriptam potestatem, in Societatis archipelago potentiores vasalli coërcent. Vulgus

hominum clientibus constat, et mancipiis glebae adscriptis, regiturque polytheismi superstitione, quae in Sandvigiis praesertim insulis profundiores videtur radices egisse, verum etiam apud Taheitenses interdum humanas victimas erogat. Iis in universum monoganiae consuetudo, vix a nobilibus, militibusve spreta. Vestimentorum genus laxum, leve, climati accomodatum; balneum frigidum bis de die, matutinum et vespertinum; unguentorum usus inprimis inter magnates frequens; moderata in laboribus domesticis exercitatio; nocturni aëris inter.peries sedulo evitatur; mollis denique libido, risus, joci, fabulae, cantilenae et saltationes ad tuendam sanitatem vitamque ad ultimum terminum protrahendam conferre videntur.

Victus ratio, apud hancce gentem quam sit congrua valetudini robustae et integrae, videndum est. Artocarpi fructus farinaceo-pulposi ab Otaheitensibus, insularumque Societatis, Mendocinarum, Sandvigiarum, Carolinarum et Latronum indigenis loco panis adhibentur, primis octo

mensibus in anno maturescentes, sed tamen ante maturitatem perfectam in cibum cedunt. Hi decorticati, foliisque obvoluti, in fornace subterranea per horulam assati, comeduntur. Reliquis quatuor mensibus musae inprimis fructus, radicesque ari, dioscoreae, dracontii, taccae, convolvuli hominibus cibum suppeditant; quem ter singulis diebus capiunt, plerumque refrigeratum, interdum tepidum, nunquam vero ferventem. Artocarpi fructum, quem blando alimentorum vegetabilium generi adnumerari non dubitem, variis modis praeparatum, sive acidulatum fermentatione, sive cum oleo et nucleis cocos nuciferae commixtum frixumque magnates quidem in deliciis habent, sed eidem lautiores quoque epulas adjiciunt; pisces enim sapidissimos, pullos gallinaceos, porcinas, caninasque carnes in conviviis magna quantitate ingurgitant. Horaeis porro fructibus Spondiae, Musae, Eugeniae crudis subinde vescuntur.

Sale marino in littore radiorum solarium ope concreto in Sandvigiis insulis ad

cibos saliendos utuntur. Societatis insulae sale concreto carent quidem, sed eius loco aqua oceanica pro embammate adhibetur; in paschatis demum insula, nimis arida et aqua pura omnino destituta, non raro salsam pro potu ordinario hauriunt. In Marchionis, Societatis, Sandvigiisque insulis scaturigines aquae frigidulae, purissimae, levissimae abundant, communique usui inserviunt. Qui delicatius vivunt, lympham nucibus cocos inclusam sorbillant. Sacerdotum autem turba et magnates extractum radicis piperis methystici potant, quod non solum toxicis viribus eosdem inebriat, somnoque gravi opprimit, sed etiam corpus lente emaciat, et leprae obnoxium reddit. Abominandum hocce temetum in Amicorum insulis praesertim usitatissimum est. Ibidem plurium causarum juncta operatione plane efficitur, ut homines, ex eadem stirpe cum Taheitensibus et Sandvigianis prognati in universum tamen minus robusti evadant, eorumque proceres non adeo pinguescant, sanguinis autem acrimonia maiore laborare videantur; unde vel ele-

phantiasin, vel totius corporis squalidissimam purulentamque exulcerationem non raro generatam fuisse novimus. Quum enim huius archipelagi australiores insulae fontibus et rivulis aquae purioris penitus careant, incolis suis non solum potum salubrem, sed etiam balnea in clima te aestuoso maxime salutaria denegant. Deinde, quod forte maximi momenti est, blandissimi artocarpi fructus ibidem rarius occurrunt, atque radices jam commemoratae ari, dioscoreae taccae, huius alimenti saluberrimi vices agunt, quae licet coctura vel tostione a volatili et fere deleteria causticitate liberentur, tamen adstringentium et acrium indolem non ita plane exuunt, ut suspicionem movere omnino non valérent, apud homines iisdem perpetuo altos eandem massam sanguinis et humorum exacerbari, nimiaque acredine accendi posse. E contra vero blandiori diaeta, horaeisque fructibus aquosis usi Taheitenses, aquae potatores, quorum corpora crebris ablutionibus humectantur et emolliuntur, non possunt non obesiores reddi, cum revera succi corporis humani tot di-

luentium juncta actione nimis debilitarentur, nisi transpiratio in regionibus calidioribus abundantior, phlegma superfluum tolleret.

Sunt qui climatis influxum in res humanas pertinaciter negant; ii Novam Zeelandiam vellem adeant, cuius regionis incolae cum Taheitensibus et indigenis archipelagi Amicorum sermone conveniunt, cum quibus etiam fabulae religiosae, et traditiones, nec non ipse vultus et color communem iisdem originem fuisse testantur. At profecto maximam inter hasce gentes ortam a climatis necessitate morum diversitatem mirarentur. Primi enim novae Zeelandiae coloni, qui ad huius regionis oras boreales appulerunt, saccharatum licet convolvulum chrysorrhizum, radicesque ari et dioscoreae secum attulissent, piscaturae tamen, quae facilem commodamque victus rationem iisdem pollicebatur, sese addicerunt; horticulturam, prout operosior erat, sensim versus australiorem extremitatem terrarum errabundi prorsus deseruerunt. Quare singulis familiis in-

sulam pervagantibus et ab invicem segregatis, cum jam nullo societatis vinculo amplius compescerentur, ad libidinosam ferocitatem patebat reditus. Incertus enim piscaturae proventus eas frequenter loco migrare coëgit, ut victui prospicerent; hinc inter diversas familias, quotiescunque fame perductae in idem littus piscosum escendissent, de littorum dominio acerrime dimicatum est. Apud victos inde pariter ac victores irata fames aluit inimicitiam, animosque sibi invicem infensiores reddidit. Eo usque tandem vindictae cupiditas apud irritabile illud et iracundum genus hominum invaluit, ut etiam in occisos hostes dentibus saevire assueverint. Cum igitur bellicam virtutem et fortitudinem maximi faciant, neque cuiquam honorem habeant, nisi corporis viribus plurimum polleat, hinc iniquam et vere tyrannicam in sexum sequiorem potestatem exercent; quin spretas ac despectas uxores non solum ad vilissima, eaque molestiora officia adigunt, sed et matrem septennes pueri impune conviciantur aut scelesta manu feriunt.

Corpus a frigoris iniuria pannis e phormio textis, plumisque avium aut pelle canina munitis tuentur. Sed igni circumiacentibus intra fumosa tuguria munditiae nulla cura est, cum ab omni lavatione squalidi atque pediculosi abhorreant, nec non pigmento rubro et oleo rancido vultum foedare consueverint, ut hostibus terrorem injiciant. Victus, quemadmodum superius monui, praecipuus pisculentus est; piscibus enim et recenter captis, et ad solem exsiccatis vescuntur. Doouit tamen etiam dira necessitas ad sylvas confugere, filicumque radices medulla farctas effodere, dum vexatum procellis

atrum
defendens pisces hiemat mare.

Harum filicum in borealiori insula, quae populosior est, cum ingentes acervos collectos vidisset Cl. Crozet, simulque comperuisset radicum Convolvuli, ari et dioscoreae culturam ibidem non plane negligi, hominibus Novae Zeelandiae victum vegetabilem esse nimis festinanter inde collegit. Idem navarchus experientissimus apud incolas istius regionis

fre-

frequentem gummi cuiusdam calefacientis comissationem observavit. Neque iam recuso, in calidiore Novae Zeelandiae parte, advenas e Zona torrida homines consuetudinem vegetabilis alimenti conservasse; quin potius libenter concedam, hoc stabili et minus erratico vitae genere effectum fuisse, ut numerus eorum magis accresceret, civitatisque et regiae potestatis primordia ibidem una progerminarent. Verum ex autoptarum consensu facile colligitur, barbaros in boreali Novae Zeelandiae parte horrido carnium humanarum adpetitu, ferocissimo in hostes animo, ad vindictam iramque proclivitate non solum australiores familias, mereque ichthyophagas aequare, sed et tanto iisdem praestare, quanto in universum viribus corporis membrorumque immanitate eas antecellant. Qui ciborum ad animi adfectus excitandos potentiam agnoscunt, huius tantae ferocitatis stimulos forte ab alkalescente piscium substantia petant, cum etiam in temperatiore insula, pisces saltim ex parte, hominum nutrimento inservire noverint.

Similem huic differentiam, quae inter

diversas nigrae gentis colonias intercedit, brevissimis verbis expediam. Ex his, qui Novae Caledoniae insulam aridam et montuosam incolunt homines reliquos mansuetudine pacisque studio superare videntur, statura iis aliquanto procerior, color fuscus quidem, sed ad castaneum vergens: capilli torti, nec tamen plane ut in aethiope lanati. Eorum arva plantationi radicum ari et dioscoreae idonea, in regione littorali, aquis marinis stagnantibus subinundata et rhizophorae, ficuumque radicantium denso frutice intercepta, ligonibus sedulo confodiuntur. Soli sterilitas autem improbum incolarum laborem parce nimis remuneratur; quare et piscatu vitam sustentant, et ad sylvestria succedanea e regno vegetabili recurrunt, corticesque insipidos hibisci tiliacei exsugunt. Novarum Hebridum contra foecundissima tellus est, quas scilicet calor intestinus vulcani non solum refocillet, sed et late dispersus laetificet cinis. Ibidem hortuli, quos indigenarum industria plantavit, intra spissum undique nemus absconditi latent, Musae inprimis fructibus, citro,

ficubus edulibus, nucum vario genere, tum etiam ari et dioscoreae radicibus divites. Ipsa hinc inde farinosis onusta fructibus artocarpus, licet minus frequens, conspicitur; domesticae porro volucres suumque greges circa domicilia vagantur. Succurreret cuiquam forte illam naturae altricis ubertatem intuenti, ut in hisce insulis hominum stirpem bene saginatam, corpulentam, segniorem, imbellem, pacisque et veneris, otio quae maxime aluntur, artibus deditam exspectaret. Enimvero miraretur quod citra spem illi obviam fierent (praeprimis in Malicollo insula) nigerrimi homunciones, naso simo, angulo Camperi acutiore *), capillitio crispo et lanato, exiles, macilenti, deformes, nudi, cingulo armillisque strictissimis coarctati, garruli, ingeniosi, astuti, histriones, agilissimi, irrequieti, suspiciosi, trepidi, sagittis clavisque perpetuo armati, mulierum osores, anthropophagi! Quod vero insulae Tannae indigenis contigerit, Mal-

*) Ex occursu linearum, alterius ab osse frontali, alterius a meatu auditorio, ad dentes incisores superiores, ductarum.

licollenſibus ingenio magis mitescere, eosque proceritate corporis artuumque masculo vigore superare, id procul omni dubitatione, familiari quam habent cum quadam albidae gentis colonia consuetudini tribuendum est. Nam praeter vernaculam suam, intelligebant etiam linguam societatis et amicorum insulis communem, eamque ultra proximam insulam Irronan, in alia, cui nomen Itonga, in usu esse nobis referebant.

Haec praemittenda mihi videbantur, cum adumbrationem plantarum molitus essem, quae ad rem cibariam in terris australibus pertinent; neque iniucundum hunc introitum, nec prorsus inutilem ratus, qui etſi nova et inaudita non proferat, certis tamen et fide dignis observationibus doctrinae utiliori ministret. Equidem mihi videor illorum opinionem recte amplexum esse, qui maximam inter hominum familias diversitatem organicam, ab ipso generationis typo derivandam, morumque notas characteristicas, et consuetudinum perpetuitatem imitatione maiorum oriundam existimant; climati

tamen aliquid virium inesse ad inflectendos animos non omnino recusant. Sed etiam in cibi potusque diversis generibus, non solum corporis humani fabricam singulariter renovandi immutandique, verum ipsiusmet animi energiam excitandi aut demulcendi vim sane maximam delitescere, celeberrimi nominis viri strenuis argumentis demonstrare conati sunt. Famis enim sitisque dolore sollicitatos homines, ut detritas de corpore particulas novis supplementis restituant, diluantque sanguinem motu naturali spissatum, alkalescentem edulcorando restaurent, ex deglutitis et in ventriculo solutis corporibus organicis paratum succum tubulis villosae tunicae susceptum, et in glandularum plexibus demum assimilatum, venis haurire quidem, eoque machinam animalem perpetuo resarcire, sed pro diversa principiorum in alimentis miscela diversissimum profecto habitum nancisci asseruerunt, cuius etiam in sensus internos reactionem manifestam simili ratione contingere arbitrati sunt, qua mutato instrumentorum mechanismo, effectuum dis-

crimina in operibus humano artificio elaboratis plane deprehenduntur. Adduxerunt in huius doctrinae defensionem exempla morborum varii generis, quorum fons et origo sublato elementorum nostri corporis aequilibrio debetur, sanandorum autem ratio in eodem mutata diaeta adhibitisque remediis efficacibus restituendo consistit. Tum in medium porro protulerunt animi affectus hoc vel illo cibo potuve interdum sopitos aut exsuscitatos; nec non denique inter tot gentium diversissima ingenia, mitissimum phytiphagis, atrox et bellicosum sola carne vescentibus tribuerunt. Cum autem singula, quibus haec opinio fulciri solet argumenta, post Hallerum denuo recensere *) supervacaneum et citra huius opellae propositum foret, id unum, missis coniecturis fallacibus adiiciam, ad immutandum typum varietatum humanarum, ex observationibus superius enumeratis, non adeo notabilem esse in terris australibus ciborum efficaciam.

Plantae in oceani australis insulis esculentae quinquaginta quatuor in universum

*) Phyſiolog. Tom. VI. Lib. IX. Sect. 3.

mihi innotuerunt, quarum viginti sex ante nostrum iter botanicis incognitae erant. Harum universalissimae sunt (cum etiam extra tropicos reperiantur) Convolvulus chrysorrhizus, Dioscorea alata, Arum macrorhizon et esculentum; his proxime accedunt, tropico tamen inclusae: Musa paradisiaca, Cocos nucifera et Artocarpus, incisa, reliquae omnes in una alterave insularum congerie desiderantur, aut minus frequentes sunt. Numeravi porro in Societatis insulis species esculentas viginti sex; amicorum insulis totidem, sed nonnullas diversas; in novis Hebridibus circiter viginti; in nova Zeelandia sedecim, quibus comprehenduntur antiscorbuticae septem Europaeis quidem pretiosissimae, sed quarum apud incolas ad rem cibariam nullus est usus.

Erunt forte, qui in tenui laborem me collocasse existiment. Attamen non defuit, qui ex hac tenuitate oriundam gloriolam legitimis dominis praeriperet, et alienae messi immiteret falcem. Taceam rerum naturalium cognitionem, usu semper esse anteriorem; et earum quae

nostro itinere innotuerunt ad hominum necessitates adplicationem, etiamsi parte saltem aequalibus nostris contingat, posteritati tamen clarissime perspiciendam demum reservari.

VII.

Beschreibung

des

rothen Baumläufers

von der Insel O-Waihi.

In meinen Händen befindet sich anjetzt ein Exemplar eines carmosinrothen Baumläufers (Certhia coccinea), welcher auf der neuentdeckten Insel O-Waihi überaus häufig seyn soll. Obgleich die Zunge, in vier Exemplaren, die mir bisher zu Gesicht gekommen, gänzlich fehlt, so trage ich doch kein Bedenken, dieser neuen Gattung von Vögeln einen Platz unter den Baumläufern anzuweisen, für den sie, dem Aeußern nach zu urtheilen, bestimmt ist. Nur in der Bildung des Schnabels zeigt sich einige Verwandtschaft mit den Paradiesvögeln, indem er zwar säbelförmig gekrümmt ist, aber nicht wie bey den übrigen Baumläufern einen scharfen, sondern einen konvexen Rücken hat. Daß es übrigens im Geschlechte der Paradiesvögel, sowohl krumm- als geradschnäblichte Gattungen giebt, habe ich in der Naturalien-Sammlung Sr. Hochfürstl. Durchlaucht des regierenden Landgrafen zu Hessen, ꝛc. zu lernen Gelegen-

heit gehabt. Von sieben bis acht verschiedenen Gattungen dieses noch wenig bekannten Geschlechts, sind allda eine hinlängliche Anzahl Exemplare vorhanden, woran sich zum Theil eine Beobachtung bestätigt, die ich schon in fremden Ländern öfter gemacht habe; daß nemlich die Länge und Krümmung des Schnabels, sogar an verschiedenen einzelnen Vögeln von einer und derselben Gattung, beträchtlich variiren kann. Dies sind kleine Schwierigkeiten, welche sich gegen alle Systeme empören, und uns freylich unwidersprechlich darthun, daß die Natur nicht immer nach menschlichen Begriffen von Ordnung, Harmonie und Einförmigkeit zu arbeiten scheint; mithin, daß unsre Methoden nur allenfalls Leitfäden in ihrem unermeßlichen Labyrinthe sind.

Unser neuer Baumläufer hat einen dünnen ziemlich stark gekrümmten und beynahe zollangen Schnabel. Er läuft spitz zu, die obere Kinnlade ist etwas breiter, aber nicht länger als die untere; beyde sind ganz, und ohne allen Einschnitt oder Zahn. Die Farbe des Schnabels ist eine ins gelbliche fallende Fleischfarbe. Die Nasenlöcher liegen dicht am Kopfe, sind ziemlich groß und eyrund, oben und nach vor-

ne zu mit einem erhabenen Rändchen verse-hen, welches vielleicht das Ueberbleibsel eines Blättchens seyn kann, womit diese Oeffnungen bey verschiedenen Landvögeln der Südseeinseln halb verdeckt sind.

Die Füße sind fleischfarben, oder ungefähr von der Farbe des Schnabels. Für die Größe des Vogels sind sie ziemlich lang und stark; folglich ist er in diesem Betrachte von denjenigen Baumläuferarten verschieden, welche mit den Honigsaugern eine nähere Verwandtschaft ha-ben. Auf der Reise um die Welt habe ich in-dessen bereits ähnliche Abweichungen an andern Gattungen bemerkt, jedoch ohne mich dadurch für berechtigt zu halten, die Zahl der Geschlech-ter zu vermehren. Ein Baumläufer aus Ton-gatabu, mit fleischichten Bärten oder Lappen, wie der Haushahn deren hat, und zwey Gat-tungen aus Neuseeland, welche dort die besten Sangvögel sind, zeichnen sich eben so, wie die vor mir liegende, durch stärkere und längere Füße aus. Die Zehen an dieser Art sind dünn, drey vorwärts und einer nach hinten zu gekehrt. Die Krallen sind klein, ausgenom-men die am Hinterzehen, welche etwas stärker und gekrümmter ist. Die Farbe der Federn ist

am ganzen Leibe ein brennend roth, zwischen Zinnober und Scharlach, überaus glänzend und schön. An einem einzigen Exemplare, welches entweder ein Weibchen, oder ein junger Vogel seyn mag, sind die Federn am Kopf und Halse mit etwas gelb vermischt. Nur die Flügel, welche im ruhenden Zustande bis an die Mitte des Schwanzes reichen, und die zwölf Schwanzfedern sind glänzend schwarz. Die Deckfedern der obersten Reihen sind gleichwohl von eben der rothen Farbe wie der übrige Leib, desgleichen der Afterflügel (alula) und die Ränder der untersten Reihe von Deckfedern. Von den Schwungfedern sind doch ein Paar der hintersten, die eine ganz, die andre nur auf einer Seite, schmutzigweiß; die Deckfedern unter den Flügeln sind von eben dieser Farbe. Der Vogel ist mit dem Buchfinken, oder höchstens dem Dompfaffen, von einer Größe; seine Länge von der Schnabelspitze bis an das äußerste Ende des Schwanzes beträgt $5\frac{1}{2}$ Zoll (Engl.); die Breite von einer Flügelspitze zur andern $7\frac{2}{10}$ Zoll. Seine Speise ist, nach Anleitung der Gestalt des Schnabels, wahrscheinlich wie bey andern ausländischen Baumläufern, der Honig, der sich in

den Blumen erzeugt. Schwerlich kann ich glauben, daß er auch Insekten frißt, wie die beyden Europäischen Gattungen, die Baumklette und der Mauerspecht, welche auch wirklich in mehrerm Betracht von den übrigen Baumläufern abweichen, und allenfalls abgesondert werden könnten, wenn man ja Aenderungen in der Eintheilung vornehmen wollte.

Die Heimath dieses kleinen Geschöpfes ist die Insel Waihi, wo einer der berühmtesten Männer unseres Zeitalters, der Seefahrer Cook, sein ruhmvolles Leben auf die unglücklichste Art beschloß. Die Einwohner dieser und der benachbarten Inseln verfertigen ihren Putz und verschiedene Kleidungsstücke von den Federn dieses Vogels, welcher daselbst außerordentlich häufig seyn muß, weil diese Arbeiten gar nicht selten sind. Hauptsächlich werden Mäntel damit über und über besetzt; das Frauenzimmer aber trägt auch Halsschnüre von eines Daumens Dicke, welche gänzlich aus solchen Federn bestehen. Eben solcher Schnüre werden bey ihren feyerlichen Tänzen bis auf sieben um den Kopf gewunden.

Ein Deutscher, Barthold Lohmann, der der letzten Reise beygewohnt hat, brachte mir diese Seltenheit mit. Er hat auch eine solche Halsschnur an das hiesige Hochfürstl. Cabinet geschenkt.

Cassel, den 16 Dec. 1780.

VIII.

Recenſionen.

I.

In den Göttingischen gelehrten Zeitungen.

Jahrgang 1781.

1) Account of the Russian discoveries between Asia and America, to which are added the conquest of Siberia and the history of the Transactions and Commerce between Russia and China. By William Coxe, A. M. London. 4.
St. 63. S. 506.

2) Heinrich Zimmermanns, von Wisloch in der Pfalz, Reise um die Welt mit Capitain Cook. gr. 8. Manheim.
St. 125. S. 1005.

3) Journal of Captain Cook's last voyage to the pacific Ocean, performed in the Years 1776 — 1779. London, 8.
Zugabe. St. 38. S. 593.

4) Voyage dans les mers de l'Inde, fait par ordre du Roi à l'occasion du passage de Venus sur le disque du Soleil, par Mr. le Gentil, de l'Acad. R. d. Sc. Paris, 1779. 4. Vol. I.
Zugabe St. 47. S. 742.

5) Tagebuch einer Entdeckungsreise nach der Südsee, in den Jahren 1776 bis 1780, un-

ter Anführung der Capitaine Cook, Clarke, Gore und King. Eine Ueberſetzung, mit Anmerkungen von Johann Reinhold Forſter. gr. 8. Berlin.

Zug. St. 50. S. 800.

6) Voyage dans les mers de l'Inde etc. par Mr. le Gentil. Vol. II.

Zug. St. 51. S. 801.

Jahrgang 1782.

1) Vermiſchte Schriften von Friedrich Heinrich Jacobi. Erſter Theil. 8. Breslau.

St. 7. S. 53.

2) Description topographique de la Virginie, de la Pensylvanie, du Maryland et de la Caroline Septentrionale, contenant les Rivières d'Ohio, Kenhawa, Sioto, Cherokee, Wabash, des Illinois, du Missisippi etc. publié par Thomas Hutchins. Traduit de l'Anglois. Paris, gr. 8. St. 35. S. 281.

3) An authentic narrative of a Voyage performed by Capt. Cook and Capt. Clerke, in His Majesty's ſhips Resolution and Discovery during the years 1776 — 1780, in search of a Northwest-Passage etc. by W. Ellis, assistant-surgeon to both vessels. 2 Voll. gr. 8. London.

St. 54. S. 433.

4) Reliquiae Houstounianae seu plantarum in America meridionali a Gulielmo Houstoun M. D. R. S. S. collectarum ico-

nes manu propria aere (aeri) incisae; cum descriptionibus e schedis ejusdem in bibliotheca Josephi Banks, Baron. R. S. P. asservatis. 4 maj. Londini.
St. 85. S. 681.

5) Naturgeschichte einiger Vögel von G. F. Götz, Kand. der Theologie, und Lehrer der Prinzessinnen zu Hessen. Hanau u. Dessau. 8. St. 144. S. 1169.

Jahrgang 1783.

1) Mémoire sur le passage par le Nord, qui contient aussi des réflexions sur les Glaces. Par le Duc de Croy. 4. Paris, 1782. St. 26. S. 251.

2) Reise nach Ostindien und China, auf Befehl des Königs (von Frankreich) unternommen, v. J. 1774 bis 1781, von Herrn Sonnerat, Kommissär beym Seewesen, Corresp. d. k. Akad. d. W. zu Paris. Aus dem Französ. übersetzt. gr. 4. Erster Theil. Zürich. St. 43. S. 417.

3) Voyage autour du monde et vers les deux poles, par terre et par mer, pendant les années 1767 — 1776 par Mr. de Pagès, Capitaine des Vaisseaux du Roi etc. gr. 8. Paris. 2 Voll. St. 56. S. 557.

Der Verf. erzählt hier drey verschiedene Reisen: die erste rund um die Welt, die andre gegen den Südpol, die dritte gegen den Nordpol. Auf der ersten ging er von Rochefort nach St. Domingo, von da zu Ende des Jun. 1767

nach Neuorleans in Louisiana, den Missisippi, den schwarzen und rothen Fluß hinauf, hernach sechshundert Meilen (lieues) weit durch Wildnisse nach Neumexiko. In Akapulko ging er wieder zu Schiffe, besuchte die Diebsinseln, Manilla und Batavia, setzte sodann seine Reise durch das Indische Meer fort, nach Bombay und Surate, und in den Persischen Meerbusen bis Bassora, von wo er wieder zu Lande mit etlichen Beduinen, quer durch die Sandwüste, nach Damascus reisete, den Antilibanus, die Drusen und die Städte Baruth, Seyde, St. Johann d'Akre besuchte, und endlich zu Schiffe nach Marseille zurückkam, wo er am 5. Dcbr. 1771 anlandete. Die Absicht, seinem Vaterlande, seiner Wissenschaft (dem Seewesen), und der Menschheit überhaupt nützlich zu seyn, trieb ihn zur Unternehmung dieser Reisen an; doch zur ersten wirkte hauptsächlich sein besondrer Hang, den Menschen in demjenigen Stande zu sehen, den man jetzt so allgemein den Stand der Natur nennt. Man bewundert den Muth und die Beharrlichkeit des Mannes in Gefahren und Beschwerlichkeiten, die man zum Theil bezweifeln würde, wenn die Einfalt der Erzählung nicht für ihre Wahrheit bürgte. Gerade so auf das Aergste gefaßt, so leicht equipirt, so bereitwillig sich in die Sitten aller Völker zu schicken, so zufrieden mit der elendesten Bewirthung, mit Einem Worte, so geselligen Sinnes, wie Hr. P., muß man seyn,

um so wie er vergnügt und glücklich eine solche ungewöhnliche Reise um die Welt zu vollenden. Wo der gute Mann nur Wilde oder Völkerschaften auf den untersten Stufen der Kultur erblickt, da ist er gleich zu Hause; sein Vorurtheil für die Kinder der Natur fängt an zu wirken, und er sieht alles im besten Lichte. In der That ist die Bonhommie, die aus seiner Erzählung überall hervorleuchtet, geschickt, den Misanthropen, wo nicht mit der Menschheit, doch wenigstens mit rohen Nationen, auszusöhnen. Aus diesem Gesichtspunkte muß man, um billig seyn zu können, seine Reisebeschreibung beurtheilen. Bemerkungen, wie andre Reisende deren machen, über politische und statistische Gegenstände, umständliche Beschreibungen von Städten und Gebäuden, Schilderungen der Einwohner von höheren Klassen waren ihm zu gewöhnliche Sachen. Hier und dort ist etwas von der Art mit eingestreut; allein sein großes Augenmerk sind Wilde, oder die gemeinen Leute, bey denen er sich allemal einquartiert, ihre Lebensart annimmt, und oft nach ihrer Art sich kleidet. Tiefsinnig, methodisch und vielfassend sind seine Bemerkungen eben nicht: sie erschöpfen bey weitem nicht ihren Gegenstand; doch, was er sagt, ist unterhaltend, und mehrentheils gut und richtig gesehen. Mit etwas mehr Vorkenntniß von dem, was bemerkens- und beschreibenswerth ist, mit einem etwas größern Umfange von Gelehrsamkeit wäre

Hr. P. gewiß ein vorzüglich guter Reisebeschreiber geworden; jedoch wir bescheiden uns gern, daß es in einem Jahrhunderte nur Einen Cook geben konnte, der mit der Entschlossenheit des Seemannes jene anderen Eigenschaften vereinigte. Man hat uns versichern wollen, daß viele Franzosen in den letzten Jahrzehenden, so wie Hr. P., in die entlegensten und unzugänglichsten Weltgegenden gereist sind, und sich zu ihren Sitten, bis zur Beschneidung und ähnlichen Dingen, bequemt haben, um ihre Wißbegierde zu stillen. Hrn. P. muß man indessen auch noch den Ruhm lassen, daß er von der Religion nicht bloß mit der in Frankreich Mode gewordenen zweideutigen Hochachtung, sondern mit Wärme und Eifer spricht. Eins und das andere zeichnen wir doch noch aus seiner Erzählung aus. Die Strömung im Kanal von Bahama, welche von Süden nach Norden setzt, ist gerade alsdann am stärksten, wenn der Nordwind weht; (wir müssen gestehen, daß seine Erklärung dieses Phänomens uns nicht befriedigt hat.) Einige lieues über Neuorleans ist eine Deutsche Kolonie, der Hr. P. das Lob des Fleißes nicht versagt. Die Trauer der Wilden besteht in dasigen Gegenden darin, daß sie den Bart wachsen lassen, da sie ihn sonst ausreißen. — Oft hat der Verf. Englische und Französische Wohnplätze angetroffen, deren Einwohner beynahe völlig die Lebensart der Wilden angenommen hatten. Am schwarzen Flusse

fand er sogar Französische Pflanzer, die sich mit den Töchtern der Wilden verheirathet, und diesen hinwiederum die ihrigen zur Ehe gegeben hatten. Gewiß ist man jetzt weit glücklicher in Amerika, seitdem die Natur diese Bündnisse schließen lehrte, als zu jenen Zeiten, wo ein Papst die Eroberer erst lehren mußte, daß die Aborigines von Amerika auch Menschen wären, und nicht wie wilde Thiere gehetzt werden müßten, u. s. w.

4) Rélation de deux Voyages dans les mers australes et des Indes, faits en 1771 — 74. par Mr. de Kerguelen, etc. gr. 8. Paris. St. 73. S. 729.

5) Voyage aux Indes orientales et à la Chine etc. par Mr. Sonnerat. Vol. II. Paris. St. 76. S. 753.

6) Nouveau Voyage à la mer du Sud, commencé sous les ordres de M. Marion etc. gr. 8. Paris. St. 97. S. 969.

7) Reise nach Ostindien und China u. s. w. von Herrn Sonnerat. Zweyter Theil. Zürich. St. 113. S. 1136.

8) Göttingisches Magazin, herausgegeben von G. Christoph Lichtenberg und G. Forster. Jahrgang II. St. 4. Jahrgang III. St. 4. Göttingen. St. 123. S. 1225.

9) Travels in Europa, Asia and Africa, describing characters, customs, manners, laws and productions of nature and art; containing various remarks on

the political and commercial interests of Great-Britain, and delineating in particular a new System for the government and improvement of the British settlements in the East-Indies: begun in the year 1777, and finiſhed in 1781. (by Mr. Mac-Intosh.) 2 Voll. gr. 8. London. St. 124. S. 1233.

10) Evidence of our transactions in the East-Indies, with an enquiry into the general conduct of Great-Britain to other countries from the peace of Paris, in 1763; by Mr. Parker, of Lincolns inn. 4. London 1782. St. 167. S. 1676.

11) Verſuch über die Inſel Otaheiti in der Südſee, und über den Geiſt und die Sitten ihrer Einwohner. 8. Frankfurt und Leipzig. St. 167. S. 1679.

12) Göttingiſches Magazin der Wiſſenſchaften und Litteratur. Herausgegeben von G. Chriſtoph Lichtenberg und G. Forſter. Göttingen. Jahrg. III. Stück 5. St. 180. S. 1801.

13) Geſchichte der wichtigſten geographiſchen Entdeckungen, von M. C. Sprengel, Prof. der Geſchichte zu Halle. 8. Halle. St. 186. S. 1869.

Jahrgang 1784.

1) Göttingiſches Magazin der Wiſſenſchaften und Litteratur u. ſ. w. Jahrg. III. St. 6. St. 74. S. 737.

2) Reisen eines Deutschen in England im Jahr 1782, in Briefen an Herrn Director Gedike, von Carl Philipp Moritz. Berlin.
St. 76. S. 765.

3) A Treatise on the Monsoons in East-India, by Capt. Thomas Forrest. 8. London 1783. St. 125. S. 1252.

Jahrgang 1787.

1) Vicenza. Della ossa d'elefanti e d'altre curiosità naturali de' monti di Romagnano vel Veronese. Memoria epistolare diretta al Sign. Cavaliere Giuseppe Cobres dall' Abbate Alberto Fortis. 8.
St. 164. S. 1644.

Jahrgang 1788.

1) Neue Sammlung von Reisebeschreibungen. Herausgegeben von Ebeling. 8. Neunter Theil. Hamburg 1787.
St. 1. S. 2.

Dieser Theil enthält Dr. Johann Bells Reisen nach Petersburg in verschiedene Gegenden Asiens, nach Persien, Sina u. s. w. Bell, den die Franzosen gemeiniglich *Mr. d'Intermony* nennen, reiste mit Russischen Gesandtschaften zwischen 1714 und 1738, und that auch mit Peter dem Grosen den Feldzug von 1722 ins Persische Gebiet. Sein Werk, welches viele nützliche und lesenswürdige Bemerkungen enthält, (s. G. A. 1776 S. 499) kam in zwey schö-

nen Quartbänden 1763 zu Glasgow heraus, und es ist zu verwundern, daß es bis jetzt unübersetzt geblieben ist. Hr. E. hat das Wichtige und Wesentliche daraus auf 396 S. zusammengefaßt, und die Karten, da man jetzt bessere von jenen Gegenden hat, als entbehrlich weggelassen. S. 24 ist uns eine kleine Unrichtigkeit in der Anmerkung vorgekommen; der Vogel, den Bell unter der Russischen Benennung Kolpik erwähnt, ist nicht Linné's Anas clypeata, sondern Platalea Leucorodia, die ächte Löffelgans. Angehängt ist diesem Bande, und zugleich in Bohns Verlag einzeln zu haben: Des Wundarztes, W. Hunter, kurze Nachricht von dem Königreiche Pegu, aus dem Englischen übersetzt. Diese Schrift enthält 128. S. in Octav, wovon aber nur 69 Pegu betreffen; der übrige Raum wird mit einer 21 S. langen Beschreibung der künstlichen Höhlen in der Nachbarschaft von Bombay, von demselben Verfasser, und einer ursprünglich Persischen, von Hrn. Chambers ins Englische, und aus diesem ins Deutsche übersetzten Nachricht von dem Staate der Marhatten, ausgefüllt. Es hat uns geschienen, daß Hr. H. derselbe ist, der sich bereits durch eine Abhandlung von den Menschenvarietäten bekannt gemacht hat; auch ist dasjenige, was er vom Verhalten der Haare in heißen Ländern sagt, nicht ohne physiologische Kenntniß geschrieben. Hr. Ebeling hat indessen für gut gefunden, die Abhandlung

über diesen Gegenstand, die im Original 18 S. beträgt, wegzulassen, und uns nur den Inhalt mit kurzen Worten in der Anmerkung S. 50 und f. mitzutheilen. Hr. H. glaubt, die Hitze wirke bey Menschen und Thieren so, daß die Haare schneller wachsen, stärker und gröber werden, aber nicht so dicht neben einander hervorsprossen, und sucht diese Sätze mit Beyspielen und Raisonnement zu beweisen. Die Urschrift ist (vermuthlich in Bengalen) auf Baumwollenpapier gedruckt, und die Uebersetzung einer solchen Seltenheit also doppelt angenehm. Der Uebersetzer führt in der Vorrede alle bisher erschienene Schriftsteller über Pegu an. Hr. H. war im Jahr 1782 in Pegu, und erzählt, was er bemerkt und von Andern erfahren hat. Bey Gelegenheit der Geschichte der Eroberung dieses Reichs durch die Birmaher, (Einwohner von Ava) wird die Tapferkeit und die Kriegeskunst dieses Volkes gerühmt. Ranguhe, die neue Hauptstadt, besteht aus hölzernen auf Pfählen ruhenden Häusern, und zur Fluthzeit steht alles zwischen denselben unter Wasser. Dieses Umstandes und der vielen Moräste ungeachtet, ist das Klima sehr gut, und die Einwohner die kraftvollesten, gesundesten Menschen in ganz Indien. Selbst zur Regenzeit hat die Luft eine ganz vorzügliche Elasticität, die Hr. H. geneigt ist, der schnellen Fluth zuzuschreiben. Die Birmaher zeichnen sich die Lenden, fast nach Art des Otaheitischen Tat-

tanirens: nur daß die Operation wegen der flüssigen Materie, welche in die Punkturen gerieben wird, und größtentheils aus Galle besteht, oft tödtlich wird; von fünf Kindern sollen gemeiniglich zwey daran sterben. Merkwürdige Züge an einem Volke, welches unter dem Joch des schaudervollesten Despotismus seufzt, sind Munterkeit, Gastfreundschaft, Geselligkeit, Forschbegier und Nachahmungsgeist. Allein wenn zwey widersprechende Prädicate so ganz im Allgemeinen angegeben werden, so kommt es auf nähere Bestimmungen an, um zu entscheiden, unter welchen Umständen sie dennoch neben einander existiren können: Bestimmungen, die man noch immer bey Reisenden vermißt, indem sie sich nur gar zu leicht gewöhnen, uns die Begriffe, welche sie sich von ihren Beobachtungen abgezogen haben, statt der Beobachtungen selbst, zu liefern. Daher sind alle dergleichen allgemeine Behauptungen von gar geringem Werth. Hr. H. erzählt etwas von der Religion, der Regierung, den Gesetzen und Künsten in Pegu. „Die Polizey ist sehr strenge und gut eingerichtet. Eine Wasserprobe, wodurch Unschuld vor Gericht erhärtet wird: die streitenden Partheyen müssen in einer Tonne voll Wasser untertauchen; wer es am längsten aushält, ist unschuldig. In Silber und Gold wissen die Peguaner gut zu arbeiten; auch auf Schiffbau und Schifffahrt verstehen sie sich. Die Sprache der Birmaher hat viel Nasenlaut,

ist aber übrigens sanft und hat regelmäßige Zusammensetzungen; die Schrift geht von der Rechten zur Linken. Die Peguer lieben Musik. Ihr Handel besteht vorzüglich in dem Tekholz, welches in Indien das beste Schiffsbauholz ist. Zinn und Wachs werden ebenfalls in Menge ausgeführt. Hingegen ist die Ausfuhr des Goldes und Salpeters verboten." Die Früchte und Thiere des Landes werden nur mit ein paar Worten erwähnt. Zuletzt noch ein Vorschlag, wie der Handel nach Pegu auf einen bessern Fuß zu setzen wäre. Man sieht aus dieser Anzeige des Inhalts, wie viel uns noch in Ansehung der genauern Kenntniß des östlichen Indiens zu wünschen übrig bleibt. Die Beschreibung der Höhlen von Ambola und Kanara auf der Insel Salsette, und der auf der kleinern Insel Elefanta an der Ostseite des Hafens von Bombay, ist sehr umständlich, und letztere stimmt mit der von Hrn. Niebuhr gegebenen überein. Die größte Einfalt (wahrscheinliche Anzeige des höhern Alterthums) herrscht zu Kanara. — Der Aufsatz über die Marhatten zerfällt in zwey Abschnitte, wovon der erste historisch ist, und das Bekannte, wiewohl hier und da mit einigen etwas anders erzählten Umständen, enthält; der andre handelt von den Erzeugnissen und Seltenheiten des Landes, wo einige nicht ganz unwichtige Angaben vorkommen. Einem Perser würde es vielleicht unglaublich scheinen,

daß wir Europäer in einer Entfernung von einigen tauſend Meilen von Dingen, die den Ort ſeines Aufenthalts betreffen, vollſtändiger und genauer unterrichtet ſind, als er ſelbſt.

2) Observations on the City of Tunis and the adjacent Country. gr. 4. London 1787. St. 5. S. 48.

3) Enchiridion Historiae naturali inserviens, etc. editore Jo. Reinholdo Forster. gr. 8. Halae St. 49. S. 494.

4) Traité de la culture du Nopal et de l'éducation de la cochenille etc. par Mr. Thiery de Menonville. gr 8. 2 Voll. Cap. François 1787. St. 58. S. 578.

Die Geſellſchaft auf der Inſel St. Domingue, die ſich le cercle des Philadelphes nennt, und zu ihrem Augenmerk die Phyſik, die Heilkunde, den Ackerbau und die Naturgeſchichte gewählt hat, liefert hier einen nicht unwichtigen Beytrag zu den beyden letztern Wiſſenſchaften. Hr. Thiery ging im J. 1776 nach der Inſel St. Domingue, und von da über Havanna nach Vera Cruz, in der Abſicht, die ächten Cochenillinſecten, nebſt der Pflanze, (Nopal) auf welcher ſie fortkommen, aus Mexiko zu erhalten. Die Franzöſiſche Regierung, die ihm zwar öffentlichen Schutz und Empfehl nicht mitgeben konnte, unterſtützte ihn doch mit Gelde. Als man ihm Spaniſcher Seits die Reiſe ins Innere von Neuſpanien unterſagte, faßte er den kühnen Entſchluß, heimlich, ganz allein

allein; und anfänglich zu Fuß, ſich auf den Weg nach Guaxaka zu machen, wo die Nopalpflanze gebauet und die Cochenille in der gröſten Vollkommenheit gezogen wird. Vierzig Meilen weit reiſete er zu Fuß; hernach durfte er es wagen, Pferde zu miethen, und in zwanzig Tagen vollendete er die Hin- und Herreiſe, jede von hundert Franzöſiſchen Meilen, brachte einen großen Vorrath von Nopalpflanzen und lebendigen Cochenillinſekten nach Vera Cruz zurück, und war auch glücklich genug, einen Schiffscapitain anzutreffen, der ihn mit ſeiner Beute nach Saint-Domingue zurückführte. Viele Pflanzen und Inſekten gingen zwar auf der langwierigen Fahrt zur See verloren; allein es blieben noch genug übrig, womit er den Anfang machen konnte. Unter der Benennung eines königl. Botaniſten erhielt er nunmehr einen Jahrgehalt von 6000 Franz. Livres, und die Aufſicht über einen zu dieſen Verſuchen beſtimmten botaniſchen Garten, ſtarb aber bereits im J. 1780 an einem bösartigen Fieber. Seine Nopalpflanzen erhielten ſich; hingegen die ächten Cochenillinſekten gingen, weil ſich niemand gleich nach ſeinem Tode ihrer annahm, alle verloren. Indeſſen giebt es auch ein ſogenanntes wildes Cochenillinſekt (cochenille silvestre,) welches, auf den Nopal verpflanzt, die Stelle der ächten Gattung (cochenille fine ou mestéque) einigermaaßen vertritt, und eine ſchlechtere, jedoch immer noch brauchbare, Coche-

nille in geringerer Quantität liefert. Die gedehnte Vorrede des Werkes (vom Cercle des Philadelphes verfaßt) enthält einen Auszug aus ältern Schriftstellern über die Cochenille, nebst einer Rüge ihrer Irrthümer, und Nachricht von einigen Versuchen, welche man mit dem wilden Insekt auf St. Domingue angestellt hat; unter andern auch eine so genannte Histoire abrégée de la cochenille et de sa culture a St. Domingue von einem Hrn. Joubert de la Motte, dem Nachfolger des Hrn. Thiery, als kön. Botanisten, welche aber von den Philadelphen mit einigen beissenden Anmerkungen begleitet wird, indem J. das Verdienst des Hrn. Th. zu schmälern sucht. Sodann folgt eine Lobschrift auf den letztern von Hrn. Arthaud, eine Zueignung an den König von Frankreich, die Th. für seine Abhandlung entworfen hatte, und noch einige kleine Aufsätze. Die Abhandlung vom Anbau des Nopals und der Erziehung des Cochenillinsekts scheint Hr. Th. den Philadelphen selbst anvertrauet zu haben. Sie füllt im zweyten Bande 174 Seiten, und erschöpft ihren Gegenstand mit einer fast übertriebenen Umständlichkeit. Voran geht eine kurze Beschreibung des ganzen Pflanzengeschlechts, welches Linné Cactus nennt, und worin alle mit dem Nopal verwandte Gattungen begriffen sind. Der Nopal, den man im Mexikanischen Reiche bauet, gehört unter die Arten mit plattgedrückten Gliedern (Opuntiae,)

ist aber wahrscheinlich noch nicht genau bestimmt gewesen, und kann, weil man ihn in St. Domingue noch nicht blühen sah, auch jetzt nur unvollkommen beschrieben werden. Außerdem giebt es noch den so genannten Castillanischen Nopal und die Opuntia von Campeche, auf denen die ächten Cochenillinsekten fortkommen. Die Anlegung einer Nopalerie, die Pflanzung, Wartung, Krankheiten und Feinde des Nopals werden genau beschrieben. Dann folgt die Beschreibung der Cochenillinsekten, zuerst der wilden, hernach der ächten (fine,) ihrer Auferziehung, Pflege, Aussaat, Einsammlung, Feinde, Krankheiten, und die Anwendung des Gesagten auf die Französische Colonie in St. Domingue. Von dem wilden Cochenillinsekt, und von einigen Cactusarten findet man sehr mittelmäßige illuminirte Abbildungen am Ende des Werkes. Die genauen, umständlichen Details über den Anbau des Nopals und die Auferziehung der Cochenille können gleichwohl eigentlich nur den Einwohner jener Gegenden, die zu diesen Endzwecken tauglich sind, am lebhaftesten, und demnächst auch den Gelehrten, der alle Lücken der menschlichen Erkenntniß gern ausgefüllt sähe, interessiren. Allgemeines Interesse hingegen wird gewiß die Reisebeschreibung des Verfassers erwecken, die ein Ungenannter gerettet und den Philadelphen mitgetheilt hat. Freilich scheint es an einer Stelle, als ob er sie auch interpolirt hätte: eine Be-

merkung, die vielleicht den Herausgebern selbst entgangen ist. Es finden sich nehmlich zwey Lücken in der Reisebeschreibung. Nachdem sie schon abgedruckt war, erhielten die Philadelphen noch einige Papiere von Hrn. Th.'s eigner Hand, woraus diese Lücken ergänzt werden konnten. Dieses Supplement ward daher dem zweyten Bande angehängt. Hier nun findet sich eine Nachricht von Vera Cruz, die der in der Reisebeschreibung gegebenen geradezu widerspricht; und wenn man untersucht, woher dieser Unterschied wohl entstanden seyn möge, so scheint es fast, als ob der Ungenannte, weil ihm gerade diese Papiere fehlen mochten, die Lücke aus dem Raynal zu ergänzen gesucht habe, den, unglücklicher Weise für ihn, Hr. Th. hier bestritten oder eigentlich verbessert hat. Diese Kleinigkeit abgerechnet, hat uns die ungeschmückte, aber äußerst lebhafte, Erzählung der Reisebegebenheiten des Verf. sehr angezogen. Es ist angenehm, wenn man Reisebeschreibungen liest, den Charakter des Beobachters gleich aus seinen Bemerkungen und Abentheuern entwickeln zu können; man sieht alles desto wahrer und deutlicher, je genauer man die Refraction berechnen kann, die dem Medium, durch welches man sehen muß, eigen ist. Nachrichten vom Spanischen Amerika sind an sich äußerst selten; sie erhalten aber einen noch weit höhern Werth, wenn ein Mann, wie Hr. Th., der alles zu interessiren, der für alles

Sinn zu haben scheint, die Gegenstände richtig und scharfsinnig auffaßt, lebendig darstellt, und das Wichtige vom Unbedeutenden unterscheidet. Man wird mit Vergnügen lesen, was er von der Havanna und von Vera Cruz, von den Schönheiten, dem Reichthum und den Schrecknissen der Natur in dem von ihm durchreisten Theil des Mexikanischen Reiches, von der Bevölkerung, dem Charakter, der Bildung und den Sitten der Spanier, Indianer und Negern, von der Art zu reisen, von dem Ackerbau, den Früchten, dem Klima und vielen andern Dingen erzählt. Der Enthusiasmus, die Aufopferung, womit er Gefahren trotzt und mancherley Abentheuer besteht, um zu seinem Zweck zu gelangen, die Keckheit, der Edelmuth, die Beweglichkeit des ihn belebenden Gefühls, seine aufgeklärte, von Vorurtheilen freye Denkart, seine Freymüthigkeit, ja sogar sein Leichtsinn und seine Nationaleitelkeit, erwecken zu gleicher Zeit ein gutes Vorurtheil und lebhafte Theilnahme für ihn.

5) Voyage en Corse, et vuës politiques sur l'amelioration de cette isle, par l'Abbé Gaudin etc. gr. 8. Paris, 1787.

St. 58. S. 582.

Die Französischen Schriftsteller empfanden frühzeitig, daß an Büchern, wie an Kunstsachen aller Art, die Form mehr als die Materie gilt, und gaben daher ihren Werken alle

jene Vorzüge, um derentwillen man ihnen die Gründlichkeit erließ, die das schwerfällige Erbtheil ihrer Nachbarn geblieben ist. Bey dieser Nation aber, die wir in der Kunst, Bücher zu schreiben, mit Recht als Meisterin erkennen, ward wohl zu keiner Zeit so sehr, als jetzt, gegen die Regeln dieser Kunst gesündigt. Ohne tiefer als sonst zu dringen, scheint man theils die Annehmlichkeit und Präcision der Schreibart, theils sogar das äußere Machwerk, worauf man sich wohl ehedem etwas zu gute that, zu vernachlässigen; und es kommt unter ziemlich viel versprechenden Titeln, oft eine sehr buntscheckige, zusammengeflickte Fabrikwaare in das Publikum, deren sich ein Deutscher Stoppler fast zu schämen hätte. Ein Beyspiel haben wir vor uns liegen. Die Reise ins Innere von Corsika füllt nur 66 Seiten. Voran geht aber ein weitläuftiges desultorisches Raisonnement über die Ursachen des jetzigen Verfalls der Insel, und die Mittel, ihr wieder aufzuhelfen. Am Ende folgen noch allerley sehr mittelmäßige Poesien; eine Beschreibung des kriegerischen Tanzes (Moresque) der Corsikaner; sodann Anekdoten und Charakterzüge dieses Volkes, ungefähr im Geschmack des Esprit des Journaux; und endlich eine Rede des Verf. bey seiner Aufnahme in die Akademie zu Lyon. Die Reise selbst, ein Gemisch von Prose und Versen, also eine seynsollende Nachahmung der von Bachaumont und la Chapelle, ist eine flüch-

tige Erzählung einer Lustpartie in dem Bergbezirk Niolo, und läßt den Leser, der Corsika genau zu kennen wünscht, sehr unbefriedigt. Es fehlt zwar dem Verfasser nicht an Kentnissen; allein wir möchten fast glauben, daß die höchste Cultur sich in Absicht auf Beobachtungsgeist gewissermaaßen an den rohen Stand der Natur wieder anschließt, weil der Blick des Mannes, der in der großen Welt zu leben gewohnt ist, so schnell abgleitet, wie der Blick des Wilden, und sich bey den wichtigsten Gegenständen nie länger, und oftmals nicht so lange, als bey den geringfügigsten verweilt. Von einem so unbekannten Lande ist indessen alles willkommen; und, bloß als Beytrag angesehen, hat auch das Wenige, was Hr. B. hier liefert, immer noch seinen Werth. Ueber die Lage und das Klima der Insel, ihre allgemeine physische Beschaffenheit, Gestalt, Sitten und Charakter der Einwohner finden wir manche Bemerkung eingestreuet. Noch immer ist Corsika für Frankreich eine Last, ob es gleich, wie der Verf. meint, nicht schwer fallen würde, die ungesunde Ebene von Aleria urbar und gesund zu machen, die Bevölkerung, welche fünfmal stärker seyn könnte, zu vermehren, Industrie zu erwecken, Handelsprodukte zu ziehen, und Manufakturen zu begünstigen. Sehr freymüthig setzt der Verf. die Armuth und die übergroße Anzahl der Geistlichen und Mönche unter die Ursachen des Verfalls; und ganz im Geiste

der gallikaniſchen Kirche eifert er wider den zu ſtarken Einfluß des Papſtes zu Corſika. Die Naturgeſchichte erwähnt er kaum mit einigen Worten. Hin und wieder kommen grammatikaliſche Fehler vor, die vielleicht auf Rechnung des Setzers gehören; allein ſolche neue Wörter, wie assainir, assainissement, und einige Nachläſſigkeiten im Ausdruck fallen dem Verfaſſer zur Laſt.

6) Etat actuel de l'Inde, et considérations sur les établissements et le commerce de la France dans cette partie du monde etc. 8. London et Paris. St. 61. S. 611.

7) Démonstrations élémentaires de Botanique. gr. 8. 3 Voll. Lyon 1787. St. 69. S. 695.

8) Thieffenthalers Beſchreibung von Hindoſtan, herausgegeben von Joh. Bernoulli. 4. Zweyter und dritter Band. Gotha. St. 103. S. 1027.

9) Voyage en Turquie et en Egypte fait en l'année 1784. 12. Varsovie et Paris. St. 113. S. 1135.

10) Description des terres Magellaniques et des pays adjacens. Lausanne. 1787. 16. 2 Voll. St. 114. S. 1143.

Mancherley Fälle giebt es, wo die Anonymie gleichgültig, verzeihlich, ja ſogar nothwendig iſt. Wiſſenſchaftliche Ausarbeitungen, wenn nur die Quellen angezeigt werden, und Werke des Geſchmacks mögen immerhin ano-

nymisch erscheinen, ohne daß der dadurch zu bewirkenden Belehrung und Unterhaltung etwas abgeht. Bescheidenheit kann es entschuldigen, daß Fakta ohne Bürgschaft des Beobachters erzählt werden, obwohl dies allemal auf Kosten der Glaubwürdigkeit geschieht; endlich kann es eine Krisis geben, wo heilsame Wahrheiten gesagt werden müssen, trotz der verderblichen Parthey, die sie zu unterdrücken sucht, und noch mächtig genug ist, den kühnen Wahrheitsprediger zu mißhandeln. Allein nichts in der Welt rechtfertigt den Buchhändler oder den Uebersetzer, der ein Werk, welches mit der Autorität des Namens seines Verfassers schon versehen ist, und lauter geographische, physische und historische Bemerkungen enthält, die von jenem Namen einen Theil ihres Gewichts erhalten mußten, ohne diese Beglaubigung in einer andern Sprache herausgiebt, und dadurch auf eine dreyfache Art sündigt, indem er glaubwürdigen Faktis einen Theil ihrer Authentie, und einem verdienten Manne seinen Ruhm vorenthält, das Publikum aber mit dem Schein der Neuheit zu täuschen sucht. Das vor uns liegende Werk ist eine Uebersetzung von Thomas Falkner's description of Patagonia (G. A. 777. Zug. S. 497.), welche 1774 in London herauskam, mit Hinweglassung der Vorrede und der Landkarten. Der einzige Unterschied zwischen der Urschrift und diesem Produkt der Industrie ist die Ab-

theilung in drey und dreyßig Capitel, ſtatt deren das Engliſche Werk dieſelbe Materie nur in ſechſen vorträgt; und leider! können wir uns dabey des Argwohns nicht erwehren, den die unzeitige Verſchweigung des Namens des Verf. ſo ſehr zu rechtfertigen ſcheint, daß auch dieſe geringfügige Abänderung ein (freylich höchſt erbärmlicher) Kunſtgriff ſeyn könne, um die Neugierde zu körnen, und die Quelle, aus welcher man ſchöpfte, zu verdecken.

11) Die Engländer in Indien. Nach Orme. Dritter Band. Leipzig. St. 139. S. 1386.

12) Transactions in India etc. containing a history of the British interests in Indostan. gr. 8. London. 1786.

Ebend. S. 1387.

13) Beyträge zur Völker- und Länderkunde. Herausgegeben von M. Sprengel und J. R. Forſter. Dritter bis achter Band. Leipzig.

St. 140. S. 1403.

14) L'influence de la découverte de l'Amerique sur le bonheur du genre humain. Par Mr. l'Abbé Genty. gr. 8. Paris.

St. 141. S. 1409.

Der Verf. ſchrieb, nachdem der von der Akademie zu Lyon angeſetzte Termin zum Empfang der Wettſchriften über Hrn. Raynals Preisfrage ſchon verfloſſen war; er band ſich alſo nicht mehr genau daran. R. hatte nur gefragt: ob die Entdeckung von Amerika dem Menſchengeſchlechte Vortheil oder Schaden gebracht

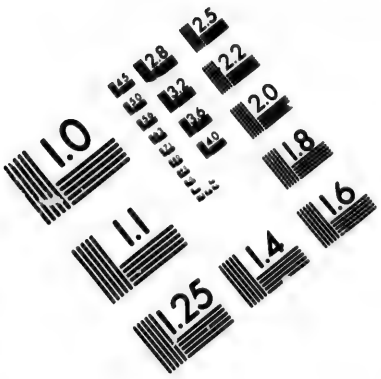
habe? und im ersten Falle, wie der Nutzen weiter zu verfolgen, im andern aber, wie dem Uebel abzuhelfen sey? Hr. G. hingegen theilt seine Arbeit in sieben Abschnitte: 1) Hätte die Entdeckung von Amerika seinen ursprünglichen Bewohnern nützlich werden können? und 2) ist sie ihnen wirklich nützlich geworden? 3) Konnte diese Entdeckung auch den neuen Ansiedlern in Amerika nützlich seyn? 4) War sie es aber in der That? 5) Welche Vortheile konnte sich Europa davon versprechen? 6) Ist sie nun für Europa vortheilhaft gewesen? Endlich 7), welches sind die Mittel, die Vortheile der Entdekkung zu vergrößern, und ihr Nachtheiliges zu vermindern? — Die Sphäre des Möglichen scheint sich in unserer Vorstellung immer weit über die Gränzen der Wirklichkeit auszudehnen; daher findet jeder, wenn er nach seinem Gefühl, seiner Einsicht und Beurtheilungsgabe sich eine hypothetische Norm der Sittlichkeit entworfen hat, die wirklichen Begebenheiten nicht nur mit ihr im Widerspruch, sondern er dichtet sich auch eine neue, ihr angenehmere, Ordnung der Dinge. Diese, in Absicht auf die Vergangenheit ganz unfruchtbare, Dichtung wirkt doch für Gegenwart und Zukunft, in so fern dadurch die Vorzüge jener moralischen Norm vielen näher gelegt werden, und ihr eine allgemeinere Annahme verschaffen. Ein philosophischer Geschichtsroman, dessen Verfasser die gute Absicht hat, die Glückseligkeit des Menschengeschlechts zu beför-

dern, indem er von ihrem Ideal ausgeht, und durch eine geschickte Stellung der Begebenheiten ein wahrscheinliches Resultat herausbringt, hat daher allerdings einen großen Einfluß auf die Denkart, und folglich selbst auf die Handlungen der Zeitgenossen. Je einfacher, mithin je allgemeiner und umfassender die Grundsätze sind, von deren praktischer Anwendung der Schriftsteller Gutes hofft; je höher der Begriff ist, den man von seinem zarten und richtigen Gefühl, seinem Scharfblick, dem Umfang und der Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und seinem reifen Urtheil erhält; je genauer er zwischen einer im Allgemeinen umhertappenden Deklamation und einer auf willkührliche oder gar paradoxe Voraussetzungen gegründeten Bestimmung des kleinsten Details die Mitte zu treffen weiß: desto überredender und nützlicher kann seine Arbeit seyn. An der Vorstellung, die sich Hr. G. von Amerika und der physischen Beschaffenheit seiner Eingebornen vor der Entdekkung macht, dürfte zwar noch manches zu berichtigen seyn; doch bauet er selbst nicht viel darauf, sondern geht bald zu allgemeinen Betrachtungen über das Elend der Wildheit fort, wo er sehr richtig den Vorzug, den man diesem Zustande vor der Geselligkeit hat einräumen wollen, ein jeu d'esprit nennt. Auf einer höhern Glückseligkeitsstufe standen die Mexikaner und Peruaner, als halbgesittete Völker. Die letztern zumal waren zur Zeit der Entdeckung

vielleicht das glücklichste Volk der Erde; allein ihre Verfassung nahte sich schon dem Despotismus, und hatte wesentliche Gebrechen. Die Entdeckung hätte die Wilden schneller civilisiren, und den Halbwilden eine vollkommnere Einrichtung geben können, indem sie ihnen unsre Künste, und unsere religiöse, politische, sittliche Einsicht mitgetheilt hätte. (Hier ist indeß der Verf. weislich beym Allgemeinen stehen geblieben; etwa weil die Erörterung der Frage: was Europäische Kunst und Wissenschaft damals war und wirken konnte, leicht seinen Hauptsatz umgestoßen hätte? So mißlich bleibt immer ein jedes Raisonnement über das Mögliche, welches man dem Wirklichen substituiren möchte.) Die niedrigen, halb überschwemmten Gegenden von Guiana und Luisiana, die sandigen Seeküsten von Peru und Carolina abgerechnet, ist Amerika zum Anbau unter verschiedenen Himmelsstrichen vortrefflich gelegen, und von der Natur keinesweges vernachlässigt worden. Gab es gleich einige ungesunde Striche, so waren dagegen ungeheure Reiche vorhanden, wo sich glückliche Colonieen anlegen ließen, indem man mit den Eingebornen, anstatt sie feindlich zu behandeln und vertilgen zu wollen, Verträge geschlossen hätte. Einzelne Beyspiele, wie Penn und Baltimore, beweisen die Möglichkeit dieses guten Vernehmens. Von einer andern Seite hätte der damalige Zustand der Wissenschaften in Europa, wovon der Verf. ein frey-

müthiges Gemählde aufstellt, durch die Erscheinung eines neuen Welttheils vieles gewinnen, und der stolze Europäer von den Wilden sich manche Lehre abstrahiren können. (Dies ist aber auch geschehen; nur konnten diese Wirkungen, ihrer Natur nach, sich nicht so plötzlich, wie andere Folgen der Entdeckung, äußern.) Der Handel mußte sich in neue Canäle wenden, und so wie neue Bedürfnisse und neue Schätze des Fleißes bey den Eingebornen von Amerika entstanden wären, hätte er eine größere Activität erhalten. Die Industrie der Mauren hätte neues Leben durch alle Provinzen Spaniens verbreiten, und Amerika mit Manufakturwaaren, ja wohl gar mit Lebensmitteln, versehen können. Günstig war überdies noch der Zeitpunkt, wegen der beynahe gänzlichen Befreyung der Europäischen Nationen vom Joche des Feudalsystems und wegen der vielen großen Fürsten, die damals regierten. Wenn man die Geschichte einigermaaßen kennt, so läßt sich nun der Contrast der wirklichen Begebenheiten mit den Erwartungen, wozu diese Aspekten zu berechtigen schienen, leicht denken; er ist schauderhaft, und der Verfasser hat seinem Muster, Raynal, die Kunst, zu rechter Zeit mit Gefühl und Enthusiasmus zu declamiren, abgelernt. In funfzehn Jahren blieben in St. Domingo von einer Million Einwohner nur sechzigtausend am Leben, die in den nächsten zehn Jahren bis auf vierzehntausend schmolzen. So wurden auch die

Völker in Cuba und Jamaika ausgerottet. Die Aussicht des unermeßlichen Gewinnstes zündete eine Wuth in den Gemüthern an, wovon die Metzeleyen in Mexiko und Peru, der schändliche Verkauf der Provinz Veneguela an Augsburgische Kaufleute, und das in Santa Fé und Chili vergossene Blut zeugen. Die Portugiesen verfuhren in Brasilien, und die Franzosen und Engländer gegen die Caraiben und nordamerikanischen Wilden, mit gleicher Grausamkeit. Hr. G. nimmt hier Veranlassung, den Bemühungen der Missionare in Amerika, und namentlich den Jesuiten, wegen ihrer Anstalten in Paraguay und Californien, Weihrauch zu streuen. Es macht ihm Ehre, daß der Glaube an Tugend ihm das innigste Bedürfniß ist; aber eine Tugend, welche die Guaranis bekehrt, und, um sie glücklich zu machen, sie aller Vorrechte der Menschheit beraubt und zu Maschinen bildet, ist doch nicht die einzige, die er anerkennt? Auch die Entdecker und Eroberer selbst verfolgte ein unerbittliches Schicksal. Zuerst schildert der Verfasser Ferdinands und Karls des fünften schwarzen Undank gegen Columbus und Cortez, und das Ende der Pizarren und der übrigen Ungeheuer, die sich unter einander auf dem Schauplatz ihrer Schandthaten aufrieben. Sehr schön und treffend rügt er dann die unsinnige Politik der Europäischen Mächte, die Jahrhunderte lang den Ackerbau, den Handel, die Industrie ihrer Amerikanischen Colonieen un-



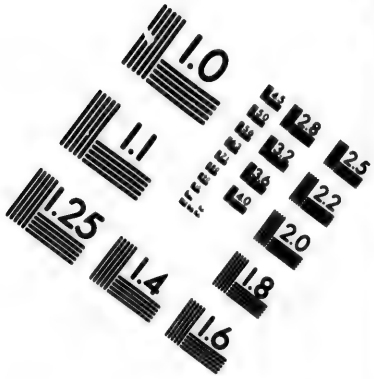
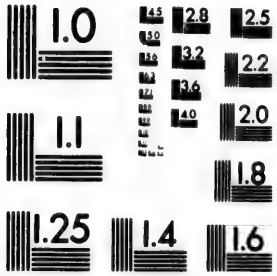
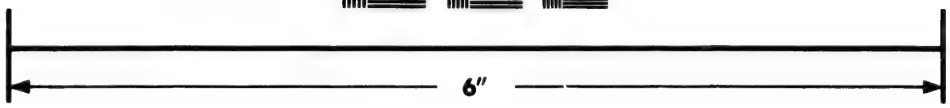
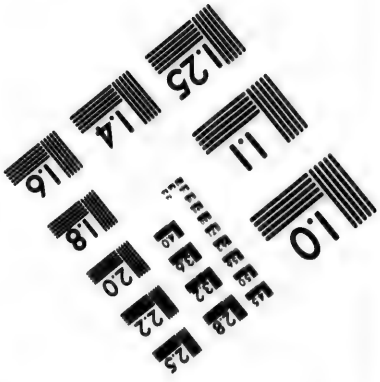


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

25 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

terdrückte; die nachtheiligen Folgen der im Spanischen Amerika eingerissenen Möncherey; den Haß, welcher Neger und Indier, Mulatten, Mestizen und Weiße gegen einander erbitterte, und vom Gouvernement unterhalten ward; die Unmenschlichkeiten der Bucaniers und Pauliſten, und den verhaßten Negerhandel, der, ſo lange er auf den Weſtindiſchen Inſeln fortdauert, dort alle Hoffnungen künftiger Glückſeligkeit unfehlbar vereiteln muß. Es war zu erwarten, daß die Revolution in Nordamerika ihn tröſten und ihm frohere Ausſichten eröffnen würde; jedoch Nationalvorurtheil bis zum Frohlocken über die Franzöſiſche Unterſtützung hätten wir hier am wenigſten geſucht, wo die Handlungen der Menſchen ſonſt nicht nach politiſcher Convenienz, ſondern nach ſtrengen poſitiven Geſetzen der Moral, gerichtet werden. Wir übergehen die meiſterhafte Darſtellung der Wirkungen, welche das Amerikaniſche Gold und Silber zuerſt in Spanien, und demnächſt in ganz Europa, hervorbrachte, und zeichnen nur noch aus, daß der Verf. ziemlich wahrſcheinlich zeigt, die jährliche Einnahme an Metallen habe anfänglich nie mehr, als den zehnten Theil des Grundertrags von Spanien betragen, bis endlich die Vernachläſſigung des Ackerbaues ein ganz anderes Verhältniß feſtſetzte. Die einzigen Vortheile der Entdeckung glaubt Hr. G. darin zu finden, daß die Naturgeſchichte, die Botanik, die Geographie, die Schifffahrt und die Sternkunde Fortſchritte

schritte gemacht, daß die Künste neue Materialien und Werkzeuge erhalten haben, daß die Fieberrinde entdeckt worden sey, und der Handel nunmehr die ganze Erde umfasse. Diese Vortheile scheinen ihm zu theuer erkauft, und sogar größtentheils zweydeutig, weil sie vielmehr die Begierden reitzen und die Bedürfnisse vermehren, als wahres Glück gewähren können. Gold und Silber, Edelgesteine und andere Kostbarkeiten will er gar nicht einmal dahin gerechnet wissen. Von dem Einflusse jener wissenschaftlichen Fortschritte auf unsere ganze politische und sittliche Verfassung erwähnt er kein Wort; denn freylich wäre es Schade um so manche schöne Tirade gewesen, wenn er am Ende sich selbst hätte sagen müssen: im Allgemeinen wie im Einzelnen betrachtet, ist der Mensch jezt so glücklich, wie vor der Entdekkung; die Leidenschaften sind dieselben, sind noch die Quellen des Genusses wie des Leidens: nur die Gegenstände sind zum Theil verändert; und wenn der Mensch nicht umsonst das Geschenk der Vernunft erhielt, so kann man nicht leugnen, daß auch die niedrigsten Volksclassen seit jener Epoche an Ausbildung gewonnen haben. Die ganze Frage bleibt immer einseitig und schief; denn einer an sich gleichgültigen Begebenheit das Gute oder das Uebel, das darauf erfolgte, und eigentlich in der menschlichen Natur seinen Grund hat, zuzuschreiben, ist wenigstens unphilosophisch, welches schon

daraus erhellt, daß man für Amerika hier Ferdinand, Columbus, Schießpulver, Magnetnadel, füglich substituiren und immer dasselbe Resultat herausbringen kann. Die unmittelbaren Folgen der Entdeckung kann man sich nicht schauderhafter denken; wenn aber jemand ihren ganzen Vortheil und Nachtheil gegen einander abzuwägen sich erkühnt, so darf man wohl verlangen, daß er es auf einer Höhe thue, wo alle Verkettungen des menschlichen Schicksals offenbar werden, und das Auge alle Verhältnisse erschöpft und umfaßt, nicht auf dem niedrigen Standpunkte, wo die Ereignisse der Welt überhaupt nur als ein regelloses und zweckloses Gewühl erscheinen. So viel ist evident: in seinem Ursprunge war das Menschengeschlecht nicht, was es erst werden sollte; es hatte nur Anlagen, die sich zu Fertigkeiten entwickeln mußten, und mit dieser Entwickelung waren die schrecklichsten Phänomene unzertrennlich verbunden. Viele Stürme sind indeß überstanden; durch viele große gewaltsame Revolutionen haben wir uns emporgearbeitet: denn bey jedem neuen Anlaß sind wir erst thätig, und bereuen späterhin die allzuraſche Thätigkeit; wer weiß, wie oft wir noch stürzen, ehe wir gehen lernen? — Daß der Verf. im letzten Abschnitt alle seine Hoffnungen auf die Nordamerikanischen Freystaaten setzt, ist so kurzsichtig und declamatorisch, wie alles Uebrige. Richtiger ist die Bemerkung, daß der Zeitpunkt viel

leicht nicht mehr fern ist, wo die Ausbeute der Bergwerke die Kosten nicht mehr ersetzen wird, und es bey dem einmal in Umlauf gebrachten Gelde sein Bewenden haben muß; ingleichen, daß der Negerhandel durch die Entvölkerung von Afrika aufhören wird, und daß Spanien in die Länge nicht hoffen darf, seine Colonien zu behalten.

15) Der Zustand des Staats, der Religion, der Gelehrsamkeit und Kunst in Großbritannien, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Erster bis vierter Band. Berlin. Von Wendeborn. St. 143. S. 1433.

— — — — — — — —

Der letzte Band dieses lehrreichen Werkes enthält eine ausführliche Uebersicht der Gelehrsamkeit und Kunst in Großbritannien. Hr. W. geht die verschiedenen Zweige der Wissenschaften nach einander durch, kommt sodann auf die gelehrten Gesellschaften, die öffentlichen Bibliotheken, Schulanstalten und Universitäten, bey welchen letztern er sich in ein sehr genaues Detail einläßt, und beschließt seine Arbeit mit Nachrichten vom Zustande der Malerey, Bildgraber- (Kupferstecher-) Kunst, Baukunst, Gärtnerey und Schaubühne. Beyläufig kommen an vielen Stellen Vergleichungen vor, wodurch die Verschiedenheit der Sitten, Gewohnheiten und des Charakters anschaulicher wird. So bemerkt er z. B., wie reichlich das Brittische Publicum schriftstellerisches Genie belohnt;

wie gut sich dortige Schulmänner stehen, deren einige jährlich 6, bis 9,000 Thaler einnehmen, welches freylich gegen unsere Einrichtungen gewaltig absticht; wie die Englischen Musensitze bey königlichen Einkünften in mönchischer Unthätigkeit ruhen, u. s. f. Dagegen fehlt es aber auch nicht an Seitenblicken, welche dem Gelehrtenstande des festen Landes nicht sehr günstig sind, indem Hr. W. sich gegen alles System nachdrücklich erklärt, und daher den Deutschen Gelehrten mehrentheils unter dem widrigen Bilde eines Pedanten erblickt. Den heftigsten Unwillen läßt er gegen Deutsche Bücherrecensionen aus, und zieht ihnen die Englische Methode weit vor, Proben von jedem neuen Schriftsteller auszuheben und den Lesern das Urtheil zu überlassen. Uns fallen die Großen dabey ein, die sich so leicht überreden, daß sie alles selbst beurtheilen, indeß im Grunde alles auf die Kunst hinausläuft, ihr Urtheil zu lenken und im Voraus zu bestimmen. Beyde Arten gelehrter Anzeigen haben ihr Gutes, und am Ende gehört zu beyden gleich viel Unpartheylichkeit, Blick und Beurtheilungskraft des Kritikers. Die Frage wäre also wohl nur: welche Methode man in ihrer Art der Vollkommenheit am nächsten gebracht habe? Giebt es mitunter Deutsche Recensenten, wie Hr. W. sie schildert, so dürfte doch die Anzahl derer, die einem so mühsamen, Zeit verzehrenden und zum Theil sogar gehässigen Geschäfte, auf Kosten

ihrer einträglichern, angenehmern und leichtern Arbeiten, bloß aus Pflicht gegen ihre Mitbürger, mit Gewissenhaftigkeit obliegen, bey weitem die zahlreichere seyn, und den einzigen Lohn, der ihnen werden kann, den Beyfall und den Dank ihrer Zeitgenossen, verdienen. Die streitige Frage gewinnt endlich noch ein ganz anderes Ansehen, wenn man mit einiger Wahrscheinlichkeit darthun kann, daß unsere Journalisten im Durchschnitt für ein gelehrteres Publicum, als die Englischen, arbeiten: denn ein solches Publicum, das die Glaubwürdigkeit einer Recension nach innern Gründen beurtheilen kann, darf schon eher, auf die Gefahr, ein partheyisches Urtheil zu lesen, jene größere, durch einseitige Proben sich selbst zu täuschen, vermeiden; es unterscheidet die bescheidene Zuversicht, welche aus Sachkenntniß entspringt, von dem schneidenden Ton und der Petulanz des unbefugten Richters, und kann die letztern so wenig an Recensenten, als an Schriftstellern, billigen. Wir wollen uns nicht schmeicheln, eine in Deutschland durch Geschmack und Gewohnheit allgemein bestätigte Freyheit, über Gegenstände der Litteratur zu urtheilen, durch diese hingeworfenen Gedanken gerechtfertigt zu haben; allein von einem so eifrigen Freunde der Denkfreyheit, wie Hr. W., dürfen Andersdenkende vielleicht dieselbe Duldung fordern, auf die er bey der Abfassung seiner eigenen Urtheile über manche der Gegenstände im gegenwärtigen

Werke gerechnet zu haben scheint. Gewissen Neuerungen in der Deutschen Rechtschreibung versagt der Verf. seinen Beyfall, so wie den eckigen Buchstaben und dem Löschpapier unserer Druckereyen; dagegen zeigt er aber, daß die Schreibseligkeit der Engländer verhältnißmäßig eben so groß, als die hieländische ist, zumal wenn die Uebersetzungen abgerechnet werden. Bey den Nachrichten, welche die Kunst betreffen, und wiederholt bey dem, was über die Schaubühne gesagt wird, erklärt der Verf. im Voraus, daß er auf den Namen eines Kenners auch nicht den entferntesten Anspruch mache: eine Aeußerung, welche hinreichend ist, die Kritik zu entwaffnen, wenn sie auch je zuweilen durch eine, mit derselben nicht völlig übereinstimmende, Derbheit im Aburtheilen ein wenig in Amtseifer gerathen könnte.

16) Karl, Freiherrn von Meidinger, Versuch einer Deutschen Nomenklatur aller in der letzten Ausgabe des Linnäischen Natur-Systems befindlichen Geschlechter und Arten der Thiere. Wien, 1787. St. 149. S. 1489.

Die Kunstsprache und die Benennungen, welche Linné erfand, erhoben die Naturkunde zu einer Wissenschaft. Das Gedächtniß blieb mit zwanzig und mehr schwankenden Nomenklaturen verschont, so bald eine bessere allgemein angenommen ward, und die Gelehrten überall die zwanzig- bis dreißigtausend Thier- und Pflanzenarten mit einerley Namen bezeich-

neten. Für den gemeinen Mann ist indessen die Linneische Nomenklatur so wenig, wie jede andre, bestimmt; und noch mehr: sie kann ihm nie etwas helfen. Wollte man auch künftig bey dem Schulunterricht auf die Naturgeschichte Rücksicht nehmen, so würde man doch sehr den Zweck verfehlen, wenn man dem Bauer das Gedächtniß mit Namen von Dingen, die ihm hernach im ganzen Leben nicht wieder vorkommen, beschweren wollte, anstatt ihm richtigere Kenntnisse von den Gegenständen seines engen Wirkungskreises beyzubringen. Auf seinem Standorte ist der Blick eingeschränkt; man faßt nichts zusammen, schafft sich keine allgemeinen Begriffe, keine Abstractionen, sondern alles Wissen ist einzeln und speciell. Die Thiere und Pflanzen, die den Landmann täglich beschäftigen, sind die einzigen, die er kennt und mit Namen zu nennen weiß; über diese Grenze hinaus ist alles unbestimmt, und jedes Dorf hat seine eigene botanische und zoologische Nomenklatur. Für die gebildeten Stände ist der Umfang von Kenntnissen schon größer und allgemeiner; mithin wird Ordnung und Methode unentbehrlicher. Hier tritt die Frage ein: ob für diese Klasse eine neue Nomenklatur in jeder lebenden Sprache erfunden werden müsse; oder ob es nicht leichter, gleichförmiger und überhaupt zweckmäßiger sey, auch hier die bereits eingeführte Lateinische beyzubehalten? Im erstern Falle hätten wir also durch die Einfüh-

rung der Linneischen Namen nichts gewonnen, und der Naturforscher müßte sich wieder mit unersetzlichem Zeitverlust alle die verschiedenen Namenregister eigen machen, um die Schriftsteller einer jeden Nation zu verstehen, wenn sie Wörter brauchen, die noch kein Wörterbuch enthält. Der andere hingegen hat nur die Schwierigkeit, daß man das Ohr an Lateinische Namen gewöhne; und wie gering sollte die nicht bey Menschen seyn, von denen man billig erwartet, daß sie Latein verstehen! In der Botanik ist ohnehin die Schwierigkeit so gut als überwunden; denn sogar die Gärtner und Apotheker kennen bereits die Linneischen Pflanzennamen, da hingegen sie von Dieterichs, Planers, Suckows u. s. w. Deutschen Benennungen nichts wissen. Gegen die Einführung einer Deutschen Nomenklatur streitet übrigens auch schon unsere Construktion, welche alle Adjectiva vor ihrem Substantivo vorhergehen läßt, und den Systematiker, der den Namen des Geschlechts (genus) und der Art (species), wie im Lateinischen zusammen aussprechen will, in die Verlegenheit setzt, für Felis Tigris und Felis Leo die Tigerkatze, die Löwenkatze zu sagen, welches nicht nur, wie Hr. v. M. selbst eingesteht, wunderlich klingt, sondern auch wirklich Verwirrung verursacht, weil man schon längst gewohnt ist, ein besonderes Thier, das vom Tiger weit unterschieden ist, mit dem Namen Tigerkatze, wie uns dünkt nicht unschick-

lich, zu benennen. In einem einzigen Falle fühlt er ſelbſt eine Abneigung, die Art vor dem Geſchlechte zu nennen, und ſchreibt z. B., anſtatt Priamus-Tagfalter, der Tagfalter Priamus (Papilio Priamus.) Durchgehends aber finden wir die Regeln übertreten, welche Linné in ſeiner critica Botanica ſo bündig vorgeſchrieben hat, z. B. daß die Namen der Klaſſen und Ordnungen in den Geſchlechtsnamen nicht wiederholt werden müſſen; wogegen hier der Großſchnabelvogel (Rhamphastos,) der Ochſenhackervogel (Buphaga), und überhaupt eine Menge Beyſpiele unter den Geſchlechtern der Vögel, Fiſche, Inſekten und Gewürme vorkommen, dergeſtalt, daß oft die Benennungen durch ihre Länge gegen einen andern Linneiſchen Kanon (249) auf eine unangenehme Art anſtoßen. Die Namen der Arten haben gröſtentheils den Fehler, welchen Linné im 287 Kanon rügt; ſie ſind nehmlich dem Geſchlechtsnamen angeklebt: z. B. die Rattenmaus (mus Rattus,) die Hausmaus (Mus Musculus,) der Wolfhund (Canis Lupus,) der Fuchshund (C. Vulpes,) der Hyänahund (C. Hyaena,) der Feldhund (C. Alopex,) u. ſ. f. Wollte man dergleichen Mißlaute mit der Eigenthümlichkeit unſerer Sprache entſchuldigen, ſo wäre dies nur ein Beweis mehr, daß ſie ſich zu einer ſyſtematiſchen Nomenklatur nicht ſchickt. Allein, wie Hr. v. M. ganz richtig bemerkt, muß ein Schriftſteller, der ſich an eine neue Nomenkla-

tur wagt, der Deutschen Sprache ganz mächtig seyn; und dann ließen sich, wenn es nur der Mühe verlohnte, manche Anstöße dieser Art vermeiden. Auch würde man alsdann Benennungen, welche sich in guter Gesellschaft nicht aussprechen lassen, wie z. B. diejenigen, womit hier Simia Cynamolgos, Cervus Pygargus, Antilope Pygargus, Coracias, Psophia crepitans, Scarabaeus haemorrhoidalis, Carabus crepitans, Venus petulca etc. belegt werden, gegen anständigere vertauschen können. Die generischen Namen hat der Verfasser fast alle aus dem Handbuche des sel. Leske entlehnt, und um so viel mehr wundern wir uns, daß er seine Arbeit herkulisch nennt; allein freylich muß man sich das Wort nur in Beziehung auf individuelle Kräfte denken, welchen sogar die Bestimmung der Papageyen im Buffon nach den Linneischen (wieder eine herkulische Arbeit!) zu schwer fällt, und zwischen Alkmenens Sohn und einem modernen Herkules einen billigen Unterschied machen. Uebrigens sind die meisten Linneischen Trivialnamen hier ganz richtig übersetzt; und von dieser Seite ist die in der Vorrede so trotzig geäußerte Furcht vor den Kunstrichtern ungegründet, zu denen sich's aber Hr. v. Meidinger wohl nicht versehen hätte, daß sie sein ganzes Unternehmen für ziemlich entbehrlich halten, und, weil er es selbst als Beylage zu einem längst vergessenen Buche ausgiebt, einem gleichen Schicksale überlassen würden.

17) The life of Captain James Cook. By Andrew Kippis. D. D. 4. London.
St. 158. S. 1577.

Der Verfasser liefert zuerst auf zehn Seiten die Lebensgeschichte des berühmten Mannes bis in sein vierzigstes Jahr, mit Inbegriff einiger Nachricht von seinen Eltern. Die drey großen Schifffahrten füllen den ganzen Band, bis auf wenige Blätter, woselbst wir einige Charakterzüge, theils vom Verfasser selbst entworfen, theils in den bereits anderswo gedruckten Worten der Herren King, Samwell und Anderer antreffen. Aus der Einleitung zur letzten Reisegeschichte entlehnt er ein paar Stellen über den wissenschaftlichen Nutzen von Cook's Entdeckungen, führt aus Delille's jardins, Miß Hannah More's Slavery, und Miß Sewards Elegie, einige poetische Lobsprüche auf den großen Weltumsegler an; und schließt mit einer Nachricht von der königlichen Freygebigkeit gegen seine hinterlassene Familie. Der Anhang besteht ebenfalls in einem Gedichte der Miß Helen Maria Williams; sie nennt es eine Ode, mit der Ueberschrift: the Morai. An der äußerst dürftigen Nachricht von der Lebensperiode, in welcher Cook den Grund zu seiner spätern Größe legte, merkt man ohne unser Erinnern schon, daß in diesem ansehnlichen Quartanten, wo man drey, aus gedruckten Büchern mit gar geringer Mühe ausgeschriebene, Reisebeschreibungen statt aller Biographie

zu lesen bekommt, die wichtige Frage unbeantwortet bleibt: welche Verhältnisse näher und unmittelbarer zur Bildung eines solchen Mannes, und zur Entwickelung des in seiner Naturanlage unverkennbaren Genies mitwirkten? Eben so wenig ist hier an ein Gemälde gedacht worden, welches den Mann voll Geist und Kraft in seiner Thätigkeit darstellt, wie er alles zur Erreichung seiner großen Absichten vorbereitet und ordnet, den Zufall selbst unter seine Gesetze beugt, und alles mit dem umfassenden Blick, das Ganze sowohl, als jedes kleine Detail, durchspäht. Man wünscht die Mittel zu kennen, wodurch er wirkte, das Räderwerk seiner Maschine auf einmal zu übersehen; jetzt mag man es sich aus der Geschichte seiner Fahrten zusammensuchen, die in einer so weitschweifigen Erzählung nicht einmal das Verdienst hat, die ganze Größe der Entdeckungen und Thaten Cook's anschaulich zu machen. Wer nun gar eine philosophische Beleuchtung dieser merkwürdigen Unternehmungen und ihrer Wirkungen auf die Zeitgenossen und die Nachwelt erwartet hätte! Man irrt sich sehr, wenn man als Compilator des Denkens überhoben zu seyn glaubt; allein als Cook's Biograph, und bey so reichlich vorbereiteten Materialien, nicht zu denken und sie nicht zu einem lehrreichen Ganzen zu verweben, ist unverzeihlich, wenn es aus Mangel an Kräften geschieht. Der Name Cook ist gleichwohl eine so mächtige

Empfehlung, daß auch die schlechteste Fabrikwaare, die ihn an der Stirne trägt, ungeachtet ihr mattherziger Styl sich nirgends mit einem eigenthümlichen Gedanken erhöbe, dennoch ihren Markt finden würde.

18) Histoire naturelle des Quadrupèdes ovipares et des Serpens. gr. 4. Paris.

St. 163. S. 1615.

Der nunmehr verewigte Verf. der allgemeinen Naturgeschichte hatte selbst, indem er sich noch kurz vor seinem Ende mit der Geschichte der Wallfische beschäftigte, dem Grafen de la Cepede die Ausarbeitung dieses Fachs, welches die erste und zweyte Ordnung der Linneischen Amphibien enthält, in der Absicht aufgetragen, daß, wo möglich, der ganze Umfang des Thierreichs auf eine gleichförmige Art behandelt werden möchte. In manchem Betracht befand sich unser Hr. Verf. dabey in einer unvortheilhaften Lage: denn einmal war es diejenige Thierclasse, wo ihm Andere noch am wenigsten vorgearbeitet hatten; und dann, was mußte er nicht alles wagen, indem er einen so unerreichbaren Vorgänger nachstrebte? Wer dieses bedenkt, und sich zugleich bescheidet, daß ein Buffon schwerlich zweymal in einem Jahrhunderte erscheinen, am wenigsten genau in demselben Posten glänzen könne, wird, bey allen Mängeln und Unvollkommenheiten des vor uns liegenden Werks, dennoch dem Verf. Dank wissen, daß er mit der Geschichte der Amphibien

einen Anfang gemacht hat, dem man das (freylich sehr relative) Lob, daß er bis jetzt noch das Beste und Vollständigste über diesen Gegenstand enthalte, nicht streitig machen kann. Voran steht ein ziemlich ausführlicher Bericht an die königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris von ihren zu dem Ende ernannten Commissarien, den Herren d'Aubenton, Fougeroux und Broussonet, über den Inhalt des Werkes, worin sie die Bemühungen des Hrn. Grafen auf die vortheilhafteste Art beurtheilen. Eine vorläufige Abhandlung (discours) betrifft die allgemeinen Eigenschaften der eyerlegenden Quadrupeden, als Einleitung zur Geschichte der einzelnen Gattungen. Kriecher (*reptiles*), will der Verf. diese Thiere nicht nennen; denn er meynt, daß nur die Schlangen eigentlich kröchen, weil sie keine Füße hätten. Allein diese Definition ist bloß willkührlich ersonnen, und streitet gegen den Sprachgebrauch; auch können wir Deutschen zum Unterschied serpere mit gleiren übersetzen. Indessen sieht man, wie der Reichthum oder die Armuth einer Sprache selbst die Begriffe, die darin ausgedrückt werden sollen, modificirt. Warum behielt der Verfasser nicht lieber den so gut gewählten Namen Amphibien bey, um eine Thierclasse zu bezeichnen, die in ihrer Bildung und Lebensweise, nach seinem eigenen Geständnisse, zu gleicher Zeit mit den warm- und kaltblütigen Thieren verwandt ist? Der in diesem

Wort enthaltene Begriff schließt ja die Fähigkeit, beydes im Wasser und auf dem Lande zu leben, nicht nothwendig in sich. War er etwa nur darum mißfällig, weil ihn Linné zuerst in diesem Sinne gebraucht hatte? — Von der Bemerkung, daß diese Thierarten vorzüglich in den wärmern Gegenden zu Hause sind, geht der Verfasser über zu der Untersuchung der wesentlichen Kennzeichen, wodurch sie sich von den Säugthieren unterscheiden. Ihre Sinne, das Gesicht ausgenommen, müssen insgesammt ungleich stumpfer seyn, und diese Schwäche sey vielleicht hinlänglich, um auch die inwendige Bildung zu modificiren; (es sollte heißen: sie steht mit einer ihr angemessenen innern Organisation in Verhältniß); sie veranlasse (?) eine langsamere Bewegung, einen langsamern Kreislauf des Bluts, mithin weniger Friction und einen weit geringern Grad von thierischer Wärme, weshalb die Amphibien so leicht im Winter erstarren. Auch die Menge des Bluts sey verhältnißmäßig weit unbeträchtlicher, als bey warmblütigen Thieren, und cirkulire lange, ohne durch die Lungen zu gehen, indem eine Schildkröte mit zerfetzter Lunge und unterbundener Lungenarterie noch vier Tage gelebt habe. Das Knochengerüst der Amphibien sey sehr einfach; vielen mangeln die Rippen, manchen auch die Halswirbel, deren die meisten Eidechsen nur vier haben; so sey auch der Darmkanal kürzer, fast von gleicher Dicke, und endige sich, wie

bey den Vögeln und dem Biber, in ein gemeinschaftliches Cloak; vielen fehle die Harnblase. Das Herz habe nun Eine Kammer (eine Behauptung, die ohne nähere Bestimmung doch Mißverstand veranlaßt); das Hirn sey klein, das Athemholen langsam und unregelmäßig; mit Einem Worte, die ganze Maschine ohne Vergleich einfacher, mithin dauerhafter, und das Lebensprincip, in ihr gleichförmiger ergossen, könne nicht überwältigt werden, bis man es von mehrern Seiten bestürmt habe. Mit dem Wasser habe die Substanz der Amphibien viel Uebereinstimmung; und Feuchte, mit Hitze verbunden, trage zu ihrer Entwickelung das meiste bey: da hingegen sehr rege, warmblütige Thiere, voll Lebenskraft, sich im Feuchten nicht lange erhalten. Jene sind weniger Gefahren ausgesetzt, wegen der Reproduktion sowohl, als des ihnen eigenen zähen Lebens; über erstere läßt sich der Verfasser nicht in Untersuchungen ein, und scheint auch die neueren, zumal bey uns angestellten, Versuche nicht zu kennen. Das Nervensystem und das System der Blutgefäße habe keinen so genauen Zusammenhang, wie bey den Säugthieren, weil die Amphibien, wenn man ihnen den Kopf abgeschnitten habe, noch lange zu leben pflegen; (umgekehrt müßte jenes erst durch die Zergliederung dargethan werden, um es als eine Ursache des letztern Phänomens angeben zu können.) Sie können auch lange hungern, denn

ihre

ihre Ausdünstung sey unbeträchtlich; äußerliche Hitze sey ihnen aber desto unentbehrlicher, je geringer die innere eigenthümliche ist. Auch während der Erstarrung verlieren sie wenig oder nichts von ihrer Substanz; nur vertrocknet die äußerste Hülle des Körpers: daher die Häutung im Frühling, die jedoch auch im Sommer sich wieder ereignen kann, weil Hitze und Kälte einerley Erscheinungen veranlassen. (Bey den Fröschen und Wassersalamandern, die sich, wie der Verfasser selbst erwähnt, im Sommer öfters häuten, kann Dürre der Haut doch nicht die Ursache seyn.) Wenn gleich zuweilen ganze Schaaren von Amphibien einer Gattung beysammen angetroffen werden, so sind sie doch nie zu einer Gesellschaft vereinigt, jagen, arbeiten, kriegen nicht mit gemeinschaftlichen Kräften; auch bauen sie sich keine eigene Wohnungen. Der Geschlechtstrieb wirkt dennoch heftig: viele haben eigene Töne, wodurch sie einander anlocken; und die lange Dauer der Beywohnung ist Hr. de la C. geneigt, mit lange dauerndem Genuß für gleich geltend zu halten. Sie sind fruchtbar, und zwar die größern Gattungen am meisten, nicht wie bey den Säugethieren. Hingegen sorgen sie im geringsten nicht für ihre Nachkommenschaft. Höchstens suchen sie ihren Eyern eine schickliche Stätte; und ein geringer Grad von Wärme ist hinreichend, diese auszubrüten, da die Vögel einer ungleich größern bedürfen. Umgekehrt bleibt

die warmblütige Thiermaschine in der Folge bey einem Grad von Kälte in vollem Gange, wo die kaltblütige stockt. Sehr fein ist die Bemerkung, daß die Amphibien schon deshalb, weil sie, vom Entschlieffen aus dem Ey an, sich selbst überlassen sind, alle Vortheile der Erziehung und Nachahmung entbehren, mithin auch der Sprache des Affekts verlustig gehen, welche das Band zwischen der Mutter und den Jungen in der säugenden Thierklasse und bey den Vögeln ist. So gering indessen ihre Fühlbarkeit ist, so können sie doch gebändigt und zahm gemacht werden, welches aber, wegen des widerlichen Bisamgeruches der meisten unter ihnen, nicht bis zur Familiarität gehen muß. Ihr langes Leben würde doch weit kürzer scheinen, wenn man den Winterschlaf und den täglichen, gewöhnlich auch sehr langen, Schlaf davon abrechnete. Die wenigsten Gattungen sind giftig; da indessen kein einziges Säugthier und kein Vogel Gift bey sich führt, so meynt der Verfasser folgern zu dürfen, daß diese Eigenschaft der Säfte nur bey kaltblütigen Thieren von einfacherer Bildung Statt finde. (Ob das kältere Blut etwas dazu thue, ließe sich bezweifeln; denn es giebt doch nur äußerst wenige giftige Fische, und außerdem muß zwischen dem Gift, welches zur Vertheidigung oder zum Angriff bestimmt ist, und dem im Körper verbreiteten, welches nur zufällig, z. B. wenn man das Fleisch ißt, offenbar wird, ein Unterschied

gemacht werden.) Die methodische Tabelle, worauf alle eyerlegende vierfüßige Thiere synoptisch dargestellt werden, ist eine auffallende Abweichung von den Buffonischen Grundsätzen, indem hier alle die verschiedenen Gattungen mit der äußersten systematischen Strenge nicht nur klassificirt werden, sondern auch eine jede in wenigen Worten einen diagnostischen Charakter erhält. Zuerst zerfällt das ganze Heer dieser Thiere in zwey große Ordnungen: geschwänzte und ungeschwänzte. Jene faßt zwey Geschlechter in sich: die Schildkröten und die Eidechsen; diese drey: nehmlich Frösche, Laubfrösche (Raines), und Kröten. Anhangsweise folgen noch die zweyfüßigen Kriecher (Reptiles bipèdes). Die Schildkröten haben entweder flossenartige oder kurze Zehen; die erstern sind die Seeschildkröten, die andern die Schildkröten des süßen Wassers und des Landes. Zur ersten Abtheilung zählt der Verfasser sechs Gattungen: die gemeine Schildkröte (T. franche), die grünschalige, die dickköpfige (Caouane), die mit dem Höcker auf der Nase, (Nasicorne), die Caretschildkröte, und die lederartige (le Luth). Zwey von diesen Gattungen, die grünschalige und die mit der Höckernase, sind nicht unter den Linneischen begriffen; allein der Verfasser kennt sie selbst noch nicht, und nimmt sie blos auf das Zeugniß einiger Reisebeschreiber die nicht Naturkundige waren, und eine Hrn. v. Widerspach, der in Guiana gewesen hat,

in sein Werk auf. Nachdem er die Eigenschaften der Schildkröten und ihre allgemeinen Unterscheidungszeichen in einer Art von Einleitung aufgezählt hat, beschreibt er jede Gattung einzeln. Der Abschnitt von der gemeinen Seeschildkröte ist, wie leicht zu erachten, der ausführlichste. Sie sollte nicht nur das Symbol der Langsamkeit, sondern auch der vorsichtigen Klugheit seyn; (allein durch Klugheit zeichnet sie sich nicht aus: denn daß sie den Nachstellungen ihrer Feinde zu entkommen sucht, hat sie mit den meisten Thierarten gemein); und ihre Attribute sind Sanftmuth oder Harmlosigkeit und Stärke, in so fern sie bloß passiven Widerstand leistet. (Auch dies ist unrichtig; denn sie beißt den Matrosen, die sie fangen und umkehren sollen, oft die Finger, ja die ganze Hand, ab.) Die verschiedenen Arten, sie zu fangen, füllen den größten Theil dieses Abschnitts aus. Die Abbildung ist sehr mittelmäßig. Die dickköpfige Schildkröte (la Caouane, T. Caretta Linn.) begnügt sich nicht mit Pflanzenspeise, wie jene, sondern frißt auch junge Krokodile, Gewürme u. s. f. Daher ist ihr Fleisch thranicht und nicht eßbar. Die Abbildung der Caretschildkröte, deren Schale von den Handwerkern verarbeitet wird, ist eine der schlechtesten. Von Land- und Flußschildkröten hält der Hr. Graf achtzehn Gattungen, worunter sieben von Linné nicht erwähnt worden sind: nehmlich la Terrapène, la Rougeâtre,

la Jaune, la Molle, la Chagrinée, la Roussâtre und la Noirâtre. Die erste führt Brown in seiner History of Jamaica ganz kurz an; die zweyte, aus Pensylvanien, hat Edwards abgebildet; die vierte ist Hrn. Schneiders T. ferox. Die fünfte und sechste hat Hr. Sonnerat aus Indien mitgebracht; und von der siebenten ist der Rückenschild im königl. Cabinet zu Paris vorhanden. — Das weitläuftige Eidechsengeschlecht besteht aus acht Abtheilungen, welche zusammen sechs und funfzig Gattungen enthalten. Auch hier lassen sich die neuen Gattungen leicht übersehen; es sind deren nur zehn, wovon jedoch die beyden Krokodile, der schwarze vom Senegal und der mit der langen Schnauze aus Bengalen (le Gavial), bereits durch Adanson, Edwards und Gronov, die Eidechse mit zwey Flecken und die giftspeyende Eidechse (L. bimaculata et L. sputator) durch Sparrmann, und die übrigen aus mehrern Reisenden bekannt geworden sind. Dagegen scheint der Verfasser auf die so wesentliche Verschiedenheit des Alligators oder Amerikanischen Krokodils vom Afrikanischen gar keine Rücksicht zu nehmen; und des Hrn. v. Jacquin lebendig gebärende Eidechse in den novis actis Helvet. ist ebenfalls übergangen worden. Linné's Fleiß, und der Umfang seiner Kenntnisse, konnten in der That kein rühmlicheres Zeugniß erhalten, als durch diesen unbedeutenden Nachtrag geschieht. Bey dem Krokodil

finden wir eine etwas zu sehr gekünstelte Vergleichung dieses Thiers mit dem Löwen, dem Adler und dem Wallfische, als eben so vielen Königen gewisser Classen von Thieren; um ihn diesen an die Seite stellen zu können, schreibt der Verfasser ihm Adel (noblesse) sowohl, als Stärke zu, und macht einen feinen Unterschied zwischen der Gefräßigkeit aus Raubgier, und aus bloßem Hunger; daher lasse sich der Krokodil auch zähmen, wenn er nur gut genährt werde, u. s. w. (Allein ist es nicht auch heißer Hunger und Durst, was den Tieger zu einem so verabscheuten Wütherich macht? und wenn Bändigung ein Beweis von sanftem Naturell seyn soll — hat man nicht oft gesehen, daß auch der Tieger sich von seinem Wärter necken läßt?) Uebrigens ist dieser Abschnitt sehr sorgfältig ausgearbeitet, und auch in Absicht des Styls nicht unwürdig, nach Buffons Werken gelesen zu werden. Vom Bengalischen Krokodil (Gavial) ist bey Dax in Gascogne ein Stück vom Kinnbacken in Kalkstein, halb versteinert, gefunden worden. (Rec. hat ein vortreffliches Petrefakt von der ganzen Schnauze im Kabinet des Hrn. Kriegsraths Merck in Darmstadt gesehen.) Die Figur, welche den Nilkrokodil vorstellt, ist nicht die beste; und überhaupt hat sich der Künstler in vielen Fällen den Vorwurf zu Schulden kommen lassen, daß die Verzierungen des Kupferstichs sorgfältiger ausgeführt sind, als der Hauptgegenstand. Anstatt

der Eidechsen, sieht man Pyramiden, Sphinxköpfe, Thebaische und andre Tempel an. Eine der allerschlechtesten Abbildungen ist die der Iguana, die der Verfasser auch zu den Asiatischen Thieren gezählt wissen will, weil Dampier eine Eidechsenart, die er auf Neuholland sah, mit dem Namen Guanos belegt, und der Eidechsenstein (Saurites), dessen Plinius erwähnt, auch dieser Gattung zugehören soll. Auf die besondere Eigenschaft des Fleisches der Iguana, daß der Genuß desselben denen, die an der Lustseuche krank sind, äußerst schädlich seyn soll, scheint er nur in einer Anmerkung von fern anzuspielen, da man doch über eine so wichtige Sache gründliche Belehrung zu wünschen Ursache hätte. So werden auch die neuerlich gerühmten Heilkräfte der gemeinen Eidechse nur obenhin mit einem Worte berührt. Die L. velox von Hrn. Pallas hält der Graf für eine bloße Varietät dieser Gattung. Daß diese Thiere auch kleinern Vögeln nachstellen, will er gar nicht zugeben; höchstens sey dies, sagt er, die Unart eines einzelnen, aber nicht der ganzen Gattung, welche durchaus sanft und unschädlich sey. Ueberhaupt ist es eine seiner Lieblingsideen, den Eidechsen ein sanftes Naturell zuzuschreiben; und er behauptet sogar: daß Schlossers Amboinische Eidechse sich ohne Widerstand mit Händen greifen läßt, sey keinesweges ein Beweis ihrer Stupidität, sondern lediglich der Gutmüthigkeit dieses Thiers, wel-

ches ſich hauptſächlich von Früchten nährt. Die Fliegenfängereidechſe des Rochefort zählt er als Spielart zur grünen Eidechſe, welche hier als eine von der gemeinen abgeſonderte Gattung erſcheint. Auch den Seps varius des Laurenti rechnet er zu der grünen Gattung. Zu der gut ausgearbeiteten Geſchichte des Chamäleons hätte die Abbildung beſſer ſeyn ſollen; diejenige, welche Fr. Miller geliefert hat, ſcheint der Verfaſſer gar nicht zu kennen. Zur Linneiſchen L. Plica rechnet er die L. helioscopia des Pallas, ſo wie deſſen L. ſanguinea zur L. algira Linn. Thunbergs L. lateralis ſoll auch nur Spielart der hier aus dem Ray, Sloane und Rochefort angeführten Mabuya ſeyn. Die kröpfigen Eidechſen (L. ſtrumoſa) freſſen einander auf (eben kein großer Beweis eines ſanftmüthigen Naturells). Für Sparrmanns giftſpeyende Eidechſe hat der Verfaſſer einen eigenen Namen, le ſputateur, aus dem Lateiniſchen gebildet; und überhaupt hat er in den meiſten Fällen die Linneiſchen Trivialnamen beybehalten. Nur wo er von ihnen abweicht, iſt er nicht allemal glücklich; ſo heißt zum Beyſpiel die L. ſexlineata bey ihm le Lion, welches, ſo vom Geſchlechtsnamen getrennt, zu Verwirrungen Anlaß giebt. Die kleine giftſpeyende Eidechſe verurſacht durch ihren ſchwarzen Speichel, den ſie von ſich ſprützt, Geſchwülſte, wogegen man ſich des Spir. vin. camphor. bedient. Der Gecko hat an den Schen-

keln eine Reihe kleiner Knötchen, deren jedes mit einer Oeffnung versehen ist. Vielleicht kommt das Gift, welches er den Speisen mittheilt, wenn er darüber hinläuft, aus diesen Oeffnungen. Sein Blut und sein schäumender gelber Speichel sollen tödtliches Gift seyn. Die hier gegebene Figur weicht sehr von der im Seba ab, und uns dünkt, diesmal zu ihrem Vortheil. Die so genau damit verwandte L. mauritanica folgt unmittelbar unter der neuen Benennung Geckotte, welche diese Verwandtschaft ausdrückt; sie soll doch nicht giftig seyn. Die plattköpfige Eidechse, deren Flacourt unter dem Namen Famocentrata erwähnt, ist hier zum erstenmal abgebildet: ein scheußliches Thier, dessen Kopf, Füße und Schwanz seine Verwandtschaft mit dem Chamäleon, Gecko und Wassermolch darthun. Die L. Seps und Chalcides Linn. hält der Graf für einerley Gattung, wozu er noch dessen L. anguina und Anguis quadrupes, nebst Thunbergs L. abdominalis, zu rechnen geneigt ist; hingegen liefert er unter dem Namen Chalcide eine neue Gattung, welche noch schlangenähnlicher, als die vorige ist, deren Geburtsort man aber noch nicht anzugeben weiß. Der Drache wird freylich als eine Eidechsenart aufgeführt, und Linné's zweyte Gattung fällt ganz weg, indem sie wahrscheinlich nicht verschieden ist. Die Geschichte des Salamanders ist wieder einer von den sorgfältig behandelten

Abschnitten; diese Gattung und der Seps gebären lebendige Junge. Thunbergs L. japonica zieht Hr. de la C. zum Salamander. Auch vereinigt er (jedoch nicht mit gleichem Rechte) die L. vulgaris, aquatica und palustris zu einer einzigen Gattung, wovon er eine schlechte Abbildung liefert. Eine neue Salamanderart aus Madagaskar, welche hier le Barroubé genannt wird, und eine ganz kleine dreyzehige Eidechse (la Troisdoigts), die am Vesuv zu Hause ist und hier abgebildet erscheint, machen den Beschluß. Nachdem man in einem Geschlechte den Krokodil und den Seps, den Drachen und den Wassermolch vereinigt gesehen hat, muß man sich wundern, wie der Verfasser die ungeschwänzten Amphibien, die doch keinen wesentlichen generischen Unterschied darbieten, in drey Geschlechter absondern konnte; allein zu geschweigen, daß er darin Laurenti zum Vorgänger hatte, scheint er noch einen besondern Beweggrund zu dieser Trennung gehabt zu haben. Er bedauert nehmlich die Frösche in einer sehr lebhaften Deklamation wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Kröte. Hätte dieses verworfene Thier nicht existirt und zu einer erniedrigenden Vergleichung Anlaß gegeben: wir hätten den Frosch, als ein Thier von angenehmer Bildung und von ganz vorzüglichen Eigenschaften, äußerst interessant gefunden, und an seiner Nützlichkeit, seiner Unschädlichkeit, seinen reinen Trieben (instinct épuré),

seiner schönen Taille (forme svelte), geschmeidigen Gliedmaßen, lieblichem Farbengemisch, und dem Schleim, der seine Reize erhöht, ein rechtes Wohlgefallen gefunden. So wie alles da steht, klingt es unsern Ohren fast wie eine Satire auf das arme Thier; unser Verfasser konnte hingegen auf den Französischen Nationalgeschmack Rechnung machen, und es geht noch einige Quartseiten in diesem empfindsamen Tone fort. So viel ist indessen richtig, daß die Frösche mit schärfern Sinnen, als die übrigen eyerlegenden Quadrupeden, begabt sind. Von den zwölf Froschgattungen ist keine einzige neu, obgleich drey nicht im Linneischen System befindliche aus dem Seba und Laurenti entlehnt sind. Das Geschlecht der Laubfrösche erscheint hier mit sieben Gattungen, die ebenfalls sämmtlich im Laurenti vorkommen; und von den vierzehn Kröten gilt ein gleiches. Das Gegenstück zum Frosch ist, wie man leicht vorausehen konnte, die gemeine Kröte, an der alles, bis auf ihren Namen, des Verfassers Abscheu erregt; man sey in der Versuchung, sie für das zufällige Produkt der Nässe und Fäulniß zu halten, und begreife nicht, wie Mutter Natur sich bis zu einer so scheußlichen Gestalt habe vergessen können; alle ihre Theile seyen mißgeschaffen, ihre Gliedmaßen disproportionirt; sie habe Augen, und fliehe doch das Licht, nähre sich von stinkenden oder giftigen Kräutern, auch von Insekten, wie die ganz eigene

Bildung ihrer Zunge beweise, habe einen giftigen Athem (offenbar übertrieben), setze den härtesten Schlägen nur Trägheit der Materie, die Hartnäckigkeit eines stockdummen Thiers, und einen stinkenden Saft entgegen, u. s. f. Hier, und bey einigen ähnlichen Gelegenheiten, fühlt man, daß Hr. de la Cepede über dem Bestreben, ein höchst vortreffliches Muster zu erreichen, auf einen, in solchen Fällen sehr gewöhnlichen, Abweg gerathen ist. Außer der bucklichten Kröte (R. gibbosa Linn.) ist keine andere Gattung dieses Geschlechts abgebildet, vielleicht um uns den Anblick solcher häßlichen Geschöpfe zu ersparen. Allein auch unter den Laubfröschen ist nur die rothe Art, mit deren Blut man in Brasilien die Papageyen beschmiert, damit sie rothe Federn bekommen, einer Abbildung gewürdigt worden; und nach dem Versuch des Künstlers, den Brillfrosch (R. ocellata) und den kleinen Glockenfrosch (R. bombina) darzustellen, scheint es fast, daß seine Portraite von den schönsten der Sumpfbewohner neben den Wortgemälden des Verfassers nicht viel Ehre eingelegt hätten, und deshalb unterblieben sind. Die Bipeden, welche diesem Bande beygefügt sind, machen den Uebergang zu den Schlangen. Indessen hält der Verfasser Linné's Anguis bipes für eine wirkliche Schlange, an welcher Linné aus Versehen die Zeugungstheile für Füße angesehen habe; und die Siren lacertina mit Recht für

eine Larve. Das erste ächt zweyfüßige Reptil, welches hier beschrieben und abgebildet wird, kommt aus Mexiko, hat seine Füße dicht unter dem Halse, und ist geringelt, wie die Amphisbänen, weswegen es auch den Namen le Cannelé erhalten hat. Das zweyte ist die L. apoda des Hrn. Pallas, welche hier unter ihrem Russischen Namen Scheltopusik erscheint. Eine alphabetische Synonymentafel und ein Sachenregister sind am Ende des Werks befindlich.

19) An account of the Pelew islands, situated in western part of the pacific Ocean, composed from the journals and communications of Captain Henry Wilson etc. by George Keate, Esq. F. R. S. gr. 4. London. St. 197. S. 1971.

Das Ostindische Postschiff Antelope litt auf dem Rückwege von Macao nach England Schiffbruch an den bisher noch wenig mehr, als dem Namen nach bekannten Pelew- (Paleu- oder Palos-) Inseln im stillen Meer, wenige Tagereisen süd-ostwärts von den Philippinen. Die Einwohner begegneten den Verunglückten mit allen erdenklichen Freundschaftsbezeigungen, unterstützten sie in ihrem Vorhaben, ein neues Fahrzeug aus den Trümmern des gescheiterten Schiffes zu bauen, und der König von einer dieser Inseln gab ihnen seinen eigenen jüngern Sohn mit, um ihn in England in den von ihm bewunderten Kenntnissen und

Künsten der Europäer unterrichten zu lassen. Sie erreichten glücklich wieder Macao, kamen auf verschiedenen Schiffen der Ostindischen Compagnie nach England zurück, verloren aber hier den armen Pelewanischen Prinzen an den Blattern. Hr. Keate, der in der litterarischen Welt durch seine empfindsamen Reisen bekannt ist, übernahm das Geschäft, aus den Tagebüchern und den mündlichen Nachrichten, die ihm Capitain Wilson und einige Officiere mittheilten, eine umständliche Erzählung von den Begebenheiten dieser unglücklichen Schiffsgesellschaft, und darin zugleich alles, was man von den Sitten und der Lebensweise jener von der ganzen übrigen Welt abgesonderten kleinen Völkerschaft beobachtet hatte, dem Publicum vorzulegen. Eine geographische Nachricht von der Inselgruppe der Pelews darf man hier nicht erwarten, indem der Schiffbruch auf einem Korallenriefe die erste Bekanntschaft mit ihnen veranlaßte, mithin die Möglichkeit, geographische Beobachtungen anzustellen, gleich anfänglich abgeschnitten ward. Selbst die Nachrichten von der physischen Beschaffenheit derjenigen Insel, auf welche sich die Verunglückten retteten und wo sie ein neues Schiff erbauten, und jener, welche sie gelegentlich besuchten, sind äußerst dürftig, und lassen uns in Zweifel, zu welcher Classe von Inseln wir sie zählen sollen, zu den hohen gebirgigen, oder zu den bloß aus Korall entstandenen. Von den

dortigen Naturprodukten überhaupt, den Gewächsen, Thieren und Mineralien etwas Bestimmtes wissen zu wollen, hieße von Leuten, die Theils diese Gegenstände nie studiert hatten, Theils auch mit den Mitteln zu ihrer Rettung und Rückkehr ins Vaterland zu sehr beschäftigt waren, zu viel fordern. Hingegen beschenken sie uns mit dem äußerst interessanten Detail ihres Umgangs mit dem gutmüthigsten Völkchen, das wohl je, die Otaheitier nicht ausgenommen, in einem Erdenpünktchen, wie dieses, sich bildete. Man erstaunt, und überläßt sich einem heitern, mit der Menschheit aussöhnenden, Gefühl, wenn man liest, wie mächtig hier die Güte des Herzens, und die unverfälschte Menschenliebe aus einem rohen Volke sprechen; welche Fortschritte diese Menschen ganz für sich, und von allen andern abgesondert, in der Anerkennung der allgemeinen Naturrechte gemacht haben; wie zweckmäßig und sittlich ihre Einrichtung und Verfassung, wie mild ihre Regierung, und wie ähnlich, bey aller anscheinenden Verschiedenheit, der Gang der Ideen unter den entferntesten Völkern ist und bleibt. — Die Gruppe der Inseln, welche unter dem Namen Pelew begriffen wird, steht unter mehrern Königen, die unter einander Krieg führen, und dadurch einander bestimmtere Begriffe vom Völkerrechte u. s. w. beybringen. In den Sitten findet sich manches sehr Uebereinstimmende mit den übrigen Insu-

lanern des Südmeers; die Sprache hingegen weicht von allen südländischen sehr wesentlich ab. Die körperliche Bildung scheint, sowohl nach der Beschreibung, als nach den Kupfern zu urtheilen, mit der in den Freundschaftsinseln viel Aehnlichkeit zu haben; auch die dunkelbraune Farbe (copper colour) ist dieselbe, ohne einige Einmischung von Schwarzem. Merkwürdig ist es, daß die Mannspersonen ganz und gar nackend gehen, ohne die allermindeste Bedeckung, auch nicht einmal jene, welche die Sittlichkeit anderwärts fordert; und gleichwohl herrscht dort, so viel man weiß, keine Ausschweifung von der in den Societätsinseln so gewöhnlichen Art, und die Engländer hatten keinen vertrauten Umgang mit dem andern Geschlecht. Es giebt hier kein einziges vierfüßiges Thier, ausgenommen die große Fledermaus; und die Hauptnahrung der Eingebornen besteht in Aronswurzeln. Für den Seemann und den Physiker ist das Tagebuch in Rücksicht auf die Witterungsbeobachtungen wichtig, indem die Winde in den Sinesischen Meeren, und sogar ostwärts von den Philippinen, vom Julius bis December unbeständig, und öfters von heftigen Donnerwettern begleitet sind, welche die Schifffahrt zu dieser Jahrszeit gefährlich machen. Die Erzählung läßt sich gut lesen, wenn man gleich hin und wieder wohl merkt, daß nicht der Augenzeuge, sondern nur sein Widerhall, spricht. Nur sehr selten

erlaubt

erlaubt sich der Verfasser einige empfindsame Tiraden; und auch diese machen an der schicklichen Stelle keinen üblen Eindruck. Als ein Beytrag zur Anthropologie sowohl, als zur politischen Völkerkunde, bleibt dieses Werk jederzeit wichtig und unterhaltend, und verdient, auch unter uns bekannt zu werden. Die Kupfer stellen Portraits einiger Eingebornen (des Königs, einer von seinen Gemahlinnen und seines jüngsten Sohnes), Aussichten von Gegenden, und Geräthschaften vor. Unter andern ist ein Knochen abgebildet, der als Armspange am Handgelenke getragen wird, und das Abzeichen eines militärischen Ordens pour le mérite ist.

Ebenfalls in London, bey Randall ist erschienen: The shipwreck of the Antelope Packet etc. by one of the unfortunate officers. gr. 8, welches aber augenscheinlich ein Auszug aus dem vorhergehenden Werk, von der Hand irgend eines gewinnsüchtigen Einwohners von Grubsteet ist, und nicht eine Sylbe enthält, welche nicht schon dort anzutreffen wäre. Die Französische Uebersetzung jenes größern Werkes, welche in Paris bey le Fay und Maradan mit allen Kupfern des Originals, sowohl in Quart, als in zwey Octavbänden, erschienen ist, verdient als ein Beweis der Sorglosigkeit, womit dergleichen Fabrikwaare verfertigt wird, eine Anführung und Rüge. So übersetzt man hier z. B. *stave* (ein Versabschnitt) mit planchette; *half a*

leaguer (ein halbes Leggerfaß), ein zur Hälfte ausgelaufenes Faß; *yams* (eine Art Wurzeln) an unzähligen Stellen mit jambons (Schinken). *Jolly boot*, die Jölle, der kleinste Kahn, den ein Schiff zu führen pflegt, heißt hier oft le joli bateau, und zuweilen le charmant navire; und von dergleichen Stellen wimmelt es im ganzen Buche.

Jahrgang 1789.

1) Bernh. Mich. Peters besonders merkwürdige Reise von Amsterdam nach Surinam, und von da zurück nach Bremen, in den Jahren 1783 u. 84. Bremen. 8.
St. 14. S. 144.

2) Lettres sur l'Italie en 1785. gr. 8. 2 Voll. A Rome (Paris.) St. 23. S. 225.

Dieses Werk gehört nicht in die Classe von Reisebeschreibungen, wozu man die Materialien Theils vor der Abreise, Theils nach zurückgelegtem Wege, aus Chroniken, Topographieen, getreuen Wegweisern, Verzeichnissen von Sehenswürdigkeiten, Staats- und Adreßkalendern, landesherrlichen und Magistrats-Verordnungen, Tauf- und Sterbelisten, Anschlagszetteln und ähnlichen Quellen sorgfältig zusammengetragen hat. Nirgends zählt der Verfasser die Straßen und Häuser, geschweige die Lampen, in den Städten; von keiner Gemählde-sammlung und keinem Naturaliencabinet liefert

er das Verzeichniß; von keinem Pallast bemerkt er, ob die Front nach Morgen oder Abend sieht; von keinem Bau, wie viel er gekostet hat. In seinem ganzen Werke findet man keine Klage über die Postillione, keine Bemerkung über die Wege und Wirthshäuser, keinen Küchenzettel, keine Vocabularien von Provinzialwörtern; und man hofft vergebens, daß er erzählen sollte, wo er jedesmal zu Mittag und Abend gespeist, wie viele berühmte Männer er den Tag über in Augenschein genommen habe, zu welcher Stunde er aufgestanden und zu Bette gegangen sey. Man erfährt durch ihn schlechterdings nicht, wie die Senatoren in Genua und Lucca, die Dicasterianten in Florenz, die Cardinäle in Rom, und die Tribunalsräthe in Neapel alle heißen, oder auch nur, wie viel ihrer sind; nennt er doch nicht einmal den Premierminister des Fürsten von Monaco! Ohne Rücksicht auf die Hülfsmittel, welche die Litteratur ihm darbot, ohne den de la Lande und Volkmann zu durchblättern, ohne auch nur alles, Bedeutende oder Unbedeutende, was ihm während der Reise widerfuhr, und was sich seinen Augen darstellte, haarklein aufzuzeichnen, schien also der Verfasser bloß dasjenige, was ihm merkwürdig war, was sein Herz und seinen Verstand interessirte, und auch alsdann vielmehr das Verhältniß seiner Seelenkräfte zu den Dingen, als die Dinge selbst, schildern zu wollen. Bedenkt man, daß dieses letztre ein

gentlichen Verstande unmöglich ist, so dürfte es in der That schwer zu entscheiden seyn, ob man einen Gegenstand vollständiger und zweckmäßiger kennen lernt, wenn man die Reaction, die er im Gemüthe des Beobachters zuwege bringt, oder wenn man lediglich seine Wirkung auf die Sinne erfährt? Je nachdem die genauern Bestimmungen ausfallen, wird in verschiedenen Fällen bald diese, bald jene Art der Belehrung den Vorzug haben, und wir sind weit von der Forderung entfernt, daß alle Schriftsteller in einem gewissen Fach, einem gemeinschaftlichen Ideal nachstreben sollten; genug, wenn jeder in dem Gange, den er sich wählte, eine gewisse Vollkommenheit von eigenthümlicher Art erreicht. Dieses Verdienst wird man dem Verfasser der vor uns liegenden Briefe nicht absprechen können. Seit langer Zeit wurden wir nicht so angenehm überrascht. Wenige Reisende sind wohl mit einem so glühenden, und gleichwohl unendlich zarten, Sinn für die Schönheiten der Natur und Kunst nach Italien gekommen, als dieser Schriftsteller, der zugleich in solchem Grade Meister seiner Sprache ist, daß er spielend alles aus ihr zu machen scheint, und oft mit ein paar Worten die Eindrücke, die er empfing, auch in Andern zu erwecken, oder, eigentlicher, die Bilder seiner Phantasie mit Meisterstrichen zu crayonniren versteht. Man weiß, daß diese Eigenschaften einem Beobachter wesentlich zu Statten kommen, der sich in

jenes Feenland unsers Welttheils begiebt. Ob es ihm gleich gefallen hat, sich zuweilen in den Schleyer der Singularität zu hüllen; so erkennt man doch, zumal an den politischen Bemerkungen, den philosophischen Scharfblick und das richtige Gefühl, welches die verwickeltsten Materien zu vereinfachen und faßlich zu machen weiß. Die Gesetzgebung, die Sitten, die romantischen Landschaften und, fast noch mehr als alles, die Wunderwerke der bildenden Künste, ziehen seine Aufmerksamkeit an sich. Bey diesen letztern steigt sein Gefühl bis zur Begeisterung; und wer seine Darstellung des incendio del borgo von Raphael liest, wird mit uns sagen, daß noch niemand vor unserm Verfasser in dem hohen Grade die Gabe besaß, die Beschreibung eines Gemäldes selbst zum Gemälde zu machen. Vielleicht würdigt indessen der Kenner einige von diesen Kunstwerken tief hinab, die hier so lebhaft auf ein reitzbares Gefühl wirken konnten; allein es ist noch die Frage, ob man nicht Raphaels Geist auch in seiner schlechtesten Manier erkennt, und ob sich dasjenige, was mit dem Herzen eine so innige Verwandtschaft hat, mit Zirkel und Winkelmaaß ausmessen läßt. Die Saite klingt nicht eher, als bis der verwandte Ton sie durchbebt; und nun ist es freylich nicht die Schuld des gefühlvollen Reisenden, wenn nicht bey Jedem diese Saite gleich gestimmt ist. — Sein Weg geht über Avignon, Toulon, Nizza, Monaco, Genua, Lucca, Pisa

und Florenz nach Rom; von hier nach Neapel, und gelegentlich nach Tivoli, Portici, Salerno, Päſtum, Pompeja und auf den Veſuv. Wir wollen unſern Leſern das Vergnügen ungetheilt laſſen, welches dieſe unterhaltenden Briefe gewähren, und weshalb ſie einer Ueberſetzung wohl werth ſind, wenn dieſe nur mit gehöriger Sorgfalt und Kenntniß beyder Sprachen veranſtaltet würde. Das einzige, was uns hier nicht an ſeiner rechten Stelle ſcheint, ſind einige nachgeahmte Elegieen des Tibull und Properz. Die beſcheidene Vorrede giebt übrigens den rechten Geſichtspunkt an, aus welchem man das ganze Werk beurtheilen muß. Die Briefe waren urſprünglich an die Familie des Verfaſſers, und an einige ſeiner Freunde gerichtet. Es war alſo nicht ſeine Abſicht, die Materie zu erſchöpfen; ſondern, indem er bloß vorübereilte, konnte er nur hier eine Blume, und dort eine Aehre abſtreifen. Ein ziemlich allgemeines Gerücht, für deſſen Zuverläſſigkeit wir uns doch nicht verbürgen, nennt den verſtorbenen Parlamentspräſidenten Dupaty als Verfaſſer dieſer Briefe. Den rechtſchaffenen Eiferer, der die Mängel der Franzöſiſchen Criminaljuſtiz aufdeckte, und die drey unſchuldig zum Rade Verdammten durch ſeine Beredtſamkeit und Standhaftigkeit rettete, mag man vielleicht am Styl erkannt haben, ſo ungleichartig auch die Gegenſtände ſind, die er hier behandelt.

3) Paul Erdmann Iſerts, Kön. Dänſchen Oberarztes, Reiſe nach Guinea u. den Caribäiſchen Inſeln in Columbien (Amerika). 8. Kopenhagen, 1788. St. 27. S. 265.

Bald werden ſich die Europäer, die ſich auf ihre Wiſſenſchaften und auf den Unternehmungsgeiſt, der ſie beſeelt, ſo viel zu gute thun, der Gleichgültigkeit, womit ſie bisher die Afrikaniſchen Küſten ſowohl, als das Innere dieſes Landes, vernachläſſigten, ein wenig ſchämen müſſen. In England iſt endlich eine Privatgeſellſchaft zuſammengetreten, welche die Erforſchung jenes Welttheiles zu befördern ſucht; allein dieſen Zweck vollſtändig zu erreichen, überſteigt vielleicht ihre Kräfte. Wann wird ein reicher Potentat nur Einmal für die Wiſſenſchaften thun, was ſo oft für nichtswürdige Günſtlinge geſchah? Kann denn, wo der Werth des Goldes nicht berechnet wird, und es nur aufs Wegwerfen ankommt, nicht ein glücklicher Wurf dem Menſchengeſchlechte zum Vortheil gereichen? und hat es ſogar kein Gewicht mehr, ob die Nachwelt Ehre oder Verachtung an die Namen der Regenten knüpft? — Jeder Beytrag zur Kenntniß des noch unerforſchten Afrika iſt uns mittlerweile willkommen, ſollte er auch wenig mehr leiſten, als das Verlangen nach umſtändlicherm, mehr umfaſſenden, Nachrichten ſtärker anzufachen, und uns recht anſchaulich zu zeigen, wie gar wenig wir noch von einem ſo großen, ſo merkwürdigen, und in

unserer gegenwärtigen politischen Lage so wichtigen, Erdtheile wissen. Herr J. hat wirklich etwas mehr gethan, und seine zwölf Briefe tragen nicht nur das Gepräge der Glaubwürdigkeit, sondern verrathen auch gute naturhistorische Vorkenntnisse und einen im Beobachten nicht ungeübten Verstand. Zum erstenmal hatten sich die Dänen in die Streitigkeiten der Guineischen Strandbewohner gemischt, als der Verfasser zu Christiansburg, dem Dänischen Hauptcomtoir, ankam. Er mußte diesen Feldzug mitmachen, und bekam dadurch Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten des Negerkrieges zu beschreiben. Vom Rio Volta und dem Handel daselbst, giebt der sechste Brief eine ziemlich umständliche Beschreibung. Auch hat der Verfasser eine Excursion bis nach Fida (Whidaw der Engländer, und Juda der Franzosen), und eine zweyte landeinwärts in die Gebirgsgegend Aquapim gemacht, welche beyde, zumal die letztere, Stoff zu interessanten Bemerkungen geben. Von den Akraern, oder derjenigen Negernation, welche zunächst um Christiansburg wohnt, findet man ziemlich umständliche Nachrichten, so wie auch von der Lebensart der Europäer in jenen Gegenden, die nur den Unmäßigen gefährlich sind. Auf der Fahrt von Guinea nach der Insel St. Croix wäre der Verfasser bald ermordet worden. Einige Neger am Bord des Schiffes rebellirten; er fiel in ihre Hände, und sie hatten ihm schon einen fürch-

terlichen Schnitt mit einem Scheermesser versetzt, als sie mit dem Schießgewehr angegriffen wurden und sich in Verzweiflung über Bord stürzten. Die beyden letzten Briefe beschreiben die Dänischen Besitzungen in Westindien, ingleichen die Krabbeninsel, St. Eustathius, Guadeloupe und Martinique. Durchgehends stößt man auf neue, oder wenigstens in ihrem Zusammenhang interessante, Fakta, welche sowohl dem philosophischen Menschenforscher, als dem Naturkundiger, Arzt und Politiker, wichtig sind. In der Vorrede verspricht Hr. J. Beschreibungen von 200 neuen Pflanzengattungen, die er in Guinea gesammelt hat. — Wir können uns nicht entbrechen, ein und anderes auszuzeichnen. Alle Neger am Strande bedienen sich keiner andern Waffen, als der Feuergewehre, die sie durch den Sklavenhandel von den Europäern erhalten. Sogar die tiefer im Lande wohnenden Völkerschaften fangen an, diese Gewehre von ihren Nachbarn zu erhandeln. Ein Mannsklav gilt 160, und eine Sklavinn 128 rthlr., wenn sie ohne Gebrechen sind. Für einen fehlenden Zahn gehen schon zwey Thaler ab. Der Werth wird in mancherley Waaren bezahlt, worunter allemal Flinten und Schießpulver die Hauptartikel sind; auf diese folgt der Branntewein, den sie übermäßig gern trinken. Gold ist jetzt sehr selten, und die Neger wissen es auf mancherley Art zu verfälschen. Elephantenzähne werden nach

Gewicht, Größe und Schönheit bezahlt. Wenn ein Zahn 30 Pf. schwer ist, so gilt das Pfund dreymal so viel, als von einem Zahn unter 14 Pf. Bey Ajuga und Pottebra machen die Neger sehr viel Baysalz, welches dem Spanischen nichts nachgiebt und an alle ihre Nachbarn theuer verkauft wird. Das Gedächtniß der Neger ist vortrefflich; (der Verfasser führt davon mehrere Beyspiele an;) auch können sie den Werth der Waaren, den sie für ihre Sklaven fordern, sehr fertig berechnen, und überhaupt fehlt es ihnen nicht an Geisteskräften. Lathe, ein reicher Neger, versteht Englisch, Portugiesisch und Dänisch. Um seine weitläuftigen Geschäfte zweckmäßiger betreiben zu können, läßt er einen Sohn in England, und einen andern in Portugal, im Schreiben und Rechnen unterweisen. Wenn man ihn besucht, wird man völlig Europäisch bewirthet. Die Neger haben eine außerordentliche Zärtlichkeit zu ihren Kindern; und Hr. J. führt auch Beyspiele von kindlicher Liebe an, die wir sonst gewohnt sind, unserm weißen Geschlechte ausschließend vorzubehalten. Er behauptet auch, es sey erdichtet, daß die Negerweiber ihre Männer allein ernähren; dieses Vorurtheil entspringe daher, daß die ersten Bedürfnisse des Lebens in dem glücklichen Himmelsstriche (bezaubernd süßes Klima, nennt es der Verfasser) leicht gewonnen werden und wenig Arbeit kosten, hingegen die häuslichen Beschäftigungen der Weiber un-

unterbrochen fortgehen. Pflanzen, Bauen, Weben, Handlungsgeschäfte verrichten die Männer. Die Berg-Neger sind weniger verderbt, als die am Strande wohnenden, tragen Bärte, und sind schwärzer. Ihre Gastfreundschaft schildert der Verfasser sehr rührend, und die Gebirgsluft hält er für sehr gesund. Unter den Bemerkungen, welche die Naturhistorie betreffen, ist besonders merkwürdig, daß man a[illegible] einigen Orten die Pistia Stratiotes Linn. in großen Töpfen voll Wasser rechter Hand an der Hausthür unterhält. Der Verfasser zeigt, daß dadurch die Verdünstung des Wassers dergestalt befördert wird, daß ein Gefäß voll Wasser, welches ohne die Pflanze nur 2 Quentchen in 24 Stunden verlor, mit ihr in eben derselben Zeit anderthalb Unzen verrauchen ließ. Einen groben Irrthum nennt es der Verfasser, wenn man vorgiebt, die Vögel sängen in heißen Zonen nicht. Die Guineische Nachtigall singt das ganze Jahr hindurch so schön, wie die unsrige ein paar Monathe lang. Mit den Blättern einer Bignonia, und den Wurzeln einer Tabernae montanae färben die Neger ein überaus dauerhaftes Schönblau auf Baumwolle. In Fida sah der Verfasser hochgelbe Baumwolle, die auf Dahomet wachsen soll, deren Ausfuhr bey Lebensstrafe verboten ist, weil sie zum Gebrauche des Königs allein bestimmt ist. Lazurstein und Hyacinth werden zuweilen dort gefunden. Der wohlriechende

Talg eines unbekannten Baums, und der Biſam der Zibethkatze, die zu dem Ende in den meiſten Häuſern unterhalten wird, gehören zur Toilette der Negerinnen. Das Gebirge, eine Tagereiſe weit von Chriſtiansburg, beſteht aus grobkörnigem Granit, Gneus, und ſelten auch Fettquarz. Auch fand Hr. J. trockenen Quarz und Schiefer. Überhaupt ſcheint die Natur daſelbſt ein ganz a... s Anſehen zu gewinnen, und die Wälder enthalten eine Menge neuer Pflanzengattungen für den Botaniker.

4) Memoir of a map of the countries comprehended between the Black Sea and the Caspian, with an account of the Caucasian nations, and vocabularies of their languages. 4. London.

St. 111. S. 1115.

5) A narrative of the Expedition to Botanybay. By Watkin Tench. 8. London.

St. 117. S. 1169.

6) A journey through the Crimea to Constantinople in a series of lettres from the Right Hon. Elisabeth Lady Craven to His Serene Highneſs the Marcgrave of Brandebourgh Anspach Bareith. Written in the year 1785. 4. London.

St. 119. S. 1193.

7) Reiſe durch einige der mittlern und ſüdlichen vereinigten nordamerikaniſchen Staaten nach Oſtflorida und den Bahamainſeln, in

den Jahren 1783 und 1784. Von J. D. Schöpf. gr. 8. Zwey Bände. Erlangen, 1788. St. 120. S. 1201.

Gute Reisebeschreibungen werden immer, so lange die Erde nicht ganz und in allen ihren Theilen bis auf die geringsten Details erforscht ist, die wichtigsten Geschenke bleiben, womit ein Schriftsteller, der selbst gesehen hat, das Publicum bereichern kann. Ein besonderes Glück ist es aber, wenn Reisende mit gesunden Sinnen, richtigem Gefühl, geübter Beurtheilung, reger Aufmerksamkeit, und wissenschaftlicher Ausbildung, zu Beobachtern gleichsam ausgerüstet, von dem gemeinnützigen Triebe beseelt werden, ihre reifen Bemerkungen über wenig bekannte Länder der Welt mitzutheilen. Erst wenn man das Alte und Bekannte richtig gefaßt und in seinem weitesten Umfange durchdacht, geordnet und verbunden hat, wird das Neue fruchtbar, indem es sich sogleich in mancherley Verhältnissen an jenes anschließt. Mit der Genauigkeit, die den Nachrichten des seligen Kalm einen so ausgezeichneten Werth giebt, verbindet der Verfasser des vor uns liegenden Werkes, Hr. Hofrath und Leibarzt Schöpf, die Gabe der Beobachtung und Auswahl, ausgebreitete Kenntniß der Natur, und lebhaftes Interesse an allem, was Menschen wichtig seyn kann. Unsere Anzeigen seiner in den Jahren 1783 und 1784 unternommenen

Reisen durch einige der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staaten nach Ostflorida und den Bahama-Inseln ist länger zurück geblieben als wir wünschten. Nirgends fanden wir Nordamerika getreuer, umständlicher und sorgfältiger geschildert, als in diesem schätzbaren Tagebuche, bey dessen Reichthum an Sachkenntnissen man den rednerischen Aufputz gern entbehrt, und den einfachen, aber reinen, deutlichen Erzählungston am angemessensten findet. Sobald der Waffenstillstand zwischen England und den Colonieen geschlossen war, trat der Verfasser seine Reise an, nachdem er beynahe sieben Jahre in verschiedenen Brittischen Garnisonen an der Küste zugebracht hatte. Die mineralogischen Bemerkungen, welche einen ansehnlichen Theil dieser Reisebeschreibung ausmachen, können wir hier füglich übergehen, da es gröstentheils die Data sind, nach welchen Hr. S. sein früheres Werk, die Beyträge zur mineralogischen Kenntniß des östlichen Theils von Nordamerika und seiner Gebirge, (G. A. 1788. S. 414) entworfen hat. In Jersey werden bereits an verschiedenen Orten Eisen- und Kupfergruben bearbeitet, allein, wie es scheint, ohne gehörige bergmännische Einsicht, und bey dem Mangel an Arbeitern nicht mit Vortheil, hingegen zum großen Nachtheil der Waldungen, welche man überhaupt in jenem Welttheile zu sehr vernachlässigt. In dem Bezirke Wyoming, in der nordwestlichen Ge-

gend von Pensylvanien, findet man wieder Erze in dem sogenannten blauen Gebirge oder Kittatmey. Auch macht man daselbst, und am Potowmackfluß in Virginien, sehr guten Salpeter aus einer in großen Höhlen des Gebirges befindlichen ergiebigen Salpetererde, Theils mit, Theils ohne Zusatz von Aschenlauge. In Virginien benutzte man während des Krieges sogar eine Art Taback, die in niedrigen Gegenden wächst, auf Salpeter. Zwey Pfund der gröbern, sonst unbrauchbaren, Stengel gaben eine Unze guter Salpeterkrystallen. In Pensylvanien hat Berkscounty allein fünf Eisenhämmer und fünf hohe Oefen. Ein mächtiges Kohlenbett unter weichem Schiefer, und dieser wieder unter Sandstein, dessen Lage viele Klafter tief ist, findet man in der Gegend von Pittsburg; Kohlen sind überall in den westlichen Hügeln und Thälern am Ohio in Menge vorhanden. Dort ist auch Bley, Eisen und Kupfer in den Gebirgen, und die sogenannten Saltlicks in Kentucky werden bereits zur Salzsiederey benutzt. Die Kalkgebirge, welche sich in Pensylvanien, Maryland, Virginien u. s. f. so weit erstrecken, enthalten an vielen Orten gute Marmorlagen. In der Virginischen Grafschaft Augusta am Alleghanygebirge giebt es viele warme und kalte mineralische Quellen, und man findet dort schöne Bergkrystallen, Amethyste u. s. w; zwischen York und Williamsburg im angeschwemmten Sand und Letten eine

ungeheure Muschelbank unter einem 30 Fuß tiefen Sandbettte, welches keine einzige Muschel enthält. Mehrere Muschelbänke sieht man bis nach Jamestown, und gegen Wilmington zu. — Dadurch, daß Hr. Sch. einen Weg wählte, der zwar mit größern Beschwerlichkeiten verknüpft war, dagegen aber in das Innere des Staats von Pensylvanien führte, ist seine Reise gemeinnütziger geworden, und umfaßt einen größern Reichthum von neuen Gegenständen. Wyoming und Pittsburg sind die westlichsten Punkte seiner inländischen Excursion. Von der neuen Colonie Kentucky am Ohio, wohin er selbst nicht vorgedrungen ist, liefert er jedoch zuverlässige Nachrichten. Durch Virginien und Carolina hielt er sich mehr an der Küste, und zog durch die Handelsplätze an den großen Flüssen Potowmack, York, James, Roanoake, Yadkin, Santee u. s. w. Von Charleston (ehemals Charlestown), der Hauptstadt von Süd-Karolina, ging er zu Schiffe nach St. Augustin in Ostflorida, von da nach Providence und einigen andern Bahama-Inseln, und sodann über den Ocean nach England zurück. Von der Verfassung eines jeden Staates, welchen er auf seiner Reise berührte, liefert er einen befriedigenden Abriß; und die Hauptstädte, Philadelphia, Baltimore, Annapolis, Lancaster, Richmon, Petersburgh, Williamsburgh, Wilmington, Charleston, St. Augustin, Nassau u. s. w. beschreibt er ausführlich oder summarisch,

marisch, nach ihrer verschiedenen Wichtigkeit. Das Bild der Sitten, der Lebensart, der Gesinnungen, des Anbaues, des Handels, der Geisteskultur, der mannigfaltigen religiösen Verirrungen des Verstandes, wovon es in jenen freyen Wäldern wimmelt, erhält fast auf jeder Seite charakteristische Pinselstriche. Auf die Botanik und Zoologie, wie auf die physische Geschichte der Erde und des Menschen, richtet er überall sein Augenmerk. Nordamerika erscheint in seinen Berichten bey weitem nicht als das reitzende, wunderschöne Land, wozu es Andere gern erheben wollten. Die ganze Gegend diesseits der Gebirge ist theils schlechter, theils mittelmäßiger Boden; erst jenseits der Alleghany-Kette findet man die fetten, reichen Gefilde, welche sich gegen den Ohio hin erstrecken, und deren vegetabilische Produkte mannigfaltiger und von kräftigerm Wuchse sind, und woselbst auch die thierische Schöpfung an Gattungen und Individuen zahlreicher ist. Hier, in den entlegensten, von allem Verkehr mit der Seeküste abgeschnittenen, Ansiedelungen erblickt man den gesitteten Menschen auf dem Rückwege in einen rohern, einfachern Zustand, wie er sich dem einheimischen Wilden in eingeschränkter Sorge für das thierische Bedürfniß, in Gleichgültigkeit, Indolenz, zugleich aber auch in glücklicher Entfernung von manchen conventionellen Vorurtheilen, wieder nähert. Trägheit ist auch der

auszeichnendste Charakterzug der meisten Colonisten in Pensylvanien und Virginien; mit dem Unterschiede, daß die Einwohner des letztern Staates, unter einem wohlthätigern Himmelsstrich, und bey ungleich einträglichern Handelsprodukten, vor ihren nördlichern Nachbarn sowohl körperliche als geistige Vorzüge voraus zu haben scheinen. Sie sind meistens wohlgebildet, und haben vielen Mutterwitz; ihr Luxus ist aber auch sehr hoch gestiegen. Die höchste Cultur und die gröste Ueppigkeit herrschen in Charleston, dessen begüterte Einwohner ihre Kinder gewöhnlich in Europa erziehen lassen. Je weiter man nordwärts kommt, desto weniger hat man sich der Urbanität der Sitten zu erfreuen.

8) A dissertation on the manners, government and spirit of Africa, to which is added observations on the present application to parliament for abolishing negro - slavery in the British Westindies. By S. Hollingsworth. 4. Edinbourgh. 1788. St. 121. St. 1209.

Eine Menge Gemeinplätze in hochtrabender, unrichtiger Sprache, und eine schale Deklamation gegen die Mahomedanische Religion, fanden wir anstatt der auf dem Titel versprochenen Abhandlung über Afrika. Das Thema war reichhaltig; wie hätte man es nicht, in England zumal, aus Reisebeschreibungen, Privatnachrichten und eigener Beobachtung (der Ver-

fasser nennt sich einen Augenzeugen) bearbeiten können! Allein des Verfassers Absicht war wohl nur, seinen Bemerkungen über die Abschaffung des Sklavenhandels einen flüchtigen Aufsatz zur Einleitung voranzuschicken. Der im Englischen Volk und in seinem Parlament erwachte Eifer gegen den Negerhandel veranlaßte diese und manche andre Schrift über einen so wichtigen Gegenstand der Berathschlagung. Der Verfasser ist hier mehr in seinem Elemente. Er beschreibt die Ansiedlung des Brittischen Westindiens, und den ersten Anbau der Inseln durch die Bucaniers. Sodann kommt er auf den Zustand der Sklaven, und thut Vorschläge, wie dem Uebel abgeholfen werden könne. Zuerst will er, daß jedes Schiff, welches im Sklavenhandel gebraucht wird, eine Abgabe zahlen soll, welche sich von Jahr zu Jahr verdoppelt. Z. B. im Jahr 1790 zahlt ein Schiff unter dreyhundert Tonnen 100 Pf. Sterl., das Jahr darauf 200 Pf. Sterl. u. s. f. Desgleichen soll für jeden in Westindien verkauften Sklaven ein Zoll erhoben werden, der sich ebenfalls von Jahr zu Jahr verdoppelt, und dieses in der Absicht, die Einfuhr der Sklaven einzuschränken und endlich ganz aufhören zu lassen, indem man den Gutsbesitzern Zeit läßt, theils durch bessere Behandlung ihrer Sklaven, theils auf eine andre Art, den Anbau ihrer Plantagen ohne jene Einfuhr zu bestreiten. (An einer andern Stelle sagt er indessen selbst, daß die Produkte der Westindi-

schen Inseln bereits mit Abgaben auf das Aeußerste belegt sind; wie wird es möglich seyn, diese Produkte künftig in einem Preise zu liefern, der die auswärtige Concurrenz verträgt, wenn die Negertaxe und die Schiffstaxe noch hinzu kommen?) Der zweyte Vorschlag ist plausibel: Der Verfasser räth, anstatt der Hacke und der Neger, den Pflug und die Pferdezucht auf jenen Inseln einzuführen, und macht es ziemlich wahrscheinlich, daß Trägheit und Gleichgültigkeit bis jetzt an der Vernachlässigung dieser Methode, den Acker zu bestellen, Schuld sind. Endlich verlangt er drittens, daß nach dem Beyspiel der abgeschafften Knechtschaft der Kohlengräber in Schottland, welche erst 1776 bewirkt wurde, und nach dem Vorgange der Amerikanischen Staaten, welche ihren Negern die Freyheit ertheilt haben, in Westindien die Neger, zwar nicht auf einmal, sondern nach und nach, und, wie er es anderwärts näher bestimmt, jährlich der zwanzigste oder der vierzigste Mann, freygegeben werden sollten.

Einen ganz andern Gesichtspunkt giebt das in London gedruckte Büchlein

9) Memoirs of the reign of Bossa Ahadee, king of Dahomy etc. to which are added the author's journey to Abomey, and a short account of the African Slave-trade. By Robert Norris. London. gr. 8.

Ebend. S. 1211.

Dieser Schriftsteller spricht in einem sehr

hohen Tone von der Unverletzbarkeit des Eigenthums und von den Parlamentsakten unter Wilhelms des Dritten und Georgs des Zweyten Regierung, welche mit ausdrücklichen Worten den Afrikanischen Handel als vortheilhaft für Großbritannien und den Westindischen Inseln unentbehrlich, bezeichnen. Er beruft sich darauf, daß der Erzbischof von Canterbury, der Bischof von London und viele andere Gottesgelehrten, aus denen die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums besteht, seit einem Jahrhundert ohne Gewissensbisse von ihren W[illegible]dischen Negersklaven ihre Einkünfte zie[illegible]he [illegible]nd sie zum Nutzen und Frommen des Evangeliums verwenden. Er berechnet, daß jährlich drey Millionen Pf. Sterling an Brittischen Manufakturwaaren nach Afrika und Westindien gehen, und gegen fünf Millionen Pf. Sterling jährlich an Produkten des Negerfleißes in Westindien nach England zurückkehren; daß funfzehntausend Matrosen mit diesem Handel beschäftigt sind; daß die Aufhebung des Sklavenhandels jene Ausfuhr vernichten, folglich die Staatseinkünfte um anderthalb Mill. Pf. Sterl. vermindern, und die Westindier außer Stand setzen würde, ihre ungeheuren Schulden an die Englischen Kaufleute zu bezahlen, u. s. f. Er läugnet, daß die Mortalität, sowohl unter den Matrosen, als unter den Negern, auf den Schiffen so groß sey, als man sie angegeben; versichert, die Neger würden auf den Schiffen

gut behandelt und genössen gesunde Speisen; man wisse nur Ein Beyspiel in vierzig Jahren, daß die Sklavenhändler einen Neger unrechtmäßiger Weise fortgeschleppt hätten; sie erhandelten sie ja um Geld oder Geldeswerth, (also mehr fordert die Gewissenhaftigkeit des Verfassers nicht!) retteten ihnen dadurch das Leben, und entrissen sie den Qualen, die man in Guinea an ihnen ausübte; die Europäer thäten alles, um die Negerkriege, die ihrem Handel nur Nachtheil brächten, zu verhüten, und die Gutsbesitzer verständen ihren eigenen Vortheil hinlänglich, um ihre Sklaven gut zu halten. Diese hätten alles voll auf, verkauften noch von ihrem Ueberfluß, wären sogar mit schönen Kleidern und Meubles besser versehen, als man wohl glauben möchte; die Kranken würden verpflegt, die Alten von der Arbeit befreyet; kurz, wie man es bey ihm liest, wäre der Zustand mancher Europäischen Bauern beklagenswerther, als der Zustand des Westindischen Negers; nur seine eigene Faulheit oder Bosheit sey dort, wie überall, die Quelle der Armuth und des Elendes. Es ist in der That eine sehr niederschlagende Bemerkung, die aber in der Geschichte der Menschheit nur zu sicher gegründet ist, daß, so einleuchtend und unumstößlich die Propositionen der allgemeinen Sittenlehre, des Naturrechts und der Menschenliebe in thesi immer seyn mögen, ihre Ausübung dennoch sehr oft mit unüberwindlichen Schwierigkeiten

verknüpft ist, und man bey dem unendlich Kleinen, was in der Welt Gutes geschieht, unwillkührlich auf den Gedanken zurück kommen muß, daß die Zwecke der Natur, die sich aus so bestimmten Intensionen und Verhältnissen unserer Geisteskräfte unter einander folgern lassen, wichtiger seyn müssen, als selbst die Erhaltung jenes Gleichgewichts, welches nach Anleitung unserer Theorie zwischen den Rechten aller einzelnen Menschen Statt finden sollte. Je umfassender unsre Erkenntniß wird, desto mehr scheint alles uns von dem Vorhaben abzuschrecken, dem langsamen Gange der Natur voraneilen zu wollen, indem das Gute, welches auf einer Seite durch Neuerungen bewirkt werden kann, von der andern nur gar zu leicht zerrüttende Folgen nach sich zieht. Die Abschaffung des Negerhandels und die Freysprechung der Sklaven in Westindien, welche den Gefühlen der Menschlichkeit, den Vorschriften einer milden, liebeathmenden, Religion, und sogar den Grundsätzen eines weisern Eigennutzes so angemessen scheinen, sind gleichwohl so gefährliche Unternehmungen, daß vielleicht die Wohlfahrt Englands davon abhängt, und, wenn sie plötzlich, ohne Einschränkung, wie es die Theorie und neulich sogar ein Parlamentsglied im Anfall der moralisch-politischen Schwärmerey verlangte, ins Werk gestellt würden, der blühendste Staat einen tödtlichen Stoß davon tragen könnte, ohne daß die Glück-

seligkeit der Freygelassenen selbst dabey gewönne. Der Geschäftsmann ist daher nicht bloß zu entschuldigen, sondern vielleicht vor andern ehrwürdig, wenn er auf seinem hohen überschauenden Standpunkte, über alles einseitige Gewäsch der Theoretiker hinweg, ruhig zusieht, wie sich das große Rad des Schicksals wälzt, und Bedenken trägt, vermessen hineingreifen zu wollen! Die Geschichte des Königreichs Dahomy in Guinea setzt Hr. N. gut aus einander, und sein Werk ist gleichsam als Fortsetzung von Snellgrave und Atkins anzusehen, deren Fehler er hin und wieder verbessert. Sowohl der Eroberer, welcher dieses Königreich seinen Nachbarn furchtbar machte, als seine Nachfolger, begehen die unerhörtesten Grausamkeiten, und scheinen weder Gesetze zu fürchten, noch irgend ein Gefühl im Busen zu tragen, welches die Stelle des Gesetzes verträte. Die Reise des Verfassers von der Küste, nach Abomey, der Residenz des Königs, enthält einige Bemerkungen über das Klima, die Sitten und die Lebensart in jenem Welttheil. Unter andern zeichnet sich die Nachricht vom Harmattan aus, worin Hr. N. gegen Dr. Lind versichert, daß die Luft dabey der Gesundheit äußerst zuträglich sey, wenn gleich das Gefühl der Austrocknung den Europäern, und das Gefühl der Kälte den Negern unangenehm seyn müsse. Eine Auflösung des Weinsteinsalzes in Wasser wurde, bey Nacht sogar, während des Harmattans

in wenigen Stunden völlig trocken. Die Atmoſphäre iſt dabey mit einem Nebel oder Höherauch belaſtet, durch den man kaum die gröſsern Sterne, und die Sonne erſt gegen Mittag, roth und ohne Strahlen, ſieht. Alle Epidemieen hören auf, ſobald dieſer Wind wehet; ſelbſt Kranke, mit Blattern, Ruhr, hitzigen und Wechſelfiebern Behaftete, werden ſchnell geſund. Alte Geſchwüre und Ausſchläge heilen in kurzer Zeit mit Hülfe dieſes Windes.

10) Histoire du naufrage et de la captivité de Mr. de Brisson, Officier de l'administration des Colonies. 8. Genève et Paris. 1789. St. 125. S. 1251.

11) Aërostat dirigeable à la volonté, par Mr. le Baron Scott, Cap. de dragons etc. Paris. gr. 8. St. 143. S. 1439.

12) G. Forſters kleine Schriften. Erſter Theil. Leipzig. St. 144. S. 1441.

13) Voyage au pays de Bambouc, suivi d'observations interessantes sur les castes indiennes, sur la Hollande et sur l'Angleterre. Bruxelles et Paris. gr. 8. St. 146. St. 1463.

14) Voyage en Barbarie. gr. 8. 2 Voll. (par Mr. l'Abbé Poiret.) Paris. St. 156. S. 1561.

15) A narrative of four journeys into the country of the Hottentots and Caffraria, in the years 1777. 78. and 79. By Lieu-

tenant William Paterson. London, gr. 4. St. 159. S. 1593.

16) A tour through Sweden, Swedish Lapland. Finland and Denmark etc. By Matthew Consett. Esq. London. gr. 4. St. 163. S. 1633.

Durch Einmischung der persönlichen Verhältnisse des Beobachters gewinnen Reisenachrichten ein Interesse für den Leser, welches die trockenen Topographieen nie erwecken können, weil man nur alsdann recht lebhaft Theil zu nehmen pflegt, wenn man durch die Erzählung bewogen wird, sich an die Stelle des Erzählers zu versetzen, und dieses nicht leicht geschehen kann, sobald nur Resultate aufgezeichnet, und die Umstände hinweggelassen werden, unter denen man diese und jene Bemerkung machte. So behält der Leser zugleich mehr Freyheit, über den Werth der Beobachtung und die daraus zu nehmenden Folgerungen sein eignes Urtheil zu fällen. Wahr ist es, daß auf diese Art die Reisebeschreibungen sich unendlich vervielfältigen können, weil jeder seine eignen Vorkenntnisse, die Bestimmung seines Gefühls, seine eigene Art zu sehen, mit sich bringt, und in demselben Lande immer wieder andere Gegenstände, als seine Vorgänger, oder auch dieselben unter verschiedenen Verhältnissen und von mehrern Seiten, zu sehen bekommt. Diesem Uebel, wenn es eins ist, wissen wir keinen Rath: denn eine ausschließende normalische An-

sicht des Erdkreises ist eine Beleidigung des Verstandes; wir erinnerten vielmehr schon bey einer andern Gelegenheit, daß die verschiedenste Behandlungsart in Werken dieses Faches Statt finden und ihr Verdienst haben könne, ohne daß eine die andre entbehrlich mache, oder ihr nur Abbruch thun dürfe. Die Pilgerfahrten ins gelobte Land, die Schwedischen Reisen Linné's, Haselquist's, Kalms, Osbecks, Björnstahls, Sparrmanns und Thunbergs; die Deutschen eines Volkmann, Gerken, Sander, Nicolai, Bernoulli; die Weltumschiffungen und Seereisen der neuern Zeit; die Englischen und anglisirenden Sittengemälde im Geschmack von Brydone, Coxe, Moore, Risbeck, und so manchen Andern, die man nennen könnte: sind eben so viele Klassen, deren jede ihren eigenthümlichen Charakter, und ohne Zweifel auch jede ihr Gutes hat. Bey Ländern unsers Welttheils, wovon man uns schon mit dem frühesten Unterricht einige Kenntniß beyzubringen pflegt, ist es lehrreich und unterhaltend zugleich, zu sehen, welchen Eindruck sie auf Reisende von verschiedenen Nationen und Ständen machen, und was dort vorzüglich eines jeden Aufmerksamkeit beschäftigt; so gewinnt man wenigstens an individueller Menschenkenntniß, wo man auf die erwartete Belehrung über die bereiseten Gegenden Verzicht thun muß. Die vor uns liegenden Briefe hatten für uns dieses Verdienst, indem sowohl Inhalt als Vortrag uns volle Muße

schenkten, den Englischen Landjunker zu beschauen, der zum erstenmal über See in ein fremdes Land auf Abentheuer zieht. Alles, was nicht Englisch ist, das Essen, die Munterkeit am Sonntag, das Händeküssen bey dem Frauenzimmer, die Ungezwungenheit im Umgange mit verheiratheten Frauen, fällt ihm auf, und verliert auch wohl bey der Vergleichung, die er anstellt; vieles, was er auf seiner Insel, nur nicht etwa in seinem Jagdreviere, hätte finden können, ist ihm unerhört. Z. B. den Auerhahn, Birkhahn und das Schneehuhn, die in Schottland zu Hause sind, beschreibt er weitläuftig unter ihren Schwedischen Benennungen, und liefert ziemlich schlechte Abbildungen davon. Am ausführlichsten ist er bey der Beschreibung von den Lappländern. Sir Henry George Liddell, auf dessen Kosten die Reise unternommen ward, und der selbst von der Partie war, ließ zwey junge Lappländische Mädchen nach England reisen, behielt sie eine Zeitlang auf seinem Landgute, und entließ sie dann wieder mit Geschenken, um in ihrem Vaterlande etwas von den Herrlichkeiten, die sie in England gesehen, erzählen zu können. Ihr Bildniß nach sehr verjüngtem Maaßstabe, und gleichsam auf der Landschaft verloren, ziert die Beschreibung; und sowohl dieses Kupfer, als die bereits erwähnten von den Vögeln, nebst einer Abbildung des Rennthiers, einer Aussicht zu Tornea, einer in Upsala, und einem Holzschnitte, welcher den

Lapländiſchen Schlitten vorſtellt, verdankt man der Freygebigkeit des eben genannten Baronets. Mit welcher Flüchtigkeit der Verfaſſer über die Gegenſtände hinwegeilt, läßt ſich aus der Seitenzahl ſchon abnehmen; allein auch von dieſer Rechnung geht noch vieles ab, was nehmlich mit Stellen aus Milton, Thomſon, dem Spectator, Goldſmith u. ſ. w. ausgefüllt iſt. Bey dieſem allen iſt dies Werkchen nicht ganz leer an Bemerkungen. Der Verfaſſer hat Sinn für die Schönheiten der Natur, und weiß ſie auch in jenen rauhen Polargegenden hervorzuſuchen; und unter der Menge von trivialen Anzeichnungen findet ſich hier und dort eine, die man noch benutzen kann.

17) Observations and réflexions made in the course of a journey through France, Italy and Germany; by Hester Lynch Piozzi. London, 2 Voll. St. 171. S. 1718.

18) Description de la Nigritie, par Mr. P. D. P. Amsterdam et Paris. gr. 8.

19) The Indian Vocabulary. 8. London. St. 174. S. 1752.

20) und 21) A narrative of the transactions in Bengal, during the soobahdaries of Azeem us khan, Jafferkhan, Shujakhan, Sirafraz khan and Alyvirdykhan. 8. — Memoirs of Khojeh Addul kurreem. 8. Calcutta, 1788.

St. 180. S. 1804. u. 1805.

22 und 23) Observations relative chiefly to pittoresque beauty, made in the year 1776 on several parts of Great-Britain, particularly the Highlands of Scotland. (by Gilpins.) — Observations on the river Wye and several parts of South-Wales, relative chiefly to pittoresque beauty, made in the summer of the year 1770. London. 8.

St. 182. S. 1717. 1719.

24) A voyage round the world, but more particularly to the northwest coast of America, performed in 1785 — 1788, in the King George and Queen Charlotte, captains Portlock and Dixon. By Captain Nathaniel Portlock. 4. London.

St. 191. S. 1913.

25) A narative of the military operations on the Coromandel coast, against the combined forces of the French, Dutch and Hyder Ally Cawn, from the year 1780 to the peace in 1784; in a series of letters, etc. by Inres Munro, Esquire. 4. London. St. 195. S. 1953.

26) Neuere Geschichte der See- und Landreisen. Erster Band. Nachrichten von den Pelew-Inseln. gr. 8. Hamburg.

Ebend. S. 1959.

27) Travels through the interior parts of America, in a series of letters, by an

Officer (Thomas Anburey). 8. 2 Voll. London. St. 196. S. 1967.

Jahrgang 1790.

1) The Voyage of Governor Phillip to Botany-Bay, with an account of the colonies of Port Jackson and Norfolk-Island, compiled from authentic papers. To which are added the journals of Lieuts. Shortland, Watts, Ball and Capt. Marſhall. 4. London, 1789.

St. 32. S. 315.

2) Journal of the passage from India, by a route partly unfrequented, through Mesopotamia, Armenia and Natolia or Asia minor etc. by Thomas Howel, M. D. gr. 8. London. St. 39. S. 391.

3) Gedanken über die Entſtehung der Baltiſchen Länder u. ſ. w. von J. H. L. Meierotto. 8. Berlin. St. 50. S. 509.

Es iſt oft Gewinn für die Wiſſenſchaft, wenn der Scharfſinn und die Beurtheilungskraft des Denkers den gebahnten Pfad der Methode verläßt, um in einem Fache, wo dem nach ſeinem Syſtem gebildeten Gelehrten vermeinte Grundwahrheiten den Weg zu Entdekkungen verſchließen, eine neue, eigenthümliche Bahn zu brechen. Der verdienſtvolle Verfaſſer dieſer, vor der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin gehaltenen, Vorleſung zählt die Bekanntſchaft mit den Hypotheſen Anderer über die Umbildungen der Erde, zu den Vergnügun-

gen, die er sich bis jetzt noch vorbehalten müsse; und ohne selbst über die Veränderungen des ganzen Planeten urtheilen zu wollen, liefert er seine Bemerkungen über einen kleinen Bezirk, das Thal der Oder, von ihrem Ursprung an, bis hinab in die Sand- und Meerebenen am Strande der Ostsee. Alles Wasser, welches sich jetzt in diesem Behälter befindet, könne wohl, meint der Verfasser, einst als Eis auf den ehemals weit höhern Berggipfeln gestanden haben. Steile Gebirgskerne ragten aus der dürren, allmählig abschüssigen, Tiefe herauf. Mit der Zeit schmolz etwas vom Rande des Eisbergs; die Sonne, der Nebel, die herabrieselnden Bäche, verwitterten den Fels; er zerklüftete sich, die Wasser rissen Theilchen mit sich fort und bahnten sich ihren Weg. Es entstanden Landseen auf den Berggipfeln; ihre Gewässer stiegen immer mehr an, bis sie endlich überströmten, oder an schwächern Stellen durchbrachen, und niedriger liegende Thäler überschwemmten. Aus den zerriebenen Gebirgstheilchen setzten sich neue Schichten an, bis auch der zweyte Gebirgskranz riß und die Wassermasse den tiefsten Kessel des Thals füllte. Zu diesen Operationen brauchte die Natur vielleicht mehrere Jahrtausende; denn alle Geschiebe, welche das Oderthal bis an die Ostsee füllen, zeugen deutlich von einer sehr langsamen Entstehung durch unmerkliches Abreiben. Es konnten mittlerweile ganze Generationen von Seethieren,

thieren, Polypen und Corallgewürmen in einzelnen Seen die Periode ihres Daseyns absolviren, und ihre hinabgeschwemmten Trümmer sich den Schichten späterer Bildung einverleiben; Granitmassen konnten zermalmt, und zu Sand zerrieben werden, der jetzt Strecken von ungeheurem Umfange deckt. Die Phänomene der Natur in der Gegend, die der Verfasser beschreibt, sind, seines Erachtens, der Meinung nicht günstig, welche die Geschiebe und den Sand auf der Stelle, wo man sie findet, entstehen läßt. Seine Vorstellungsart hingegen bestätigt sich an allem, was Herodot vom Entstehen des Thessalischen Thals erzählt, stimmt überein mit der von Wallis beschriebenen jetzigen Beschaffenheit des Feuerlandes, und ist noch anwendbar auf die Lapländischen Alpen. Die Trümmer, welche unser Continent decken, haben auf den höchsten Gebirgen Raum genug gehabt; und das Wasser, welches sich in der Ostsee sammelt, nebst dem, welches noch auf den höchsten Gebirgen um sie her und auf den Ebenen steht oder läuft, kann ebenfalls auf jener höchsten Höhe gestanden haben. Hierüber giebt eine am Ende angehängte Anmerkung muthmaßliche Aufschlüsse. Man muß die Ausführung dieser Sätze, die wir hier nur unvollkommen ausheben, bey dem Verfasser selbst lesen und sich zugleich den lauteren Genuß verschaffen, den die Ausschmückung eines an sich ernsthaften Gegenstandes durch eine bey den

Alten genährte Phantasie und eine geschmackvolle Behandlung unserer Sprache sicher gewährt. Uns fallen zwar bey dieser neuen Theorie einige Schwierigkeiten ein, unter denen die Entstehung der organisirten Körper auf einem lediglich aus zermalmten Steintheilchen gebildeten Boden keine der kleinsten ist. Auch scheint es uns schwer, die Bildung mancher Mineralien zu erklären, indem hier frisches Wasser an die Stelle eines mit Salz- und vielleicht manchen andern auflösbaren Theilchen geschwängerten Meeres tritt. Allein wir fühlen, daß Einwendungen dieser Art eine jede erdenkliche Geogenie treffen müssen: denn jede ist haltbar, bis auf den Punkt, wo sie das Unbegreifliche berührt; es liegt aber in der Natur der Sache, daß keine diesen Punkt umgehen kann. Ihr Verdienst besteht daher auch eben in der neuen Ansicht, die sie uns gewähren; denn, wie der Verfasser richtig bemerkt, die Verschiedenheit der Einbildungskraft giebt eben so viele Gesichtspunkte, und eben so viele Entwürfe, als Menschen sind, die sich mit einem solchen Gegenstande beschäftigen mögen. Wir müssen nur nicht vergessen, daß es uns gleich unmöglich ist, einen Anfang der Welt, oder ihre Ewigkeit zu begreifen, und daß wir die Vermählung der Form mit der Materie nicht ergrübeln werden, wir mögen äonenlange, oder nur siebentausendjährige Revolutionen annehmen. Zur Erklärung irgend eines Entstehens reichen unsere

Kräfte nicht hin. Ob eine Milbe sich allmählich bilde, oder aus einer Reihe präformirter Keime sich entwickele, so ist jene Bildung und diese Präformation so wenig innerhalb der Gränzen unsers Verstandes, als die Hervorbringung des Sinnenalls aus Nichts. Wenn wir uns also gezwungen sehen, solche theils immer feiner zerschnittene, theils immer mehr concrescirende Maaße zu ersinnen, je weiter die Gränzen der extensiven Erkenntniß von uns zurückweichen; wenn wir Mikroskope und Mikrometer bedürfen, um eine Theilbarkeit der Materie zu unterscheiden, die vor unserm Auge verschwindet; Tertienuhren, um die Elemente eines Augenblickes zu zählen; oder wenn wir, um die gegenseitige Entfernung der Tausende von Sonnenheeren auszudrücken, die Herschel mit seinem Seherohr entdeckt hat, den Diameter einer Milchstraße zur Meßruthe nehmen müssen, und um die Folge der Epochen zu bezeichnen, von deren Daseyn die Trümmer der Erdrinde unsern Geologen Zeugniß zu geben scheinen, Zeitabschnitte von Jahrtausenden zu unbedeutend finden: so müssen wir uns nur von Zeit zu Zeit erinnern, daß wir nothwendig einen wachen Traum fortträumen; und dieses Orientiren, wenn der Ausdruck uns vergönnt ist, muß doch dem Menschen leichter seyn, als man nach der Anhänglichkeit der Gelehrten an ihre Systeme vermuthen sollte, weil eben diese Systeme, wenn sie die Bildung der Erde betreffen, wie Hr.

M. sehr wahr bemerkt, sogar keine Theilnahme erwecken. Kein Wunder! Die Linien des Objektivsinnlichen lassen sich ins Unendliche verlängern; aber so bald wir damit über die Gränzen unserer subjektiven Sinnlichkeit hinaus getreten sind, wird das Ungeheure offenbar. Es verhält sich damit, um uns eines Gleichnisses zu bedienen, wie mit Mercators geradliniger Kartenprojection: in der Gegend des Aequators fallen die Grade mit den wahren Umrissen zusammen; aber wie die Grade wachsen, so entfernen sie sich von sinnlicher Wahrheit, und es ist unmöglich, mit Parallellinien je den Pol darzustellen. Schon die Wahrscheinlichkeit der ältern Geschichte wird durch diese Projection des menschlichen Wissens afficirt, und jenseits des Punktes der Menschenschöpfung, wie mag sich da das Verhältniß der Vorstellung zur Wirklichkeit nur errathen lassen? Verhältniß ist indessen gewiß in jeder Absicht, die auf den Bedingungen der Sinnlichkeit beruhet, und wir sind nun einmal so gestellt, daß wir durch die Vervielfältigung der Gesichtspunkte uns zu ersetzen suchen müssen, was uns an reeller Erkenntniß abgeht. Daher haben die Untersuchungen dieser Art jederzeit so viel Anziehendes für den denkenden, emporstrebenden, umfassenden Geist. Reich an Ideen der Anschauung, schafft er sich Vorstellungen des Vergangenen aus dem Gegenwärtigen; dies ist seine Initiation in die Geheimnisse der Schöpfung.

4) Elogio d'Amerigo Vespucci. Fiorenza, 1786. St. 51. S. 515.

Das Elogio d'Amerigo Vespucci des P. Stanislaus Canovai, welches von der Akademie zu Cortona gekrönt worden, ist, nebst einer Dissertazione giustificativa di questo celebre navigatore, auf 80 Seiten in klein Quart noch im Jahre 1786 gedruckt erschienen. Die Preisfrage hatte der Graf von Dürfort, Französischer Gesandter am Toskanischen Hofe, aufgegeben, und den Preis von 100 Scudi aus eigenen Mitteln bestimmt. Die Lobschrift auf Vespucci füllt nur 36 Seiten, und ist in einem nicht bloß rednerischen, sondern bisweilen ans Schwülstige gränzenden, Styl geschrieben; jedoch philosophirt der Verfasser darin mit vieler Freymüthigkeit über den Werth der Entdeckung von Amerika, über Eroberer, Tyrannen, große Männer u. s. f. oder vielmehr er wiederholt in seiner Sprache, was die Französischen Schriftsteller seit einiger Zeit so laut und kühn in der ihrigen sagen. Vor allem bemühet er sich, seinen Helden gegen die Verkleinerer seines Ruhms zu schützen; und da er in der Lobschrift auf die Thatsachen sowohl, als auf Streitpunkte, nur anspielen konnte, um nicht aus seinem poetischen Schwunge zu kommen, so läßt er die Abhandlung folgen, worin er die acht Fragen besonders erörtert: 1) Ob Amerigo Vespucci vor 1497 schon gereist sey? 2) ob seine Absich-

ten bey dieſen Unternehmungen bloß kaufmänniſch waren? 3) ob er der Anführer der Flotten geweſen ſey, womit er das feſte Land von Amerika die beyden erſtenmale beſuchte? 4) ob Columbus die Reiſen von Veſpucci habe verhindern können? 5) ob Veſpucci der erſte Entdecker des feſten Landes ſey? 6) ob dieſe Entdeckung etwas ſo Leichtes geweſen ſey, nachdem die Inſeln bereits aufgefunden waren? 7) ob man ihm die Entdeckung von Braſilien zu verdanken habe? 8) ob er es ſelbſt geweſen ſey, der dem neuen Continent ſeinen Namen gegeben? Alle dieſe Fragen werden zu Gunſten des Amerigo Veſpucci entſchieden, hauptſächlich zur Widerlegung des Tiraboſchi, der in ſeiner Storia della Litteratura d'Italia alles geſammelt hatte, was man ſonſt gegen dieſen Entdecker aufgezeichnet findet. Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß man gegen Veſpucci zu weit gegangen iſt, um gegen Columbus gerecht zu ſeyn. Jener war ſicherlich einer der größten Seemänner ſeiner Zeit, und hatte zugleich einen ſeltenen Grad von Ausbildung erreicht; allein ſo ſehr ſich auch der P. Canovai ſträubt, ſo unleugbar bleibt es doch, daß die Entdeckung der Lukayen der erſte Schritt zur Entdeckung des feſten Landes war, um ſo mehr, da er es ſelbſt beſtätigt, daß Veſpucci ſich auf der Flotte des Columbus befand, als dieſer jene wichtige Entdeckung machte. Der Verfaſſer ſucht alles hervor, um darzuthun, daß

die Entdeckung des festen Landes, selbst nach der Auffindung der Westindischen Inseln, ein großes effort du génie gewesen sey, und erinnert an den Ruhm, den Newton sich durch die Analysis des Unendlichen erwarb, obgleich Wallis, Brunker und Fermat, ja selbst Archimedes, schon nahe daran gestreift hätten. Wenn er aber gleich darauf seinen Helden zum Entdecker der ächten Methode, die astronomische Länge zur See zu beobachten, erhebt, so muß man lächeln, wie dieselben Verhältnisse jetzt aufhören, für ihn dieselben zu seyn, sobald daraus ein Lob mehr für den Mann bereitet werden kann, der nun einmal der Gegenstand seiner Bewunderung seyn sollte. Die Alphonsinischen Tafeln und die Instrumente des funfzehnten Jahrhunderts gaben einer Beobachtung des Abstandes zwischen dem Mond und den Sternen gewiß weniger Zuverlässigkeit, als eine sorgfältige Berechnung des zurückgelegten Weges nach dem Schiffstagebuche damals haben konnte; — und nun gar so etwas mit der Längenbestimmung zu vergleichen, die man jetzt mit Beyhülfe der Mayerischen und Shepherdischen Tafeln und des Hadleyischen Sextanten entwerfen kann! Den Spanischen Geschichtschreiber Herrera würdigt der Verfasser tief hinab, und, wie uns dünkt, nicht ohne Grund. Unersetzlicher Verlust ist es, daß Vespucci's eigene ausführliche Relation seiner verschiedenen Reisen verschwunden ist, und bloß seine

Privatbriefe an Lorenzo von Medicis übrig geblieben ſind. Daß er ſelbſt weit davon entfernt geweſen, das ganze feſte Land im Weſten nach ſeinem Namen zu benennen, beweiſet der Verfaſſer unwiderſprechlich; denn der Name America iſt erſt nach Veſpucci's Tode aufgekommen, und ward auch alsdann erſt dem von ihm entdeckten Braſilien zugeeignet, bis man ihn allmählich über das Ganze ausdehnte.

5) Voyage de Monsieur le Vaillant dans l'intérieur de l'Afrique, par le Cap de bonne espérance, dans les années 1780 — 85. 8. 2 voll. Paris. St. 54. S. 537.

Dies iſt wieder eins von den Produkten des Auslandes, bey denen man wünſchen möchte, daß der Sinn für dasjenige, was die Form eines guten Buches ausmacht, dieſer Sinn, der vorzüglich in Frankreich ſo allgemein iſt, ſich doch einer gewiſſen zahlreichen Klaſſe von einheimiſchen Schriftſtellern einimpfen ließe. Wenn man dieſe Reiſebeſchreibung einmal in die Hand genommen hat, kann man ſie nicht ungeleſen wieder weglegen; und indem man lieſt, läuft der Faden der Erzählung ſo ohne allen Anſtoß, ohne alle Unebenheiten fort, daß die Vorſtellung eines unzertrennlichen, gleichſam beſeelten, Ganzen dem Leſer von Anfang bis zu Ende gegenwärtig bleibt; da hingegen die Werke des geſchmackloſen Fleißes von dieſem ſchöpferiſchen Gepräge nicht die geringſte Spur verrathen, ſondern todte Zuſammenſetzungen ſind, deren

Fugen oft bis zum Uebelstand ins Auge fallen, und deren einzelne Theile man nach Gutdünken ausheben kann, ohne den Verlust bemerklich zu machen. Erzwingen läßt sich freylich auch vom Schriftsteller nicht die ästhetische Vollkommenheit; sie muß, wie alles Schöne, aus der innern Energie des Geistes hervorgehen, und zum Ideenreichthum muß sich ein enthusiastischer Mittheilungstrieb gesellen. Diese künstlerische Spontaneität, die dem Mannigfaltigen Einheit giebt, ist aber seltner, als eine gewisse passive Empfänglichkeit; folglich sind die gelehrten Compilatoren und Copisten häufiger, als geistreiche Schriftsteller und Künstler von Genie. Trennen ist leichter, als vereinigen; aber das letztere gewährt bey weitem den höhern Genuß, zumal dem Zuschauer, der nicht selbst handelt, sondern nur auf das Werk eines Andern hinblickt. Wahr ist es, die Assimilation, welche wir hier voraussetzen, kann leicht so weit gehen, daß man die ursprüngliche Beschaffenheit der einzelnen Bestandtheile nicht mehr erkennt; allein auch hier giebt es einen Mittelweg diesseits der Täuschung, den der Mann von einfachem, unbefangenem Gefühl am ersten einzuschlagen weiß. So erklären wir uns wenigstens die Theilnahme, die ein junger Mann für sich und seine Beobachtungen erweckt, der, in den Wäldern von Surinam geboren und erzogen, seine Jugendjahre mit den Uebungen des Jägers und des durchaus nur praktischen Naturforschers

zubrachte, und bey diesen Beschäftigungen von einer unwiderstehlichen Begierde, den Menschen und die Schöpfung in ihrem ungekünstelten Zustande zu betrachten, ergriffen ward. Wenn wir uns bis hieher bey der Einkleidung aufgehalten haben, so ist es nicht, weil der Stoff etwa minder wichtig oder belehrend wäre. Wie vieles uns, nach allem, was wir über das südliche Afrika besitzen, dorther noch zu wünschen übrig bleibt, und was der Beobachtungsgeist, von einem gewissen Kraftmaaße begleitet, noch leisten könne, ist jedem Sachkundigen offenbar. Der Verfasser ist zwar weit davon entfernt, seinen Gegenstand erschöpft zu haben; allein er gewährt uns zuverlässig eine Menge neuer Ansichten. Er versinnlicht uns alles ungleich lebhafter, als seine Vorgänger; und seine Methode, sich in allen Stücken den uranfänglichen Eingebornen des Landes zu nähern und zu ihrer dem Klima angemessenen Lebensart zu bequemen, die auf die Festigkeit seines Charakters schließen läßt, mußte ihn in Stand setzen, unzählige engere Verhältnisse richtiger und vollständiger, als bis dahin geschehen war, aufzufassen. Ihm verzeiht man es daher, daß auch er sich von dem Fanatismus für die Ungebundenheit des Wilden hinreißen läßt, womit ein berühmter Sophist sein Zeitalter angesteckt, und jetzt beynah ein ganzes Volk zu unsinnigen *levellers* umgeschaffen hat; denn er stieg hinab in die unterste Classe des Menschengeschlechts, und ge-

noß bey Kaffern und Hottentotten das einfache Glück, welches der inconsequente Theorist dem Wilden andichtete, ohne selbst davon kosten zu mögen. Es fehlte aber auch nicht viel, so wäre es des Verfassers Schicksal gewesen, die Lebensart dieser Nomaden aus Noth zur seinigen zu machen, weil wenige Tage nach seiner Ankunft am Cap das Schiff, auf welchem alle seine Geräthschaften und Zurüstungen zur Reise ins Innere befindlich waren, in die Luft flog, und die großmüthige Freundschaft des Fiskals, Herrn Boers, ihm den Verlust in so weit ersetzte, daß er seinen Endzweck als Naturforscher nicht verfehlte. Um denselben desto sicherer zu erreichen, vermied er sorgfältig den Aufenthalt bey den Holländischen Colonisten im Innern des Landes, und wählte sich lauter Hottentotten zu Begleitern, mit gänzlicher Ausschließung aller Europäischen, oder weißen Gesellschafter. Jene Pflanzer, zumal diejenigen, die entfernt von der Capstadt am Sonntagsfluß und im Kambabo wohnen, schildert er nicht zu ihrem Vortheil; und ihren unzuverlässigen Berichten schreibt er die Uebertreibungen und Irrthümer zu, die er von Zeit zu Zeit in den Tagebüchern seiner Vorgänger zu tadeln findet. Noch gehässiger, und, wir fürchten, nur zu sehr gegründet, sind die Beschuldigungen von fühlloser Grausamkeit und Ungerechtigkeit, welche diese bösartigen Menschen gegen die unabhängigen Stämme der Kaffern ausüben, die, nach

unsers Verfassers Erfahrung, wie die Hottentotten, zu den harmlosesten Hirtenvölkern des Erdenrunds gehören. Für die Unterredungen mit diesen Ansiedlern, die Sparrmann öfters in seiner Reisebeschreibung mittheilt, entschädigt uns Hr. le Vaillant durch manche Schilderung seiner Abentheuer bey Tag und bey Nacht, seiner Jagden und Lebensgefahren, seinen Freuden im Kreise des Trupps von Hottentotten, die sein Zugvieh und seine Heerde hüteten; denn um die großen Wildnisse durchstreifen zu können, ohne Hungersnoth befürchten zu müssen, bot sich ihm das natürliche Mittel dar, mit einer großen Heerde von Schafen, Ziegen, Kälbern und Rindern, wie die Eingebornen des Landes, von einem Orte zum andern zu ziehen. Die kleinen charakteristischen Züge, womit er seine Erzählung ausschmückt, kürzen den Weg durch die Wüste, und das glückliche Talent des Verfassers, sich in jede Lage zu finden, sich aus jedem Ereignisse einen Genuß zu bereiten und selbst im Umgange mit seinen Thieren einigen Ersatz für die Abwesenheit derer, die seinem Herzen näher waren, auszumitteln, erhält die Aufmerksamkeit in steter Spannung, und belohnt sie durch lauter heitre Bilder. Ein Pavian, den er mitgenommen hatte, kostete die Wurzeln und Früchte, wovon man sich hernach ohne Gefahr nähren durfte, oder er entdeckte sie auch wohl zuerst; und der Hahn, der auf seinem Wagen reisete,

war bestimmt, ihm die Tageszeiten anzudeuten, auf den Fall, daß seine Uhr unbrauchbar geworden wäre. Die Geschichte dieses Pavians ist zugleich ein lesenswerther Beytrag zu dem Kapitel von der Perfektibilität der Thiere, welches die Naturkundiger bisher nur oberflächlich berührten; und seine Beschreibung des Abends, an welchem er zum erstenmal das Kästchen mit den Maultrommeln öffnete, und alle seine Hottentotten mit diesen Wunderdingen beschenkte, liefert mehr als einen Strich zum Gemälde des menschlichen Herzens. Sein Aufenthalt bey einer Horde von Gonaquas ist der wichtigste Theil seiner ersten Reise, und gab ihm Gelegenheit, diesen Stamm von unabhängigen Hottentotten umständlich zu beschreiben. Die kleine Episode seiner Herzensangelegenheit mit der jungen Narina ist mit so leichter Hand ausgeführt, und athmet eine so naive Unschuld, daß man auch für den etwanigen dichterischen Schleyer, wenn anders Verschönerung hier Statt findet, dem Verfasser Dank wissen muß. Die Gonaquas machen, nach dem Urtheile des Verfassers, den Uebergang vom Kaffer zum eigentlichen so genannten Hottentotten, und haben nicht mehr das ungewöhnlich spitzige Kinn, welches die letztern auszeichnet; auch in ihren Sitten äußert sich die Verwandtschaft mit den Kaffern. Er spricht sie frey von der ihnen angeschuldigten Gewohnheit, den Säugling, dem die Mutter stirbt, mit ihr lebendig zu begra-

ben, und will auch von den ekelhaften Hochzeitsgebräuchen nichts wissen, die noch immer auf das Zeugniß der Colonisten wieder erzählt werden. Eben so unwahr ist es, daß die Hottentotten bey jeder Veränderung ihres Aufenthaltes ihre Alten unbarmherzig zurücklassen sollten. Feindlicher Ueberfall, Hungersnoth und Blatternansteckung sind die einzigen Fälle, wo zuweilen der Schwache und Abgelebte, der dem Feinde, dem Hunger oder der Krankheit nicht entfliehen kann, von der unglücklichen, in der Wüste vielleicht nur langsamer sterbenden, Horde verlassen wird. Wenn nicht dringende Noth sie zu diesem Schritte zwingt, werden die Alten sorgfältig auf Ochsen gesetzt, so oft man mit den Heerden in grasreichere Gegenden zieht. Dagegen behauptet er gegen Hrn. Sparrmann, daß die halbe Entmannung noch wirklich bey einigen nördlichen Horden, unter 28° S. Breite, nehmlich den Geißiquas und Koraquas, Statt findet; daß die Gonaquas nicht beschnitten sind, sondern im Gegentheile sich durch eine sehr lange Vorhaut auszeichnen; daß die Absonderung eines Gliedes von den Fingern oder Zehen keine allgemeine Sitte, sondern nur in einzelnen Kraals üblich ist; endlich, und zwar dieses nach hinlänglicher Besichtigung, daß der berühmte natürliche Schurz der Hottentottinnen nichts weniger, als eine aus der Luft gegriffene Erdichtung, aber auch keine angeborne Abweichung von der gewöhnlichen Bil-

dung, sondern eine durch Kunst hervorgebrachte Mode einzelner Familien oder Personen ist, deren äußere Schamlefzen (keinesweges die Nymphen) sich bis zu einer Länge von neun Zollen durch Zerren und Anhängen von Gewichten verlängern lassen. Von dieser seltsamen Verunstaltung liefert er eine Abbildung, so wie von den Hottentotten, den Gonaquas und Kaffern, beyderley Geschlechts. Es hat uns geschienen, daß des Verfassers guter Wille bey diesen Zeichnungen von seiner Kunstfertigkeit nicht gehörig unterstützt worden ist; man erhält nur den ersten allgemeinen Eindruck von den charakteristischen Nationalunterschieden, und auch diesen nur auf die Gesichtszüge eingeschränkt, und verlangt noch immer, daß einmal die Verhältnisse der einzelnen Theile gegen einander von einem Künstler, der eigentlich wüßte, worauf es ankommt, nach der Natur aufgenommen werden möchten. Von den Kaffern sah Herr le Vaillant nur einen kleinen Trupp; denn unglücklicher Weise traf er einen Zeitpunkt, wo es zwischen ihnen und den Colonisten aufs Aeußerste gekommen war, und die letztern auf einem Zuge gegen die rechtmäßigen Besitzer ihrer angebornen Gefilde mehr als zwanzig tausend Stück Vieh erbeutet, verschiedene Kraals verbrannt, und unter ihren Einwohnern eine starke Niederlage angerichtet hatten. Dessen ungeachtet wagte er sich, auf das Wort der wenigen Kaffern, die er gesprochen hatte, und die

er bald überzeugte, daß er mit ihren Widersachern keine Gemeinschaft habe, mehrere Tagereisen weit in ihr Land, mußte aber, da er überall verheerte oder doch verlassene Wohnungen fand, wieder umkehren, und endlich, um seine ungeheure Sammlung von ausgestopften Thieren und Vögeln in Sicherheit zu bringen, den Rückweg nach der Capstadt über die Schneegebirge, den Aufenthalt der so genannten Buschmänner, antreten. Diese feindseligen Geschöpfe bilden keinen eigenen Stamm von Hottentotten, sondern sind ein zusammengelaufenes Gesindel von Mulatten, Negern, Mestizen, Hottentotten und Bastarten, die der Strafe ihrer Verbrechen entlaufen, und jetzt vom Raube leben. Die gelben oder so genanten Hottentotten, die man zuweilen mit den Buschmännern verwechselt, sind hingegen ein besonderer Stamm, und wohnen unter der südlichen Sonnenwende. Die Reise, auf welcher der Verfasser diese Grenzen überschritt und diese eigene Art von Hottentotten, welche in der Sprache ihrer Brüder Hauswaana heißen, besuchte, haben wir noch von ihm zu erwarten. Er verspricht auch eine ausführliche Ornithologie von Afrika, und eine eben so umständliche Beschreibung aller von ihm selbst gesehenen vierfüßigen Thiere und ihren Sitten. Aus diesem Grunde enthalten wir uns auch, hier die einzelnen naturhistorischen Bemerkungen auszuzeichnen, die wir zerstreut in den beyden vor uns liegenden

Bän-

Bänden angetroffen haben. Nur um die Erwartung des Naturforschers zu spannen, ist dem zweyten Bande eine kurze vorläufige Nachricht von dem Camelopardalis, oder der so wenig bekannten und bis jetzt so schlecht gezeichneten Giraffe, angehängt. Die beyden Abbildungen, welche das männliche gehörnte und das weibliche ungehörnte Thier dieser Art vorstellen, scheinen getreu zu seyn, und geben einen angemessenern Begriff, als die Carricaturen in Buffons Supplement, oder in Patterſons neuem Tagebuche. Die Bemerkung, daß die Straußen ihre Eyer selbst brüten, und nicht, wie die Fabel sagt, der Sonne und dem Schicksal überlassen, war bereits bekannt; hingegen ist dem Verfasser die Entdeckung eigen, daß mehrere Straußen ihre Eyer zusammenlegen, und sich während des Brütens ablösen; auch daß sie bey jedem Neste eine verhältnißmäßige Anzahl Eyer unbebrütet liegen lassen, die hernach ihren neuausgeschloffenen Hühnchen zur ersten Speise dienen. Aus mündlichen Nachrichten wissen wir, daß die Sammlung von Zeichnungen, noch mehr aber die von ausgestopften Vögeln, die der Verfasser nach Paris gebracht hat, an Menge, Seltenheit und Pracht der Farbenmischungen fast alles übertreffen soll, was man in der Art bisher gesehen hat. Es ist also nur zu wünschen, daß sein Enthusiasmus für die Wissenschaft, der so manchen Mühseligkeiten trotzte, nicht durch die Unruhen,

welche sein jetziges Vaterland zerrütten, im Hafen selbst, und schon am Ziele, scheitern möge!

Jahrgang 1791.

1) Journal of a Voyage to New-South-Wales, with sixty-five plates of non-descript animals, birds, lizards, serpents, curious cones of trees and other natural productions. By John White, Esq., Surgeon-General to the settlement. 4. London, 1790.

St. 6. S. 49.

2) Beyträge zur Naturgeschichte, von Blasius Merrem. gr. 4. Duisburg und Lemgo.

St. 9. S. 82.

3) Versuch eines Grundrisses zur allgemeinen Geschichte und natürlichen Eintheilung der Vögel. Von ebendemselben. gr. 4. Leipzig. St. 9. S. 85.

4) Voyage from New-South-Wales to Canton, in the year 1788. by Thomas Gilbert Esq., Commander of the Charlotte. 4. London, 1789.

St. 27. S. 267.

5) A narrative of the mutiny on board His Majesty's ship Bounty and the subsequent voyage of part of the crew in the ship's boat from Tofoa one of the Friendly Islands, to Timor, a Dutch settlement in the East-Indies. Writ-

ten by Lieutenant William Bligh. 4. London, 1790. St. 30. S. 291.

Der Trägheit und Gleichgültigkeit der Menschen, und demnächst auch einem unergründlichen Verhängniß, welches oft die gemeinnützigsten Entwürfe scheitern läßt, muß man die langsamen Fortschritte alles Guten zuschreiben, worüber der Optimismus zwar den Verstand abfertigen, aber das Herz nicht trösten kann. Eins der auffallendsten Beyspiele vom Mißlingen der wohlthätigsten Anwendung der Schiffahrt und der Entdeckungen im Südmeere haben wir vor Augen. Die Brotfrucht ward, als das vortrefflichste Nahrungsmittel heißer Länder, und der Baum, der sie trägt, als merkwürdig wegen seiner ungemein leichten Fortpflanzung, im Jahr 1774 in England näher bekannt. Umsonst erinnerte man, wie nothwendig die menschenfreundliche Vorsorge sey, diesen Baum nach Westindien zu verpflanzen, um das Schicksal der unglücklichen Negersklaven durch den Anbau eines so vortrefflichen, ergiebigen, so wenig Pflege heischenden Produkts zu erleichtern. Erst nach Verlauf von funfzehn Jahren traten — nicht die Westindischen Kaufleute und Pflanzer — sondern einige wohldenkende, aufgeklärte Männer, hervor, und machten sowohl den König, als das Admiralitäts-Collegium, aufmerksam auf die aus jener Verpflanzung zu hoffenden Vortheile. Ein Schiff von ganz besondrer Construktion ward ausge-

rüstet, um als schwimmende Baumschule mehrere hundert Brotbäume aus Otaheiti nach Westindien tragen zu können; und Capitain Bligh, der den großen Cook auf seiner letzten Reise begleitet hatte, ward zur Führung desselben angestellt. Im December 1787 ging die Abreise vor sich, und am 26sten October des folgenden Jahres kam Capitain Bligh, nachdem er zuvor einige Entdeckungen gemacht hatte, in Otaheiti an. Er blieb daselbst bis zum 4ten April 1789, nahm 1015 schöne junge Brotbaumstämme, nebst vielen andern Obstsorten jener Insel, an Bord, und schiffte nach den Freundschaftlichen Inseln, wo er sich mit Holz und Wasser versorgte. Am Tage nach der Abreise von Anamoka, den 28sten April, zu einer Zeit, da die sämmtlichen Pflanzen an Bord in vollem Wachsthum standen und die ganze Schiffsgesellschaft sich bey der vollkommensten Gesundheit in einem mit allen Erfordernissen herrlich versehenen Schiffe einer glücklichen Wiederkehr in ihr Vaterland schmeicheln konnte, erregte der eine Steuermann, Namens Fletscher Christian, früh Morgens einen Aufruhr, nahm den Capitain in seiner Cajüte gefangen, setzte ihn, nebst achtzehn Andern, in das Schiffboot, mit einem geringen Vorrath von etwa 150 Pfund Schiffszwieback, 32 Pfund gesalzenem Schweinfleisch, 6 Quart Rum, 6 Flaschen Wein und 112 Quart Wasser, und überließ sie ihrem Schicksal; vermuthlich in der

Ueberzeugung, daß es ihnen unmöglich seyn würde, dem Ungestüm der Wellen, und der Grausamkeit der Insulaner, wohin sie ihr Weg führen müßte, zu entgehen. Allein es gelang diesen Unglücklichen, — nach einer gefahrvollen, schrecklichen Fahrt von mehr als 1200 Seemeilen in einem elenden offenen Boote, wo sie fast unaufhörlich durchnäßt und von Kälte erstarrt, mit jeder neuen über sie hin stürzenden Woge ihrem Untergange entgegensahen, und, was weit grausenvoller war, vor Hunger und Durst beynahe verschmachteten, ohne es wagen zu dürfen, in ihrem völlig wehrlosen Zustande an irgend einer bewohnten Insel zu landen — unter der Führung ihres standhaften und mit großer Gegenwart des Geistes begabten Capitains, die Holländische Niederlassung Coupang auf der Insel Timor zu erreichen. Die einfache, rührende Erzählung dieser schaudervollen Rettung liegt vor uns. Die strenge Ordnung, welche Capitain Bligh einführte, um mit dem geringen Mundvorrath auf einen Zeitraum von sieben und vierzig Tagen auszukommen, trug unstreitig zur Rettung dieser armen Verstoßenen das meiste bey. Mit einer Pistolenkugel wog er täglich zweymal einem jeden ein Fünf und Zwanzigtheil eines Pfundes Zwieback zu, und ließ jeden einen Schoppen Wasser trinken. Die Kranken labte er mit einem Löffel voll Wein oder Rum, und die Vögel, die ihnen die Vorsehung zuweilen schickte, ließ er durch

das Loos vertheilen. Während eines sechzehntägigen Regens fand er kein besseres Mittel, sich und seine Leute zu erwärmen und gesund zu erhalten, als dieses, daß sie ihre Kleider, so oft sie vom Regenwasser durchnäßt waren, durch das Seewasser zogen und dann wieder ausdrückten. Das Salz des Seewassers, indem es die Haut reitzte, verursachte ihnen die Empfindung, als hätten sie trockene Kleider angelegt. Länger hätte die Reise jedoch nicht währen dürfen; denn die Kleider nutzten sich auf diese Art schneller ab, als der menschliche Leib durch alles gehäufte Ungemach, dem er hier ausgesetzt war. Es macht diese Fahrt noch merkwürdiger, daß gleich Anfangs, auf der Insel Tofoa, die Einwohner den Entschluß gefaßt hatten, diese wehrlosen Fremden niederzumachen, daß ihnen aber durch die Entschlossenheit und Einsicht des Capitains ihr Anschlag mißlang. Zwar ward er mit allen seinen Leuten verwundet, und büßte auch einen Menschen ein, der durch seine eigene Unvorsichtigkeit den Insulanern in die Hände fiel; hingegen glückte es ihm, alle seine übrigen Begleiter lebendig nach Timor zu führen, woselbst erst ein paar Tage nach seiner Ankunft der Kräutersammler des Hrn. Banks, David Nelson, an einem hitzigen Fieber starb. Hr. Bligh kaufte hier ein kleines Fahrzeug, womit er nach Batavia ging; und daselbst verschaffte ihm und seinen Leuten die Holländische Regie-

rung eine freye Ueberkunft nach Europa auf ihren Schiffen.

6) Voyage, made in the Years 1788 and 1789 from China to the Northwest coast of America etc. By John Meares Esq. 4. London, 1790. St. 38. S. 369.

7) An Essay to direct and extend the Inquiries of patriotic Travellers, etc. By Count Leopold Berchtold. 8. 2 Voll. London. St. 62. S. 617.

Alles, was der Hr. Graf Berchtold auf dem sauber in Kupfer gestochenen, sehr ausführlichen Titel verspricht, finden wir in seinem Buche in so vollständigem Maaße geleistet, daß die Summe der Antworten auf die vielen tausend Fragen, die er hier zu thun lehrt, eine ins geringste Detail gehende Topographie des so ausgefragten Landes wäre, und daß, wenn man in gewissen Ländern das Fragen nicht verfänglich fände, keine Buchhändlerspeculation einträglicher seyn müßte, als die Versendung eines Schwarms von Fragegeistern, die, das Buch des Verfassers im Kopf oder in der Hand, und die Feder in der andern, jeden Menschen, der ihnen begegnete, ins Verhör nähmen, und dabey obendrein alles eigenen Beobachtungsgeistes überhoben seyn könnten. Man erschrickt vor dem Gedanken, was z. B. ein Werk, wie dieses, für eine Wirkung auf einen so besonders organisirten Kopf, wie den des seligen Björn-

stählS, hervorgebracht hätte! Hiermit sey dem rühmlichen Eifer des Verfassers nicht zu nahe getreten: denn unstreitig gehört mehr Kenntniß zur Abfassung dieser Fragen, als zu ihrer bloß mechanischen Anwendung; aber gerade auf den Mißbrauch, den jeder leere oder seichte Kopf von solchen Hülfsmitteln machen kann, sollte man aufmerksam werden. Linné's vortreffliche Instructio peregrinatoris liefert den besten Beweis, daß sich zwar der Mechanismus, den ein großer, denkender Mann hinwarf, aber nicht auch das herrliche umfassende Genie, das ihn beseelte, mittheilen läßt. Das Instrument ist gut; aber nur in der Hand des wahren Künstlers, der es führt, sich nicht von ihm führen läßt, kann es nützlich werden und zur Vollkommenheit seiner Werke beytragen: dem Pfuscher oder Stümper hilft es die unsägliche Menge nüchterner, geistloser Compilationen vermehren. Dasselbe gilt im Grunde von einem jeden Mechanismus; und so geneigt das Jahrhundert ist, ihn überall einzuführen, so wenig ist es noch ausgemacht, ob der wesentliche Nutzen desselben uns den Schaden ersetzt, den er durch die Vervielfältigung mittelmäßiger, maschinenähnlicher Menschen verursacht. — Die Arbeit des Hrn. Grafen besteht aus mehrern Theilen. Voran geht eine allgemeine Anweisung für Reisende, worin von den Eigenschaften des Reisenden, den vorzüglichsten Gegenständen seiner Forschbegier, den Mitteln,

Nachricht einzuziehen, der Vorsicht beym Aufschreiben, der persönlichen Sicherheit, der Erhaltung der Gesundheit, den Geldrimessen und Empfehlungsschreiben, den Wirthshäusern, dem Gepäcke und zuletzt von Seereisen gehandelt wird. Man kann denken, wie weitläuftig und ausführlich der Verfasser seinen Gegenstand aus einander setzt, da er im ersten Abschnitte verlangt, daß der Reisende schlechthin die Kenntniß der Rechte, der Naturgeschichte, Mineralogie, Metallurgie, Chemie, Mathematik, Mechanik und sogar ihrer Zweige, der Geographie, Nautik und Schiffbaukunst, des Ackerbaues, die Fertigkeit der Sprachen, der Arithmetik, (warum mag die wohl, von der Mathematik abgesondert, noch einmal vorkommen?) des Zeichnens, des leserlichen und schnellen Schreibens, des Schwimmens, ferner die ersten Begriffe der Arzney- und Wundarzneykunde, die Anfangsgründe der Tonkunst, die Kenntniß seines eignen sowohl, als des von ihm zu erforschenden Landes, und nun noch über dies alles Menschenkenntniß besitzen soll. Als Anhang zu diesem Aufsatz ist die von der Humane Society bekannt gemachte Anweisung zur Rettung der Scheintodten abgedruckt. Hierauf folgen sodann die Fragen über die Geographie, die Volksmenge, den Bauernstand, die Landwirthschaft, den Viehstand, die Waldungen, Bergwerke und Manufakturen, den Handel, die Colonieen, die Beschiffung der Flüsse und Kanäle,

die Schifffahrt zur See, die Fischereyen, den Bau der Kauffahrteyschiffe, die Rechtspflege, die wohlthätigen Stiftungen, die Erziehung, die Herkunft, Sitten und Gebräuche der Nation, die Weiber, die Religion und den Priesterstand, den Adel, die Regierung, die Abgaben, die Finanzen, die Land- und Seemacht, die Werfte für Kriegesschiffe, und zuletzt den regierenden Fürsten. Als Zugabe finden wir am Ende des Dechanten von Glocester, Dr. Tucker's, Instruktion für Reisende. Man sieht wohl, daß sich der Verfasser an keine Ordnung gebunden hat; daher ist es auch wohl gekommen, daß einige Rubriken, z. B. vom Klima, von herrschenden Krankheiten, vom Zustande der Gelehrsamkeit und Kunst, u. s. w. weggeblieben sind. Gleichwohl füllen diese desultorischen Fragen 430 Seiten eines sehr kleinen Drucks. Der zweyte Band enthält ein ziemlich vollständiges Verzeichniß aller bekannten Werke über das Reisen, und einen Auszug aus Stucks Verzeichniß aller Reisebeschreibungen, alphabetisch nach den Ländern und Städten geordnet, jedoch nur auf Europa eingeschränkt. Mit dieser Litteratur, so unvollkommen sie ist, macht der Verfasser den Engländern, die noch gar nichts von dieser Art kannten, ein wichtiges und brauchbares Geschenk. Das ganze Werk verdient zugleich eine Anführung wegen seiner typographischen Eleganz, und einer für einen Ausländer weit getriebenen Sprachrichtigkeit.

8) Manners and Customs in the West-India Islands, etc. by I. B. Moreton. 8. London. St. 63. S. 634.

Kein Buch ist so schlecht, aus dem man nicht etwas lernen könnte. Wenn man von dem vor uns liegenden Werkchen die schlechten Verse, die unwitzigen Geschichtchen, die schmutzigen Anekdoten, und die Alltagsbemerkungen abgeschnitten hat, und sich über den Plattsinn und die damit verknüpfte Bierhausberedtsamkeit eines zum Aufseher einer Plantage emancipirten Kaufmannsdieners hinwegsetzen kann: so bleibt allerdings noch ein reiner Gewinn übrig, wodurch dem Leser das gemeine Leben in Westindien, freylich in keiner anziehenden Gestalt, anschaulich wird. Der Verfasser hat eine Anlage zur lebendigen Darstellung, welcher durch seine Plattheit eigentlich das Siegel der Wahrheit aufgedrückt wird. Er liefert einen schaudervollen Beytrag zu jener, jetzt durch viele Bände fortgesetzten, Klage gegen unsern Menschenstamm, über seine muthwillig grausame Behandlung seiner schwarzen Brüder, und schildert das allgemeine Sittenverderbniß unter den Weißen und Blendlingen in Westindien durch alle Verhältnisse des Lebens. Das Klima, die Gelegenheit und das Beyspiel scheinen dort eine allen Begriff übersteigende Schamlosigkeit hervorzubringen, in welcher jedes edlere Selbstgefühl verloren geht, und wodurch einer Reihe von Lastern Thor und

Thür geöffnet wird. Der Verfaſſer behauptet ſogar, daß die Prediger dort durchgehends dem Trunk und wollüſtigen Ausſchweifungen ergeben ſind. Auf funfzigtauſend Seelen ſetzt er die Zahl der Neger, die jährlich in Weſtindien unter den Martern der Sklaverey erliegen. Die Europäer, die ſchaarenweiſe dorthin wandern, um ihr Glück zu ſuchen, ſind größtentheils der Auswurf ihres Vaterlandes; allein deſſen ungeachtet ſchreibt der Verfaſſer der Hitze und den unzähligen Verſuchungen, die ſich dem neu angekommenen Fremden darbieten, eine beſondere verführeriſche Kraft zu, welcher auch die beſſern Menſchen nicht widerſtehen. Ausnahmen giebt es indeſſen auch auf jenen Inſeln, wie es deren in Rom zur Zeit ſeiner größten Entartung gegeben hat. (Sollte nicht Unſittlichkeit überall von der Einführung des Leibeigenthums unzertrennlich ſeyn?) — Die Zahl der Negern, die im Innern von Jamaika einen unabhängigen Staat bilden, oder wenigſtens nur dem Namen nach die Brittiſche Oberherrſchaft anerkennen, und unter ihrem eignen König Cudjo ſtehen, ſoll ſich auf fünftauſend belaufen. Der Verfaſſer beſuchte dieſen König, und ward ſehr gut bewirthet. Die Verhaltungsregeln, die Hr. M. ſeinem Freunde giebt (denn das Ganze iſt ein Schreiben an einen Freund), ſind ſowohl in diätetiſcher Rückſicht, als in Anſehung des Fortkommens, ſehr gut, nur freylich ohne alle Elevation; denn er räth ihm, und

beschwört ihn hoch und theuer, sich in jedem Streite allemal den ersten Schlag geben zu lassen. Auch scheint er bey der Ausübung der Tugend keine Strenge gegen sich selbst zu fordern, sondern empfiehlt es dem Neuankommenden, ja nicht den Joseph zu spielen, wenn die gebietende Frau oder Mulattin im Hause ihn erwählt, indem die Rache der Verschmähten zu gefährlich sey. Man könne nur einmal nicht umhin, zu sündigen; aber mit Gottes Hülfe bringe man es doch wohl dahin, ein nicht gar zu arger Sünder zu werden.

10) An historical disquisition concerning the knowledge which the Ancients had of India etc. By William Robertson, D. D. etc. 4. London.

St. 194. S. 1937.

In der Vorrede wird die Entstehungsgeschichte dieses Werkes so angegeben: Dr. Robertson las Hrn. Rennels Memoir zur Erläuterung seiner Karte von Indien, ward dadurch veranlaßt, anfänglich zu seiner eigenen Befriedigung in den Quellen nachzulesen, was die Alten von Indien gewußt hätten, und zuletzt, als ihm das Resultat seiner Nachforschungen wichtig zu werden schien, es dem Publicum vorzulegen. Ueber nautische und astronomische Gegenstände hat ihm sein College, Hr. Prof. Playfair, Auskunft gegeben. Die Einrichtung dieses kleinen Werkes ist übrigens dieselbe,

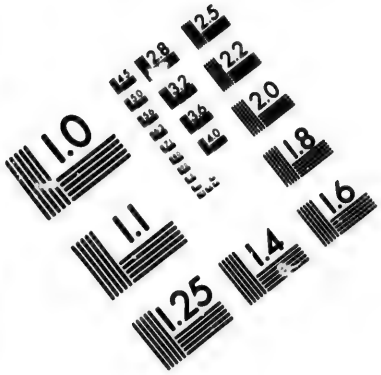
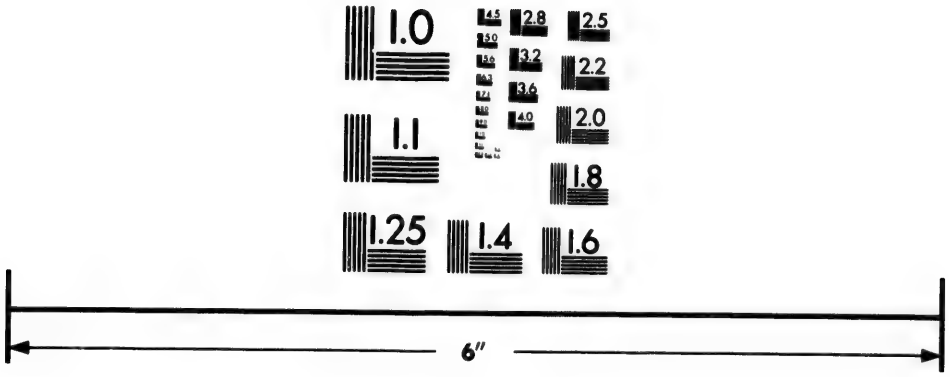
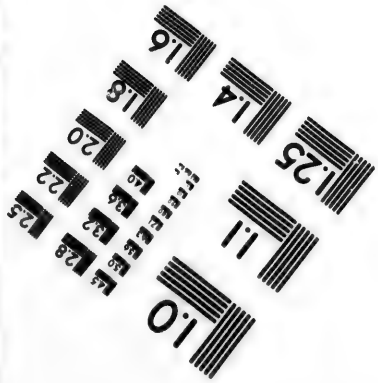
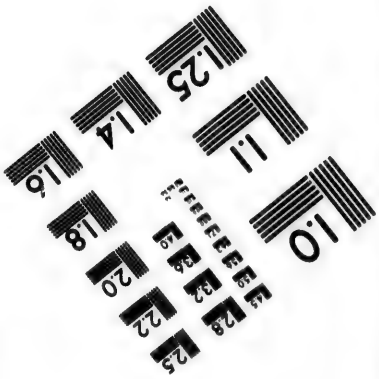


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

die man bereits an den größern des berühmten Verfassers gewohnt ist: zuerst historische Erzählung; dann die erläuternden Anmerkungen hinterdrein. Hier nun folgt noch ein Anhang über den Charakter, die Sitten und Gesetze der Indier, und zu diesem wieder eigene Anmerkungen. Die Karten hat Hr. Playfair gezeichnet. Die eine stellt das süd-östliche Asien so vor, wie Ptolemäus es sich ungefähr gedacht haben mag; die andere entlehnt richtige Umrisse von der neuern Geographie, und bezeichnet die gegenwärtig unter ähnlichen oder auch andern Namen bekannten Oerter mit den Benennungen, die in den Schriften der Alten vorkommen. Um dasjenige, was eigentlich geleistet worden ist, richtig zu beurtheilen, muß der Zweck des Verfassers mit in Anschlag kommen. Augenscheinlich war ihm mehr an einer allgemeinen Uebersicht, als an einer in das genaueste Detail gehenden antiquarischen Kritik gelegen; er wollte ein populäres Werk zur allgemeinen Belehrung schreiben, und die größern Momente der Geschichte durch philosophisches Raisonnement in ein helleres Licht setzen, und durch Verwebung mit den wichtigsten Gegenständen menschlicher Betriebsamkeit anziehender machen. Das erläutert und entschuldigt viel, was sonst, zumal in Deutschland, einer Entschuldigung wohl bedürfte. Die Unbekanntschaft mit unserer Sprache und Litteratur hat natürlicher Weise dem Verfasser manche Hülfsquelle abgeschnitten,

wodurch er sich den Ruhm einer gröſsern Genauigkeit und Vollständigkeit hätte erwerben können; wir aber müssen von ihm lernen, über das ewige Materialienstoppeln, das Sylbenstechen, die Kleinigkeitskrämerey, nicht das Resultat des Ganzen zu vergessen, und zur Uebersicht der gröſsern Verkettungen nicht unfähig zu werden. Manches bleibt freylich auch bey aller Nachsicht gegen die Individualität des Verfassers noch anstöſsig, zumal wenn es dem angenommenen Charakter des philosophischen Geschichtschreibers zuwider läuft. So begreift man z. B. nicht die geflissentliche Beybehaltung des dunkelsten, schwankendsten Begriffes von den „inspirirten" Büchern, von denen Hr. R. so im Ernste spricht, wie Voltaire wohl im Scherz davon zu reden pflegt, nehmlich als von überirdischen Autoritäten, denen jedes andre historische Denkmahl weichen müsse. Zum Glück kommt bey der gegenwärtigen Untersuchung auf diese Autorität nicht viel an; die einzige Erwähnung des Handels nach Indien geschieht im ersten Buch der Könige, wo die vermeyntliche Inspiration noch dazu so dunkel spricht, daſs Hr. R. lieber geradezu die von Bruce neulich wieder vertheidigte Meynung annimmt, daſs Salomons Schiffe gar nicht nach Indien, sondern nach Sofala im südöstlichen Afrika gingen. Die Pfauen und Affen hätten ihn gleichwohl über diesen Punkt behutsamer machen sollen, da jene gar nicht in Afri-

ka zu Hause, und die letztern auch nur in Indien so zahm sind, daß sie sich leicht transportiren lassen; andrer Argumente nicht zu gedenken, die der Bruciſchen Meynung mit Recht entgegengesetzt werden könnten. Nach dem Texte zu urtheilen, hat es auch fast das Ansehen, als ob der Verfasser die Expedition des Sesostris nach Indien ohne weitere Prüfung annähme; allein gegen diese äußert er seine Bedenklichkeiten in der Anmerkung, und allerdings ist die Ungereimtheit zu offenbar, als daß man hier, gegen das Stillschweigen des ganzen Alterthums, dem unzuverlässigen Diodor folgen könnte.

— — — — — — — —

Der Handelsgeist von Europa bindet alle Welttheile zusammen; allein Asien und Amerika trugen auf verschiedene Art dazu bey, diesem Triebe Befriedigung zu geben. In Asien fanden die Portugiesen ein gesittetes Volk, ein fruchtbares Land, und unzählig mannichfaltige Manufakturen; sie bedurften nur feste Posten und Handelsagenten. Die Spanier konnten in Amerika erst nach der Entdeckung von Sakotekas und Potosi zum Genuß des dortigen Reichthums der Natur gelangen, und sahen sich am Ende genöthigt, Colonieen zu gründen. Europäische Betriebsamkeit und Arbeitsamkeit hat Amerika angebauet und anbauen lassen. Die Consumtion Amerikanischer Erzeugnisse unterhält die Thätigkeit in Europa, und die Ausfuhr

fuhr des Goldes und Silbers nach Indien, ist nach unserm Verfasser nicht nachtheilig, so lange es der Preis unsrer Industrie bleibt, wogegen wir andre Waaren eintauschen und wieder umsetzen. Diese wichtige Materie der Commerzwissenschaft hat indessen noch mehrere Seiten, und wird durch diese Berührung nicht erschöpft. Man mag die kostbaren Metalle als Waaren oder Zeichen betrachten, den Reichthum eines Staates machen sie freylich nicht aus; allein wenn die Bergwerke erschöpft sind, und Amerika eigene Manufakturen hat, so hört endlich der Handel nach Indien auf, oder es müßten dort auch andere Waaren statt des Goldes und Silbers gangbar werden. Dann könnte also doch eine Stagnation entstehen, die so lange Armuth bewirkte, bis die Repartition der Güter des ersten Bedürfnisses gleichförmiger würden. Endlich meynt R. noch mit dem Abbé Raynal, daß die Entdeckung des neuen Weges nach Indien ein großes Unglück von Europa abgewendet habe: die Unterjochung desselben durch die Türken. Diese Vorstellung des Möglichen, welches nicht geschehen ist, hat jederzeit viel Mißliches; der Spielraum für die Phantasie ist zu groß, der Verstand übersieht und erschöpft ihn nicht. Wer bürgt uns dafür, daß gerade die Folgereihe des Verfassers die wahrscheinlichste ist, die gedacht werden konnte? Ein Anderer könnte eben sowohl träumen, daß das Unglück eben nicht so groß gewesen

wäre. Europa hätte auch wohl die Eroberer civilisirt. Jetzt hätten wir es vielleicht überstanden; die feudalische Sklaverey und die neuplatonische Hierarchie mit ihrem Götzendienste wären vielleicht schon gestürzt, eine freye Verfassung und ein gereinigtes, dem primitiven ähnliches, Christenthum hätte sich vielleicht emporgearbeitet. Wenn man schon träumen will, warum immer das Aergste? Warum muß die Farbe des Rocks so zurückwirken auf die Einbildungskraft? Dies sind Reste des alten Sauerteigs der Teleologie, die endlich, aus der Geschichte wenigstens, vertrieben werden sollte. Daß man sagt, nichts könne anders geschehen, als es geschehen ist, dawider kann niemand etwas einzuwenden haben; aber der Geschichtforscher, der sich außer diesem Gehege einen Spaziergang im Reiche der Möglichkeiten erlaubt, müßte doch die Philosophie mitnehmen.

— — — — — — — —

Wenn gleich die Idee von einem kritischen Werke über den Handel der Alten nach Indien durch die gegenwärtige Schrift so wenig erschöpft ist, daß sie vielmehr nur als der erste Versuch in einem noch brach liegenden wissenschaftlichen Felde betrachtet werden darf; und wenn gleich die Umrisse, welche der Verfasser vom Charakter, den Sitten und Verfassungen der Indier hinzeichnet, nur nach einem ausgeführten Gemählde lüstern machen: so wird doch Robert-

ſons anerkanntes Verdienſt und ſeine Gabe deutlich und intereſſant ohne alle Kunſte der Declamation zu erzählen, auch hier dem Leſer Gnüge leiſten, und die Wichtigkeit des Gegenſtandes wird ſein Werk mit Recht zur allgemeinen Lectüre empfehlen.

9) Découvertes des François en 1768 et 1769 dans le Sud-Est de la Nouvelle Guinée etc. précédées de l'Abrégé historique des navigations et des découvertes des Espagnols dans les mêmes parages. Par M. * * * ancien capitaine de vaisseau. gr. 4. Paris 1790.

St. 188. S. 1883.

10) Voyage à Madagascar et aux Indes Orientales, par Mr. l'Abbé Rochon, de l'Acad. des Sc. de Paris. 8. Paris.

St. 202. S. 2020.

Jahrgang 1792.

1) Histoire abregée de la Mer du Sud, etc. par Mr. de la Borde. gr. 8. 3 Voll. Paris, 1791. St. 2. S. 9.

2. 4. 5) Nouveau Voyage dans les Etats-Unis de l'Amerique septentrionale, fait en 1788, par J. P. Brissot (Warville), citoyen françois. 8. 3 Voll. Paris, 1791.

St. 4. S. 25. St. 12. 14. 15.

Die merkwürdige Vorrede zu dieſem Werke giebt den Geſichtspunkt an, aus welchem es

beurtheilt werden muß, nämlich seine Beziehung auf die gegenwärtige Lage von Frankreich. Der Verfasser beschreibt seinen Landsleuten einen neu entstandenen Freystaat, damit sie sich daran spiegeln und einsehen mögen, welches die Grundfesten aller politischen und bürgerlichen Freyheit sind. Sein großes Thema ist die unumstößliche Wahrheit, daß keine freye Verfassung bestehen könne ohne Reinheit der Sitten; er streitet aus allen Kräften gegen den sophistischen Unterschied zwischen öffentlicher und Privatsittlichkeit, und zeigt, nicht ohne strafende Seitenblicke auf die Schwelgereyen gewisser Demagogen, daß die Vernunft diesen Unterschied nicht anerkennt. Es kann seyn, daß seine Catonische Strenge von einem unter der Ruthe der Tyrannen zu tief herabgewürdigten Volke zu viel verlangt; man wird ihm vielleicht antworten können, daß ein solches Volk keine andre Hoffnung hat, zur Tugend hinanzusteigen, als die in der neuen Richtung liegt, welche die freye Verfassung ihm ertheilen muß, und daß, wenn gleich die Formen des Gesetzes Sittlichkeit nicht schaffen, sie doch die Entstehung derselben begünstigen können: allein der Zeitpunkt ist darum dennoch gut gewählt, jenes transatlantische Vorbild eines durch die innere Kraft der Moralität über die Gesetzgebung selbst erhabenen Volkes in der ganzen Würde seiner Simplicität aufzustellen, und in diesem anschaulichen Beyspiele darzuthun, daß

die Erschaffung der Tugend das große Bedürfniß eines Staates bleibt, der seine Freyheit nicht errungen haben will, um sie im nächsten Augenblicke wieder einzubüßen. Vorschrift, Lehre, Beyspiel, Erziehung, Gewöhnung an das Handeln nach Grundsätzen, Begünstigung des Landlebens, Achtung gegen Handwerker, Zertheilung des Eigenthums, u. s. w. sind die Mittel, welche dem Verderben steuern, und die Nation von der Seuche heilen können, die ihr noch von den Jahrhunderten ihrer Dienstbarkeit anklebt. Der Verfasser ging vor der Epoche der Französischen Revolution, im Junius 1788, nach Amerika, fast scheint es, in der Absicht, sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob es der Mühe werth sey, eine Französische Colonie dort anzulegen, da in jenem kritischen Zeitpunkt, ehe man die Freyheit so nahe glaubte, viele Franzosen an eine freywillige Auswanderung dachten, um den gänzlichen Umsturz ihres Vaterlandes durch den bevorstehenden und unvermeidlich scheinenden Bankerott nicht anzusehen. — — —

— — — — — — —

Der Raum dieser Blätter gebietet uns, bey dieser Anzeige stehen zu bleiben, die nur auf den wichtigen Inhalt des vor uns liegenden Werkes aufmerksam machen kann. Unzählige Details, Erörterungen, auffallende, wenn gleich nicht immer neue, Bemerkungen, in einander greifende Thatsachen, verweben sich darin

zu einem lichtvollen Ganzen, welches den Zweck des Verfassers sicher erreicht, diejenigen Grundsätze, die man so gern als utopische oder gar noch schlechtere theoretische Speculationen verschreyen möchte, durch praktische Anwendung über alle Einwürfe und Zweifel triumphirend zu zeigen und dadurch den Muth aller Rechtschaffenen zu stärken, welche die Ungewißheit des Erfolges an ihrem durch die Vernunft und das Gefühl gebotenen Freyheitskampfe noch irre machen könnte. Wir haben nicht der Flecken erwähnt, die in einer Arbeit von diesem Umfange wohl unvermeidlich sind, der Ungleichheit und Nachlässigkeit im Styl, der Wiederholungen, der einseitigen Reticenzen, des beynahe schwärmenden Enthusiasmus, der einer guten Sache bey kalt philosophirenden Köpfen schaden kann, allenfalls auch einer oder der andern Unrichtigkeit in den mitgetheilten Angaben. Dies alles thut dem Hauptresultate dieser Reisebeschreibung keinen Abbruch, und stört nicht den Eindruck, den jeder nachdenkende Leser empfangen muß, wenn er hier inne wird, mit welcher unglaublichen, aller Berechnung spottenden Velocität, die sich selbst gelassenen, durch eine freye Verfassung nur geschützten und gereinigten Kräfte des menschlichen Geistes, fünf Jahre nach der Beendigung eines Krieges, der durch alle Provinzen gewüthet, nach und nach alle Hauptstädte verheert, und den Handel gänzlich unterbrochen hatte,

dem Staate vollkommene Sicherheit, Credit, Wohlstand, Schifffahrt in alle Welttheile, Gewicht und Achtung unter den größern Mächten Europens, und den einzelnen Bürgern ruhigen, weisen Genuß ihres Fleißes, und das edle Bewußtseyn ihrer Menschenwürde geben konnten. Diese trostreiche Wahrheit, daß man unmöglich des rechten Weges verfehlen könne, wenn man muthig und entschlossen, und aus allen Kräften die klaren, einfachen, unwiderleglichen und sanften Gebote der Vernunft befolgt, kann allein das Unglück abwehren, welches im jetzigen Zeitpunkte die Welt bedrohet; und wenn die einzigen Repräsentanten eines Volkes, das sonst keine hat, die Schriftsteller und Recensenten, vom Gefühl ihrer großen Verantwortlichkeit durchdrungen wären — wie heilig müßte ihnen die Bekanntmachung dieser Wahrheit seyn, wie bange müßte ihnen werden vor der gerechten Beschuldigung, die Schwerter nur zum Bürgerkriege gewetzt zu haben, indem sie den unlauteren Sophismen politischer Gaukler das Wort redeten!

3) L'Afrique et le peuple africain, considerés sous tous leurs rapports avec notre commerce et nos coloniees etc. par Mr. Lamiral, ancien agent de commerce en Afrique. gr. 8. Paris, 1789.

St. 6. S. 49.

4) Relacion del ultimo viage al Estrecho de Magallanes de la fregata de S. M.

Santa Maria de la Cabeza en los años de 1785 y 1786. Extracto de todos los anteriores desde su descabrimiento impresos y Mſs. y noticia de los habitantes, suelo, clima y producciones del estrecho. — Trabajada de orden del Rey. 4. Madrid 1788.

St. 16. S. 145.

5) Geſchichte der merkwürdigſten Reiſen, welche ſeit dem zwölften Jahrhundert zu Waſſer und zu Lande unternommen worden ſind. Von Theophil Friedrich Ehrmann. I. u. II. Band. Frankfurt am Mayn.

St. 17. S. 163.

— — — — — — —

Hr. E. hat unverkennbaren Fleiß an dieſe Ausarbeitung gewendet; und als chronologiſche Ueberſicht von der allmälichen Bekanntwerdung der verſchiedenen Welttheile wird ſie ihren Nutzen haben, wenn man gleich wünſchen möchte, daß er bey einem vollſtändigeren und umfaſſenderen Plan für Natur- und Menſchenkunde mehr hätte leiſten wollen, als der geringe Umfang von vier und zwanzig kleinen Bändchen ihm jetzt geſtatten wird. Eine Folge dieſer Einſchränkung iſt es, daß ihn zuweilen unbedeutende Nebenſachen zu lange aufhalten, wahrſcheinlich, weil er die Aufmerkſamkeit des Leſers dadurch zu unterhalten glaubt; allein mit einem feſteren, unverwandten Blicke hätte ſich Reiſe und Fülle vielleicht noch ſchöner zu ei-

nem interessanten Ganzen verbinden lassen. Wirklich haben wir jetzt in vielen Fällen wenig mehr als einen rapiden Entwurf der Hauptbegebenheiten jeder Reise zu erwarten; die genauere Bestimmung dessen, was jedesmal für Erdkunde und Handel gewonnen ward, und die Charakteristik der Reisebeschreiber selbst, ohne welche man ihre Bemerkungen nicht gehörig benutzen und beurtheilen kann, vermissen wir nicht gern. Eine Unvollkommenheit, die uns unmittelbar aus dem Plan selbst des Verfassers zu erwachsen scheint, ist diese, daß es so manche vortreffliche und lehrreiche Reisebeschreibung giebt, die aber für die bloße Geographie ganz entbehrlich ist, und die nun, weil nur die merkwürdigsten Entdeckungsreisen hier eine Stelle finden, ganz übergangen werden dürfte. In der allgemeinen Einleitung finden wir den Ideengang oft zu desultorisch, wiewohl wir auch die Schwierigkeit nicht verkennen, auf so wenigen Seiten die ganze Weltgeschichte, sey es gleich nur in Beziehung auf Schifffahrt, Handel und Kenntniß der Erde, in eine Skizze zu bringen. Ueberall blickt indessen des Verfassers guter Wille hervor, selbst da, wo er einem Muster nachzustreben bemühet ist, welches wir ihm lieber rathen würden in seiner Individualität ruhen zu lassen. Bey dem Wunsche, dessen wir uns bewußt sind, den Verdiensten des Verfassers volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, werden diese Erinnerungen, die zum

Theil nur auf andern Ansichten des Gegenstandes, als den seinigen, beruhen, für ihn selbst schwerlich den Anstrich eines übelgelaunten Tadels haben können. In der Vorrede erwähnt er mit bescheidener Diffidenz seine nicht günstige Lage, wobey er doch funfzehn Jahre lang sein Lieblingsstudium eifrig fortgetrieben hat. Wie lange wird es doch das Schicksal der Gelehrten in Deutschland seyn, diese Klage führen zu müssen? Jedes Uebel hat indessen irgend eine gute Folge. Hier springt es in die Augen, wie das edelste Geschäft und die erhabenste Bestimmung des menschlichen Geistes, die Uebung und Entwickelung der Verstandeskräfte in Erforschung der Wahrheit, der Unterstützung der mächtigeren Classen im Staate beynahe nichts verdankt; und so wird ihnen die Nothwendigkeit, bald mit Nachdruck auf diesen Punkt hinzuwirken, desto näher gelegt, je schärfer das Menschengeschlecht über sein wahres Interesse zu wachen, je deutlicher es einzusehen anfängt, daß die Einrichtungen der bürgerlichen Ordnung nur in so fern heilig bleiben können, als sie nützlich sind.

6) Essai historique sur la Colonie de Surinam, etc. avec l'histoire de la Nation Juive Portugaise et Allemande y établie, etc. le tout rédigé sur des pieces authentiques y jointes et mis en ordre par les Régens et Réprésentans de la

dite Nation Juive Portugaise. 2 Voll. Paramaibo (Amsterdam) 1788.

St. 79. S. 786.

7) The Marches of the Britiſh armies in the Peninsula of India, during the Campaigns of 1790 et 1791, illustrated and explained by reference to a map, compiled from authentic documents, transmitted by Earl Cornwallis from India. By Major Rennell. 8. London.

St. 99. S. 991.

8) A Voyage from Calcutta to the Mergui - Archipelago etc. also an account of Jan Sylan, Pulo Pinang, the Port of Queda, the present state of Atcheen etc. an account of the Island of Celebes etc. By Thomas Forrest Esq. 4. London.

St. 101. S. 1012.

9) A Voyage to the South-Sea undertaken by command of His Majesty, for the purpose of conveying the Breadfruit-tree to the West-Indies, in His Majesty's Ship, the Bounty, commanded by Lieutenant William Bligh, etc. London. 4. St. 104. S. 1046.

10) A Tour from Gibraltar to Tangier, Sallee, Mogodore, Santa Cruz, Tarudant and thence over mount Atlas to

Morocco etc. by William Lempriere, Surgeon, 8. London.

St. 105. S. 1051.

11) A Journal of a Journey from the Cape of Good Hope, undertaken in 1790 and 1791, by Jacob van Reenen etc. in search of the wreck of the hon. the East-India Company's ſhip, the Grosvenor. By Capt. Edw. Riou. 4. London.

St. 140. S. 1393.

II.

In der Allgemeinen Litteraturzeitung vom Jahr 1791.

1) Göttingisches historisches Magazin von C. Meiners und L. T. Spittler. Vierter bis siebenter Band. 8. Hannover, 1789. 1790. Nro. 7. 8.

Wir werden mit den Aufsätzen und Mittheilungen des Herrn Hofraths Meiners den Anfang machen. Die hier befindlichen Erläuterungen seines anthropologischen Grundrisses erscheinen unter folgenden Rubriken: über eheliche Verbindungen in den nächsten Graden der Blutsfreundschaft; über die Sinnlichkeit, deren verschiedene Stufen und Zweige; Beyträge zur Geschichte der alphabetischen Schrift; über das Klima im heißen Erdgürtel; über die Entstehung des bürgerlichen Regiments; Geschichte der Sitten der Römer in den beyden ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt; über die Entstehung des Eigenthums; kurze Geschichte des

gemäßigten Klima; über die so genannten Wilden, oder über Jäger- und Fischervölker; über die Natur der Afrikanischen Neger; über die Varietäten und Abarten der Neger; über den Sklavenhandel in Westindien; über die Natur der Amerikaner; über die Natur der Völker des östlichen und nordöstlichen Asiens; der Völker im südlichen Asien, auf den ostindischen und Südseeinseln und auf den Südländern; der morgenländischen Völker, und endlich der Slavischen Völker in Europa. Ohne den hypothetischen Faden, woran wir alle unsere eigenen und alle fremden Erfahrungen reihen, wäre die Ordnung und der Zusammenhang im Denken unmöglich, vermittelst deren man in jedem, und zumal in diesem unerschöpflichen Studium, welches man so oft des Menschen wichtigstes nannte, zu einiger Gewißheit zu gelangen hofft. In dem durch die Formen unserer Verstandeskräfte zuerst veranlaßten, und durch frommes Vorurtheil aller Art genährten Vertrauen, daß absolute Wahrheit dem eifrigen und treuen Forscher zuletzt nicht entgehen könne, läßt mancher sich die Mühe nicht verdrießen, den ungemessenen Kreis des menschlichen Wissens zu durchlaufen, und was er vor sich findet, an jenen Faden zu knüpfen; aber nur äußerst Wenigen wird die Genügsamkeit zu Theil, am Ende dieser Laufbahn sich mit der unüberwindlichen Täuschung wissentlich auszusöhnen und zwischen einem anmaßenden Dogma und einem mißmü-

thigen Omnia vanitas im Gleichgewichtspunkte zu schweben. Diese sehr ernsthafte Betrachtung drang sich noch bey keiner wissenschaftlichen Lectüre so unwiderstehlich, wie bey der gegenwärtigen, dem Recensenten auf. Er konnte sich's nicht verhehlen, wenn er auch dem Forschungsgeiste des Verfassers alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und sich ganz in seinen Gesichtspunkt versetzte, daß gleichwohl aus den nämlichen Quellen, die auch Herr Meiners zu Rathe gezogen hat, eine verschiedene Ansicht derselben Gegenstände geschöpft werden könne, welche seiner Darstellung in vielen wesentlichen Punkten widerstritte. Wer die ungeheure Summe von Kenntnissen, welche sich Herr M. eingesammelt hat, und ihre Universalität erwägt; wer die erstaunliche Anstrengung des Geistes berechnet, die zu einer solchen Einsammlung erfordert wird, und sodann bemerkt, daß der Verfasser wirklich ohne Unterlaß bemühet gewesen ist, diesen Vorrath als Denker übersehen und ordnen zu wollen: der begreift auch wohl, wie er, selbst bey der ausgebreitetsten Belesenheit, die seit Hallern nur wenige Menschen weiter getrieben haben, und bey so viel Scharfsinn, als er in seinen frühern Schriften an den Tag gelegt und noch jetzt an vielen Stellen gezeigt hat, dennoch in eine Einseitigkeit habe verfallen können, welche bey manchem Leser Widerwillen, bey einigen sogar Unwillen erregt. Der Recensent ist nicht gesonn-

nen, mit Hrn. M. über seinen Gesichtspunkt zu rechten; allein er glaubt nach wiederholten Wahrnehmungen an sich und Andern, daß die harten Urtheile, welche man seit einiger Zeit über diese Schriftsteller ergehen läßt, in einem dunklen, wider seine Hypothesen sich empörenden Gefühle schon längst entstanden sind, ehe man noch Zeit gewonnen hat, über sein Verfahren eine nähere Prüfung anzustellen, und die etwanigen Fehler der Uebereilung in seinen Schlüssen aufzufinden. Bekanntlich theilt Hr. M. das Menschengeschlecht in den Kaukasischen und Altaischen Stamm, wovon jener die Celten und Slawen, dieser alle übrigen Völker der bewohnten Erde in sich begreift. Unter allen Menschen sind die Celten aber die einzigen, denen eine glückliche Organisation und mit derselben die höchste Perfectibilität zu Theil geworden ist. Drey Viertheile des ganzen Erdrunds sind hingegen im Besitz der Mongolen und ihrer Nachkommenschaft, eines von Natur zur physischen und sittlichen Mißgestalt organisirten Stammes. Das übrige, was nicht die Celten inne haben, bewohnen die weit beschränktern Slawen; und sowohl diese, als gewisse Celtische Völkerschaften, sind durch Verheirathung mit jenen häßlichen und bösartigen Menschen mehr oder weniger entartet (mongolisirt). Wie man auch immer die Worte bestimmen mag, so bleibt wenigstens so viel unleugbar, daß allerdings ein Volk vor dem andern

dern ſchön oder häßlich, gutmüthig oder bösartig, aufgeklärt oder eingeſchränkt, von reinen oder verderbten Sitten genannt werden müſſe. Stufen des größern oder geringern Reichthums von Anlagen und Kräften werden wir in der Natur vom Wurme bis zum Menſchen gewahr; folglich iſt es nicht ungereimt, ähnliche Gradationen auch unter den Individuen einer jeden Gattung anzunehmen. Jene Berechnung, nach welcher es mehr einfältige, rohe, thieriſche und häßliche Menſchen, als ſchöne, gebildete und kluge, ſittliche giebt, iſt augenſcheinlich richtig, und ſtimmt auch mit dem Gange der Natur im Großen und Ganzen überein, da Vortrefflichkeit nirgends die Regel iſt, nach welcher ſie die Weſen multiplicirt. Oft iſt das Schädliche und Häßliche zugleich das Zahlreichſte und Fruchtbarſte, und hat ſeine Anſprüche auf Daſeyn und Erhaltung trotz dem Beſten. Wer kann alſo läugnen, daß es im Rathſchluſſe der Natur, oder, was hier gleichlautend iſt, der Gottheit, bey weitem das Wichtigſte geſchienen habe, daß Menſchen, als eine beſondere Thierart, daſeyn und ſich mehren mögen? Gegen dieſen wichtigen Zweck (nämlich das phyſiſche Leben) gehalten, bleiben jene göttlichen Vorzüge des moraliſchen Sinnes und der Vernunft, ſo entzückend und erhebend auch der Genuß iſt, den einzelne Glückliche darin finden, nur gleichſam ein Minimum, eine Nebenſache; und nur gelegentlich nach Maaß-

gabe der Umstände, sollten sie sich da und dort in verschiedenen Verhältnissen bey wenigen Individuen entwickeln. Die einzelnen Menschen nun, bey welchen sie sich auf das vollkommenste entwickelt haben, sind, so viel uns die Geschichte davon lehrt, unstreitig Bewohner unsers Welttheils; und an dem Einfluß ihrer Bildung auf die Masse der Völker, die zunächst Eindrücke von ihnen empfangen konnten, läßt sich die Zuverlässigkeit dieser Behauptung darthun. In Europa sind die Wissenschaften und Künste bis zu einer anderwärts nicht erreichten Stufe der Vervollkommnung gelangt; wir haben einen Mechanismus der Sittlichkeit vor andern Völkern voraus, der nur aus langer Gewöhnung an durchdachte Grundsätze entspringen kann; wir endlich herrschen auch in andern Welttheilen, und umfassen mit unserer vollkommnern Kenntniß die ganze Erde. Ob wir aber diese Vorzüge einer angebornen Vortrefflichkeit unserer innern und äußern Organisation, eher, als dem Klima, der Lage unserer Länder, der Kette vorhergegangener Begebenheiten, insbesondere gewissen bestimmten Anregungen der Leidenschaften und Gemüthskräfte einzelner Menschen, und einigen glücklichen Würfen des Schicksals, wie z. B. der Erfindung der Buchdruckerkunst, verdanken: darüber dürfte des Streitens nicht leicht ein Ende seyn. Es sey immerhin wahr, daß das innere Kraftmaaß mit der äußeren Gestalt in einer unauflöslichen Har-

monie besteht, daß die edelsten Menschen zugleich von körperlicher Bildung die schönsten seyn müssen, und daß die Europäer wirklich jetzt beyde Vorzüge des Geistes und des Körpers in sich vereinigen; wer bürgt uns, daß unser Stamm, ehe sich geistige Kräfte bey ihm entwickelten, schon ihr begleitendes Zeichen, körperliche Schönheit, besessen haben könne? Hätte sich, um nur noch Einen Zweifel zu erwähnen, die Vernunft unter den nordischen Völkern so leicht und auf die Art, wie es geschehen ist, entwickelt, wenn sie nicht früher schon in Chaldäa, Indien und Aegypten Fortschritte gemacht hätte, wenn die Buchstabenschrift nicht mit den Künsten und Wissenschaften aus Asien und Afrika nach Griechenland gewandert wäre und dort unter günstigen Verhältnissen des Orts, des Himmelstriches, der Verfassung und der Organisation, eine schönere Epoche der Aufklärung bewirkt, wenn endlich Rom nicht alle seine Nachbarn verschlungen, und die Wirkungen der Vernunft aus den entferntesten Punkten seiner Herrschaft gesammelt, durch den ganzen Umkreis derselben in Schwung gebracht hätte? Wir müssen auch nicht die glücklichen Folgen der Erscheinung einzelner Männer von höherer Fähigkeit, der Masse ihres Volkes zum Verdienste anrechnen. Tausende von Edlen haben gelebt und keine Spur ihres Daseyns und ihres Wirkens hinterlassen; da hingegen oft weit mittelmäßigere Köpfe, und

ſogar Menſchen von zweydeutigem Herzen, ihrem Zeitalter ganz neue Richtungen und Impulſionen mitzutheilen vermochten. Wer iſt ſo neu im Studium der Menſchheit, daß er nicht einſieht, die Umſtände und eine durch ſie hervorgebrachte Nothwendigkeit, nicht die Menſchen allein, waren es, von denen alles abhing? Die Chineſer, Japaneſer, Tibetaner, Indier, die Peruaner und Mexikaner haben doch immer verhältnißmäßig einen gewiſſen, nicht ganz verächtlichen Grad der ſittlichen Bildung erreicht. Setzen wir, daß Jahrtauſende lang die Begebenheiten des Erdrunds im Großen dieſe Völker ſo in ihrer Art begünſtigten, wie wir begünſtigt worden ſind: iſt irgend ein Grund vorhanden, welcher uns mit Recht die Möglichkeit bezweifeln lehrte, daß Fähigkeiten, die jetzt ſchlummern oder gänzlich fehlen, ſich dereinſt nicht einfinden und entwickeln ſollten? Wie weit hatte nicht ein Confucius, ein Buddha, ein Mango Capac u. ſ. w., dieſe Völker ſchon gebracht? Abgerechnet, was der Nachahmungstrieb (den Hr. M. den Mongolen als etwas Verächtliches gern zugeſteht), Vorurtheil der Erziehung und mechaniſchen Gewöhnung, was locales und klimatiſches Verhältniß bey uns nothwendig und ohne Vorausſetzung einer größern innern Vortrefflichkeit hervorbringen; was bleibt auch uns übrig, das auf die Benennungen: ſittliche Größe und Vollkommenheit, bey dem unpartheyiſchen Philoſophen Anſpruch

machen könnte? Wenn man auf der von unserm Verfasser vorgezeichneten Bahn in der Sichtung des Menschengeschlechtes nach seinen Fähigkeiten und dem Grad ihrer Entwickelung fortschreitet, so fällt es ja in die Augen, daß auch in unserm Welttheil, wohin wir uns nur immer wenden mögen, die große Masse der Nationen, so geneigt man auch anfänglich seyn konnte, sie den Bewohnern der übrigen Erde vorzuziehen, theils wegen ihrer körperlichen Gestalt, theils wegen ihres anerkannten Stumpfsinnes und des geringen Grades von moralischem Gefühl, der sich in ihrer Ausbildung verspüren läßt, von der Achtung, die man ihrer Herkunft schuldig seyn soll, wenig oder nichts vor andern vorausbehalten könne. Ohne auf die Unflätherey Rücksicht zu nehmen, die Herr M. den Altaivölkern so gern vorwirft und wozu wir das Gegenstück beym Lipsius, wenn er Westphalen, beym Erasmus, wenn er England schildert, ja noch heutiges Tages in den Hütten des Deutschen, Schottischen, Französischen, Italiänischen Kötheners und gemeinen Mannes aufzuweisen haben; würde man nicht, wenn man aus den Reisebeschreibern und Historikern charakteristische Züge von Europäischen Völkern sammelte, ein abschreckendes Gemählde entwerfen können von Aberglauben und Dummheit, von Geitz und Eigennutz, von Plumpheit und Halsstarrigkeit, von Wollust, Ueppigkeit, Verschwendung, Gefühllosigkeit

und Bosheit? Was den Punkt der körperlichen Schönheit betrifft, wie viele Länder giebt es in Europa, das einzige England etwa ausgenommen, wo sie das Loos der gemeinen Volksklasse ist? Soll Geist und Witz und Kunstsinn der Maßstab der Vortrefflichkeit seyn; wer nannte je die nordischen Europäer geistreich und witzig? wer wagt es, ihnen Kunstsinn anzudichten? Der Sinn für das Schöne ist bey uns das Eigenthum weniger, seltener Individuen, und nur in Italien offenbarte er sich vollkommener, richtiger, feiner, und ohne Zweifel auch allgemeiner als anderwärts. Allein die Italiäner, heißt es, sind nicht ächte Celten; Hr. M. schreibt schon die Ausartung der Römer unter den Kayfern dem unedlen Blute der überwundenen Nationen zu, welches in die Adern der nachfolgenden Zeugungen überging (B. V. S. 199), so wie er auch in dem kurzen Vergleich von Nord- und Süd-Deutschland die geringen Fortschritte, welche die Reformation und Aufklärung in der größern Hälfte unsers Vaterlandes gemacht haben, einer schlechtern Organisation und einem stumpfern sittlichen Gefühl beymißt, deren Ursprung er in der Vermischung der ächten Deutschen (Celten) mit den Wenden (einem Slawenvolke) gefunden zu haben glaubt. (B. V. S. 200. 201). Das Maurische und Jüdische Blut in Spanien und Portugall hat also wahrscheinlich auch einen großen Antheil an der Ungelehrig-

keit und Trägheit der Einwohner jener Länder; und es ist die Frage, ob das Sittenverderbniß in Frankreich und die daraus erfolgte Staatsauflösung, die man im historischen Magazin verächtlich genug eine Ochlokratie betitelt, nicht hinreichenden Grund darbietet, zwischen Galliern und Deutschen einen wesentlichen Unterschied festzusetzen, der auch schon seit Cäsars Zeiten zur Genüge bekannt ist und sich in physischer Bildung, Geistesanlage, Sitten und Sprache bis jetzt erhalten hat. Was die Römische Oberherrschaft in einem Zeitraume von mehreren Jahrhunderten, sowohl in Gallien als Britannien, für fremdes Blut in die Celtische Masse mischen können, wäre auch noch zu untersuchen übrig. Allein, dies alles zusammengenommen dürfte es um den Adel des Celtenstammes überhaupt sehr mißlich stehen, wenn entweder die Racen so sehr vermischt sind, daß sich niemand mehr getrauen darf, sich einer unbefleckten Abstammung zu rühmen, oder aber diejenigen Völkerschaften in Norden, denen man diesen Vorzug weniger als andern streitig macht, keine Ursache haben, darauf stolz zu seyn. Gewiß, als der Verfasser zum erstenmale, um sich die Eintheilung seiner Collectaneen zu erleichtern, auf seine guten und bösen Menschenstämme verfiel, da war es ihm nicht gegenwärtig, wie viel Willkührliches in dieser Absonderung liegt, die so bald, ohne allen Aufwand von Kräften, erfunden war, und

auf keinem andern als dem von ihm gewählten Wege sich durchführen ließ. Gar zu natürlich scheint es indessen, daß er nun gleichsam darauf ausgehen mußte, recht hervorspringende Karrikaturzüge von seinen vermeyntlichen Halbmenschen aufzuzeichnen, um ihre Verschiedenheit von den Kaukasiern ins volle Licht zu stellen; und nicht minder natürlich, daß, so bald seine verschiedenen Begriffe von Mongolen und Celten sich bey ihm recht festgesetzt hatten, er fast in jeder Zeile, die er las, die Bestätigung seines Systems finden, und, wie ein ächter Systematiker, sich an die Ausnahmen nicht kehren mußte, die sich am Ende durch irgend eine Zwitterzeugung leicht erklären ließen. So verrückte sich unvermerkt des Verfassers Gleichgewicht; das Einseitige, welches allen Systemen eigen ist, ging über ins Schiefe und Unwahre, weil er das Gemisch von Immoralität und Unfähigkeit, welches ihm auf dem einmal gewählten Standorte auch in Europa, und mitten unter seinen Celten entgegenleuchten mußte, entweder nicht bemerken wollte, oder weil er durch bloße Machtsprüche hier beschönigte, was er dort verabscheuet hatte. Diesen Widerspruch mit sich selbst hätte er vermieden, wenn es ihm nicht darum zu thun gewesen wäre, den Beweis seines Systems aus dem System selbst zu entwickeln: eine künstliche Cirkelbewegung, die eigentlich in der Philosophie nicht mehr gestattet wird. Man würde

aber, dem allen unbeschadet, seine Hypothese verzeihlich gefunden haben, wenn sie weniger trostlos und absprechend gewesen wäre. Daß ein Philosoph gerade auf den Punkt zurückkehrt, wo er die geringsten seiner Landsleute bey ihrem Vorurtheil und Nationalstolz verließ, nämlich zu der partheyischen Vorliebe für sein Volk und Vaterland, das mochte immer hingehen; und da es nun einmal Unterschiede im Menschengeschlechte giebt, da die Europäische Cultur, zumal die wissenschaftliche, jede andere übertrifft, so ließ sichs denken, daß ein Gelehrter den relativen Werth der Menschen nach den Vorzügen bestimmen würde, die er an sich selbst und seines Gleichen schätzte. Unstreitig aber konnte Hr. M. gegen sich und seine Landsleute gerecht und billig seyn, ohne den Bewohnern der übrigen Erde durch eine ganz willkührliche Voraussetzung zu nahe zu treten. Hart ist es, weil es niemanden zu Gute kommt, Völkern, die jetzt auf einer von der unsrigen verschiedenen Stufe der Bildung stehen, allen sittlichen Werth, alle Perfectibilität, alle menschlichen Vorzüge abzusprechen; hart, die Eigenthümlichkeiten, die der Verfasser da und dort aufgezeichnet fand, so schneidend zu greifen, daß der Natur der unverdiente Vorwurf daraus erwächst, als hätte sie bey weitem den größten Theil des Menschengeschlechtes, sich selbst und Andern zur Qual, mit lauter teuflischen Anlagen und einer unverbesserlichen Unsittlich-

keit gerüstet; hart endlich und ohne Beweise unverantwortlich, unsre Gattung in zwey Stämme zu theilen, die in Absicht auf körperliche Bildung, intellectuelle Anlagen und moralisches Gefühl beynahe vollkommne Antipoden sind, und denen die Natur gleichwohl die unselige Möglichkeit verlieh, ihr Geschlecht mit einander zu vermischen und greuliche Zwitter zu zeugen. Den Philosophen geht es zwar nichts an, ob seine Lehre trostlos sey, oder nicht; ist er nur von ihrer Richtigkeit überzeugt, so befiehlt ihm sein Gewissen, sie auszubreiten. Allein Hr. M. selbst wird nach den Grundsätzen, die er anderswo (Vorrede zu seinem Grundriß der Seelenlehre) geäußert hat, weit strenger richten müssen, da hier nicht etwa von bündigen Schlüssen die Rede ist, welche vermeyntliche Demonstrationen von unerweislichen Dingen in ihr Nichts zurückweisen, sondern von unbeglaubigten Aeußerungen, die jene Wahrscheinlichkeit untergraben, auf welcher ein froher und beglückender Glaube beruht. Dies ist der Punkt, bey welchem sich, ungeachtet der Billigkeitsregel, daß keine Meynung um ihrer so genannten gefährlichen Folgerungen willen verdammlich sey, das Gefühl dennoch gegen die feindselige Hypothese sträubt. Der Recensent ist weit entfernt, dem Hrn. Verfasser aus der Bekanntmachung seines anthropologischen Systems, mit allen seinen Folgerungen, ein Verbrechen zu machen; der gewissen Ueberzeu-

gung, daß alles, was mit reiner Absicht je gesagt worden ist, verhältnißmäßig nützlich, wahr und gut seyn könne, und daß nichts von allem, was Menschen wähnen oder ersinnen, die Macht des Guten überwältigen oder das Licht der Wahrheit auslöschen werde, die sich immer neu, nur immer in anderm Maaße, in jeder Menschenbrust offenbaren. Wer indessen hierin anders denkt und die Schädlichkeit einer Vorstellungsart für einen hinreichenden Grund halten möchte „sie mit Gewalt zu ersticken;“ (s. die oben angezogene Vorrede) der wird sich unverzüglich beruhigt finden, sobald er die Beweise prüft, die dem System des Verfassers zum Grunde liegen sollen. Die Art des Verfahrens, welches sich Hr. M. bey seinen Arbeiten über die philosophische Geschichte der Menschheit erlaubt, ist bereits in unsern Blättern in ein klares Licht gestellt, und (leider ohne den mindesten guten Erfolg für die spätern Aufsätze des Verfassers) gerügt worden. Vielleicht ist es nicht ganz seine Schuld, wenn er überall nur das Schlechte, Häßliche, Ekelhafte, Verabscheuungswürdige sieht. Indem wir die Veranlassung zu dieser seltsamen Auswahl analysiren, so möchten wir fast das Schicksal der Gelehrten bedauern, die sich noch immer an so dürftigen und unverdauten Hülfsmitteln, wie die meisten Reisenachrichten ihnen darbieten, begnügen müssen. Wir sind z. B. überzeugt, so fest Hr. M. an

seiner Hypothese haften mag, und so wenig man ihn von einem besondern Hange zu schauderhaften Gemälden von Menschensitten freysprechen kann, daß, wenn er mit seinem Scharfsinn und der genauen Kenntniß desjenigen, worauf es eigentlich ankommt, so glücklich gewesen wäre, die Völkerschaften, die er jetzt herabwürdigt, in ihren Wohnsitzen zu besuchen, seine eigenen Beobachtungen ohne allen Vergleich billiger, menschenfreundlicher, und der Natur gemäßer ausgefallen wären, als alles, was er aus unzähligen Schriftstellern, so verschieden an Interesse, zusammengestoppelt hat. Denn obgleich die Menschengattung, von einer Stelle übersehen, mehr thierisch als vernünftig, mithin eben durch das Geschenk des persönlichen Bewußtseyns und der Sprache verächtlich erscheint: so giebt es doch auch einen Standort, der uns mit der Natur und ihren Gesetzen aussöhnen kann. Anstatt, wie Hr. M., nur Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten auszuzeichnen und alle Völker hundert- und mehrmal zu mustern, um uns erzählen zu können, wo man diese oder jene Unsittlichkeit (nach Europäischen Begriffen) vorzüglich bemerkt, wäre es billiger gewesen, ein jedes Volk für sich zu betrachten, es nach allen seinen Verhältnissen zu beschreiben, und genau zu untersuchen, wie es an die Stelle hinpaßt, die es auf dem Erdboden ausfüllt. Es ist immer eine mißliche Sache, zwischen verschiedenartigen Dingen eine

Rangordnung in Absicht auf ihren absoluten Werth zu bestimmen; wenn wir dagegen jedes in seiner Art, den Elephanten, das Pferd, den Hund u. s. f. als das, was sie sind, seyn sollen und seyn können, betrachten, so kommt für jede eine Vortrefflichkeit sui generis an den Tag, die wir nirgends in der Natur vermissen. Soll die Menschengattung hier eine Ausnahme machen? Fast scheint es, wenn Hr. M. es rechtfertigen kann, daß er zuerst zwey Menschenstämme durch wesentliche, angeborne Unterschiede charakterisirt, und sodann den einen mit allen Ausdrücken des Abscheues und der lieblosen Verwerfung überhäuft, weil er das nicht ist, was er vermöge der Definition nicht seyn sollte und konnte. Viel von der nachtheiligen Schilderung, die der Verfasser von den Bewohnern anderer Welttheile entwirft, wäre weggefallen, wenn er zwischen extensiver Cultur und intensiven Vorzügen der Menschheit einen Unterschied hätte bemerken wollen. Das ganze System unsrer Sitten hängt an einem sehr feinen Faden; und wie die zarteren Gefühle des Schicklichen, und überhaupt der Sinn für moralische Bestimmungen sich ohne einen gewissen Grad der Vernunftentwickelung nicht denken lassen: so setzt dieser wieder eine besondere Lebensweise und eigene Beziehungen des Orts, des Himmelstriches, der Lage und der benachbarten Menschen voraus. Die Verfeinerung des sittlichen Gefühls wird überall nach-

folgen, wo richtige Begriffe in Umlauf kommen; diese aber konnten sich nicht immer entwickeln: die subjective Vernunft bequemte sich den Localverhältnissen; und wo diese sich ihrer Wirksamkeit widersetzten, ruhte das Organ des Denkens, das Gehirn, so lang es weich blieb: kein Wunder also, wenn es im Alter keine neue Impulsion annehmen konnte. Dafür blieben aber die Sinne desto durchdringender und schärfer. Die Anstrengung und Uebung der Denkkräfte geschieht hingegen auf Kosten des Körpers; die Sinne der gesitteten Menschen sind verhältnißmäßig schwächer. Seine Fertigkeit, zwischen sinnlichen Eindrücken feiner zu unterscheiden, ist daher keine besondere Anlage, welche dem rohen Menschen fehlt, wie Hr. M. durchgängig behauptet, sondern ein in Mechanismus übergegangenes ästhetisches Gefühl, welches mit der Aufklärung und der Bestimmtheit der Begriffe im genauesten Zusammenhange steht. Wir können, wie die Erfahrung lehrt, diesen Mechanismus im Empfinden und Denken so weit treiben, wie in körperlichen Uebungen, und die Gewohnheit äußert sich im Guten so mächtig, wie im Bösen. Unseren Verfassungen den Vorzug streitig zu machen, der sich in der allgemeinen Gewöhnung zum Guten durch die Einführung und Heiligung der Gesetze so deutlich äußert, wäre allerdings ungereimt; aber den Kindern der Gewohnheit entweder ein Verdienst oder ei-

nen Vorwurf aus der Befolgung derjenigen Ordnung zu machen, die ihnen Beyspiel und Lehre aufdrangen, scheint uns nicht viel vernünftiger. Es giebt einzelne große Menschen, bey denen sich ein richtiges Maaß des relativen Werths der Dinge, ein innerer sittlicher Sinn, vollkommener als bey andern entwickelt, und sie sich selbst zur Regel macht, ohne daß sie eine äußere Vorschrift bedürfen, oder auch nur kennen. Allein diese sind, wie verschieden auch ihre extensive Aufklärung sey, an keine besondere Erdscholle und an keinen privilegirten Stamm gebunden, und es gehört die ganze Unbiegsamkeit der Hypothesensucht dazu, um sie zu Gunsten eines kleinen Völkchens allen übrigen Nationen abzusprechen. So viel man indessen von dem System unsers Verfassers auf Rechnung der Reisebeschreiber setzen mag, so kann doch andererseits nicht geläugnet werden, daß man bey gehöriger Aufmerksamkeit auch Züge zu vortheilhaften und angenehmen Schilderungen von sehr vielen, sogar den wildesten, Völkern, bey den glaubwürdigsten Schriftstellern aufgezeichnet findet; ja, es ließe sich, wenn man die von Hrn. M. so ganz vernachlässigte Kritik zu Hülfe nähme, sehr überzeugend darthun, daß, wenn gleich die Menschen überall zwischen Trieb und Vorschrift schwanken, und sich mehr auf jene Seite neigen, so lange sie ganz ungebildet sind, sie doch auch bey den geringsten Anfängen von gesellschaftlicher Vereinigung, schon

Formen von conventioneller Sittlichkeit annehmen, nach denen sie sich mechanisch bequemen. Offenbar läßt sich Hr. M. also von seiner Hypothese zu einer großen Partheylichkeit hinreißen, indem er von neun Zehntheilen des Menschengeschlechts alles Scheußliche, Ekelhafte, Erniedrigende zusammensucht, ihre Greuel in ganzen Reihen von Superlativen hererzählt, und sie nach allen ihren Individuen so schildert, wie man nur die Hefen des Menschengeschlechts beschreiben kann. Die Geschichte, sagte Voltaire, ist nichts, als eine Schilderung von Schandthaten; und man hat ihm diesen harten Ausdruck verdacht: was hätte er nicht erst sagen müssen, hätte er Hrn. M. gelesen! Das Gegenstück zu dieser Darstellung ist uns der Verfasser noch schuldig: den Panegyrikus der Celten, der ohne Zweifel mehr Kunst erheischt, wenn er nicht wie Satire lauten soll. Die Aufgabe ist um so schwerer, da hier fast jeder Leser zugleich Beurtheiler seyn kann; hingegen bey demjenigen, was andere Welttheile betrifft, nur wenige aus eigner Erfahrung sprechen dürfen. Der Recensent glaubt es zur Würdigung seines hier geäußerten Urtheils erwähnen zu müssen, daß er theils einzelne Menschen aus andern Welttheilen, theils ganze Völkerschaften in sehr entlegenen Ländern zu beobachten Gelegenheit hatte, und er läugnet nicht, daß er seine Bekannten in den Beschreibungen des Verfassers nicht wieder gekannt hat. Wären die Excerpte

des

des Hrn. M. ſo beſchaffen, daß man ſich darauf verlaſſen könnte, ſo ließen ſich ſeine Aufſätze wenigſtens als eine Vorarbeit, oder ein Repertorium für den künftigen Hiſtoriographen der Menſchheit betrachten. Allein es iſt uns hier nicht vergönnt, das Labyrinth von Widerſprüchen durchzugehen, worin ſich Hr. M. in den vor uns liegenden, wie in ſeinen vorhin angezeigten, Aufſätzen unauflöslich verwickelt. Die Auseinanderſetzung aller Punkte, wo er ſeinen Autor mißverſteht, unrecht anwendet, wo er innerhalb weniger Zeilen die entgegengeſetzteſten Beſtimmungen anführt, und willkührliche Vorausſetzungen häuft, würden mehr als einen ſtarken Band erfordern. Damit wir es indeſſen nicht bey dieſer Behauptung bewenden laſſen, fügen wir nur einige Anzeichnungen zur Probe bey. B. IV, S. 562. „Die Menſchen unterſcheiden ſich — von den Thieren darin, daß ſie Grade der Verwandtſchaft u. ſ. w. anerkennen, und Pflichten und Rechte darauf gründen.“ Welche Definition! Viele Menſchen erkennen ſie ja nicht an, gründen ja nichts darauf. Wenn man ſo viel Individuelles in eine Definition bringt, ſo könnte man zuletzt, wem man wollte, die Menſchheit abdiſputiren. S. 598. Was der Verfaſſer hier von der Wolluſt der Neger ſagt, widerlegt Bruce auf das überzeugendſte. S. 598. „Je gefühlloſer und beſchränkter Völker von Natur ſind, deſto kleiner iſt die Zahl ihrer

Gerichte, desto einförmiger ihre Bereitung, und desto kurzdauernder sind ihre Mahlzeiten. Die Morgenländer essen unaufhörlich ihren Pilau, so wie die südlichen Asiaten ihren Reißbrey mit stinkenden Fischen. Die Neger und Amerikaner fressen alles; aber sie wählen unter den Speisen, und bereiten sie oft eben so wenig, als die wilden Thiere, denen sie in Rücksicht auf Gefräßigkeit gleich kommen." Wie kann man dem Tadel dieses Mannes entgehen, der die Nüchternen beschränkt, und die Eßlustigen thierisch nennt, um nur kein anderes als Celtisches Verdienst anerkennen zu müssen? S. 605. „Gefräßigkeit ist ein angebornes Gebrechen der Amerikaner, Neger, und aller übrigen Völker, die mit ihnen gleiches Ursprungs sind, und unter uns ist es bloß ein natürlicher Fehler einzelner unglücklich geborner Menschen u. s. w." Wie viel fehlt, daß dieses Urtheil von den angeblich Mongolischen Völkern billig wäre! Einige Reisende haben freylich hier und dort gefräßige Menschen gesehen, und nicht mit eben so starkem Appetit Speisen genießen können, an welche sie nicht gewöhnt waren. B. V. S. 8. „Unter allen Zonen ist die heiße den edelsten Nationen am feindseligsten, und den unedleren hingegen am günstigsten." Ebendaselbst: „Die einzigen großen Völker von Mongolischer Abkunft, die einige Grade der Cultur erreichten, fanden und finden sich jetzo noch nur innerhalb der Wendekreise." China liegt größtentheils,

Japan ganz, außer dem Wendekreise, zwischen 30° und 40° der N. Breite. S. 10. Daß die nasse Jahrszeit den Negern am zuträglichsten ist, wird von glaubwürdigen Schriftstellern geläugnet, und sollte wohl auf des Marchais Zeugniß nicht geradezu behauptet werden, obgleich Hr. M. ihm S. 33 treulich nachschreibt, „daß sogar die Wolken (in Afrika) mit allerley Geschmeiß geschwängert sind, und, wenn sie sich in Regen ergießen, ekelhafte Gewürme auf den Verdecken der Schiffe zurücklassen.“ S. 38 ist aber auch die Luft im Mexikanischen Meerbusen an einigen Stellen einem Gifttrank ähnlich; und zum Schluß S. 41. wird gesagt: „man müsse ohne alles Nachdenken gelesen haben, wenn man nicht am Ende Gott danke, daß man in demjenigen Erdtheile geboren worden, in welchem das Klima im Ganzen der Gesundheit, und besonders der Erzeugung und Entwickelung der edelsten Vorzüge der Menschen am zuträglichsten ist.“ Was sollen denn die armen Bewohner der heißen Zone thun? — — S. 237. „Die alte Verfassung der Kalmyken findet sich noch immer in allen Ländern des südlichen Asiens und der Südsee.“ S. 465. „Alle Wilde ohne Ausnahme sind den aufs feyerlichste beschwornen Bündnissen nicht länger als bis zur ersten Veranlassung treu, u. s. w.“ Man sollte denken, es wäre von den Europäischen Cabinetten die Rede! S. 706. „Man kann fast ohne Ausnahme be-

haupten — daß die nichtswürdigsten Menschenkinder in Amerika und in den Südländern geboren werden.“ Doch nicht in Otaheite, den Societäts-, Marquesen-, Freundschafts-, Sandwichs-, Marianen- und Pelew-Inseln? Oder sollen wir die Nichtswürdigkeit nach der Entfernung abmessen? S. 709. spricht der Verfasser von den ungeheuren Wüsten und Steppen in Spanien, und von den schrecklichen Sümpfen, womit Italien bedeckt ist. Die Pontinischen Sümpfe sind von Cisterna bis Terracina dreyßig Italiänische Meilen lang, und ihre Breite geht nie über zwölf oder dreyzehn Meilen (Italien und Deutschland 3tes St. S. 29). Könnte man dagegen nicht Holland und die ganze Küste der Nord- und Ostsee einen ungeheuren Sumpf nennen? Aber nein; der gesegnete Mittelpunkt, wo die reinsten Celten wohnen, ist die kalte Hälfte des gemäßigten Erdstriches von Europa! S. 711. werden es die Römerinnen dem Verfasser schwerlich danken, daß er ihre Abneigung gegen alle Wohlgerüche der Allgemeinheit der Lustseuche zuschreibt. Sonderbar, daß dieselbe Krankheit in verschiedenen Ländern so verschiedene Wirkungen haben soll; in Peru, wo sie nach Freziers Zeugniß wirklich allgemein ist, können die Spanierinnen der Wohlgerüche nie genug bekommen, und parfumiren ihre Blumensträuße noch mit Bisam und Ambra. VI. B. S. 394. in der Anmerkung, behauptet Herr M., daß

die am meiſten verſchiedenen Hunde ſich dennoch ähnlicher ſind, als die am meiſten verſchiedenen Menſchen, welches ihm weder Naturforſcher noch Zergliederer zugeben werden. S. 399. glaubt er einen Beweis für die Einheit des Menſchengeſchlechtes bey der gröſten Mannigfaltigkeit der Racen in der Analogie gewiſſer Thiergattungen zu finden; wenn es nur auszumachen wäre, daß z. B. alle Hunde von einem Paare ſtammen. S. 652 ſoll es zur Entſchuldigung des Sklavenhandels dienen, daß erzählt wird, die Transporte von Truppen nach Weſtindien hätten eben ſo viele Menſchen eingebüßt, als die Sklavenſchiffe. Uns dünkt freylich das Eine, wie das Andere, abſcheulich. S. 656 ſagt Hr. M., indem er von den Grauſamkeiten der Pflanzer gegen ihre Sklaven ſpricht: „wenn man die angezeigten Fälle ausnimmt, die gewiß immer den kleinſten Theil ausmachen“ — Es ware zu wünſchen, daß er dieſes milde, präſumtive Urtheil allemal gefällt hätte, wo von den Abſcheulichkeiten der Neger, Amerikaner u. ſ. w. die Rede war. VII. B. S. 102 ſpricht Hr. M. von der „beyſpielloſen Aehnlichkeit“ der Amerikaner unter einander, die, ſo unbeſtimmt, wie ſie da ſteht, nichts weniger, als gegründet iſt, da S. 109. allen Amerikanern auch eine ungewöhnlich kurze und platte Stirn zugeſchrieben wird, ungeachtet Oldendorps und Labats Zeugniſſe ſich ſchon über die Caraiben allein widerſprechen, und Waſer,

wie Hr. M. selbst erinnert, den Bewohnern von Darien eine hohe Stirn zuschreibt. S. 220 ist er so gar mit Gily unzufrieden, daß er zwar Beyspiele vom Undank der Amerikaner erzählt, aber doch keine allgemeine Folgerung daraus zieht. S. 649. „Weil nach einem wohlthätigen Naturgesetz allenthalben, wo Menschen von verschiedenen Racen zusammenwohnen, die bessern immer, wenn gleich langsam, über die weniger guten gewinnen und das edlere Blut über das weniger edle die Oberhand erhält, so darf man hoffen, daß mit dem Fortgange der Zeiten alle Spuren Slawischer Trachten und Bauarten, Slawischer Sitten und Gewohnheiten aus Deutschland verschwinden werden.“ Nur aus Deutschland? Und Slawische Trachten und Bauarten, Sitten und Gewohnheiten sollen verschwinden? Und eine so wichtige Behauptung, wie diese, daß die edlen Celten alle veredeln, wie ohne Belag hingestellt? Was ist nun aus des Verfassers Behauptung (B. V. S. 199.) geworden, daß die Ausartung der Römer unter den Cäsarn eine Folge des ihnen beygemischten Blutes überwundener Nationen war? Dieses Blut konnte doch unmöglich in einem beträchtlichen Verhältniß in die Römische Masse dringen; also war nur wenig schlechtes Blut hinreichend, sie zu verderben? Soll das wohlthätige Naturgesetz uns einen Fingerzeig geben, die Neger- Amerikaner- und Asiaten-Racen zu veredeln? Wir können hier wirk-

lich nicht spotten. Unsern Lesern wünschen wir Glück, wenn es ihnen besser als uns geräth, folgende Stelle zu verstehen: S. 651. „Die Menschenliebe macht es uns zur Pflicht, von einzelnen Mitgliedern Slawischer Nationen zu vermuthen, daß sie zu den Auserwählten ihres Volkes gehören, bis man durch ein widersprechendes Betragen zu einem weniger günstigen Urtheil genöthiget wird.“

Außer den anthropologischen Aufsätzen finden wir folgende Mittheilungen und Ausarbeitungen in den vor uns liegenden Bänden des historischen Magazins mit M. bezeichnet: über den jetzigen Zustand der katholischen Kirche in Deutschland; über das neue politische Institut in Bern; Instruction für die fürstlich-Würzburgische Commission, die zur Untersuchung der Aemter ausgeschickt worden; kurze Geschichte der Turniere; über die General-Seminarien in den kaiserlichen Erblanden; über das kaiserliche Verbot der Einfuhr fremder Waaren; Beschreibung der neuesten Schulverbesserung in Neufchatel; Nachrichten von der letzten Revolution in Genf; projet d'alliance matrimoniale entre Mr. Tiersétat et Mad. Noblesse. par Mr. Necker; über das Steuerwesen im Salzburgischen; Capt. Tench's Expedition nach Botany-Bay; (aus dem Englischen übersetzt; wobey nur zu erinnern ist, daß Lookingglass nicht Seherohr, sondern Spiegel bedeutet, und daß Hr. M. mit Un-

recht die Orthographie von Malbrook, dem Französischen Gassenhauer, für ein Zeichen der Unwissenheit des Engländers hält. In England wird es immer so geschrieben, weil man den Inhalt auf Marlborough nicht beziehen mag, so wenig, wie man Büffons Affen Malbrouck, obgleich augenscheinlich dieselbe Verstümmelung desselben Nahmens bey dieser Benennung Statt findet, anders schreiben mag.) Entwurf der neuen Verfassung in Genf; und nochmals über die letzte Revolution daselbst; Anmerkungen zu des Grafen von Schmettow Preisschrift über die besten Mittel gegen Straßenraub u. s. w.; über den Religionsfond in den kaiserlichen Erblanden; den Soldaten erlaubter protestantischer Gottesdienst in Wirzburg; erste und zweyte Hauptverordnung über die Einführung einer neuen Grundsteuer in den kaiserlichen Erblanden; Bemerkungen über das neue Grundsteuerrectificationsgeschäft; (die arme Deutsche Sprache!) fernere Nachrichten darüber; endlich einige Anekdoten von Joseph dem Zweyten, denen wir um so freudiger beystimmen, da sie mit der Schonung und Unpartheylichkeit abgefaßt sind, die wir in den anthropologischen Forschungen des Verfassers vermissen.

2) Journal historique du Voyage de Mr. Lesseps, etc. depuis l'instant, où il a quitté les frégates Françoises au port

St. Pierre et St. Paul du Kamtschatka, jusqu'à son arrivée en France. Paris, 1790. 2 Voll. Nro. 6.

Herrn Lesseps hat wahrscheinlich ein sonderbarer Glücksfall von allen auf den Französischen Fregatten Astrolabe und Boussole eingeschifft gewesenen Menschen allein am Leben erhalten; denn nach einer bangen Erwartung von mehr als zwey Jahren ist alle Hoffnung fast verschwunden, den Grafen de la Perouse von seiner so gut concertirten Entdeckungsreise zurückkehren zu sehen. Die edelsten, uneigennützigsten Bemühungen der Menschen, deren Zweck das Wohl der gesammten Gattung ist, haben also vor dem rhadamantischen Stuhle des Schicksals nichts mehr und nichts weniger von Schutz und Obhut zu hoffen, als jene verwegenen Unternehmungen der Herrschsucht und der Begierde nach Reichthum, die man jetzt gelingen, und jetzt nach unerforschlichen Gesetzen scheitern sieht! Am 29sten September 1787 empfing der Verfasser aus den Händen des vorhin genannten Befehlshabers die Depeschen, die er über Land nach Frankreich bringen sollte; und am folgenden Morgen segelten die beyden Fregatten aus dem Hafen St. Peter und St. Paul in Kamtschatka. Diese Depeschen enthielten vermuthlich eine Abschrift des Journals der ganzen bis dahin zurückgelegten Reise, und dieses Journal ist auch wohl alles, was wir einst

von den Bemühungen der Französischen Entdecker zu sehen bekommen werden. Sie gingen von Kamtschatka wieder südwärts, wo der Befehlshaber des zweyten Schiffes, Herr Vicomte de Langle, in einem Handgemenge mit den Einwohnern der von Bougainville entdeckten isles des Navigateurs das Leben verlor. Hierauf liefen sie in Botanybay an der Ostküste von Neu-Holland ein, wo die Englische Transportflotte mit zur Niederlassung bestimmten Delinquenten einen Tag zuvor angekommen war — und nachdem sie diesen Hafen wieder verlassen hatten, ist weiter nichts von ihnen gehört worden. Herr Lesseps hatte auf seiner Landreise mit Kälte, Hunger und Gefahren von aller Art zu kämpfen. Vor dem Ende des folgenden Januars konnte er wegen der stürmischen Witterung Bolscheretsk nicht verlassen. Unterwegs verlor er die meisten Hunde, die seine Schlitten zogen, weil es an Lebensmitteln fehlte. Er sahe sich endlich genöthigt, seinen Freund, den Gouverneur Kasloff, am 18ten März zurückzulassen, und die Reise um die beyden Meerbusen von Penschina und Jngiga allein bis Ochotsk fortzusetzen, wo er erst den 5ten May eintreffen konnte. Auf dieser schrecklichen Schlittenfahrt kam er einmal an ein steiles Meerufer, wo von dem aufgebrochnen Eise nur noch ein zwey Fuß breiter, an einigen Stellen sogar ganz fehlender Eisrand fest am Felsen saß und auf einer Strecke von drey Vier-

telstunden der einzige Weg war, den er nehmen konnte. Zum Glück legte er ihn ohne andern Verlust, als den eines Hundes, zurück. Vom 6ten Jun. bis 17ten October vollendete der Verfasser die ungeheure Reise durch die ganze Breite unsers festen Landes, über Jakutsk, Irkutsk, Tobolsk, Kasan, Petersburg und Berlin nach Versailles. Seine Kenntniß der Russischen Sprache gab ihm Gelegenheit, manche ausführliche Details über den Zustand der östlichsten Gegenden von Sibirien einzusammeln, die man hier, nebst seinen eigenen Bemerkungen über die Kamtschadalen, Koriäken, Tschuktschen, Jakuten und Tunguſen liest. So wenig Zeit ihm auch übrig blieb, sich auf der Reise umzusehen; so scheint er sie doch sehr gut genutzt zu haben, um diese verschiedenen, jedoch mehr oder weniger verwandten, Völkerschaften nach ihren unterscheidenden Merkmalen charakterisiren zu können. Was er von ihnen erzählt, stimmt sehr gut mit den Nachrichten der Russischen Akademiker zusammen; und besonders freuet man sich, fast überall unter diesen ungebildeten Völkern auf Beyspiele von regem Gefühl, von Gutmüthigkeit und sogar durch Nachdenken veredelter Herzensgüte zu stoßen, die man sich nach den Aussprüchen neuerer Menschenforscher außer den Grenzen von Deutschland nicht mehr zu erwarten getraute. Der Ton des Verfassers ist bescheiden und zugleich von allem überflüßigen Prunk entblößt; er er-

zählt die Begebenheiten seiner Reise schnell nach einander fort, und erweckt überall Theilnahme und Aufmerksamkeit. Im ersten Bande findet man eine Karte von Kamtschatka, im zweyten eine von der ganzen Reiseroute. Das einzige Verzierungskupfer stellt die Ankunft einer Anzahl mit Hunden bespannter Schlitten in einem Kamtschatkischen Dorfe vor.

3) Herrn Wasilii Szujews u. s. w. Beschreibung seiner Reise von St. Petersburg nach Cherson in den Jahren 1781 und 1782. 4. Erster Theil. Dresden und Leipzig. 1789. Nro. 58.

4) Voyage de Mr. le Vaillant dans l'Interieur de l'Afrique, par le Cap de bonne Esperance, dans les années 1780 - 1785. Paris, 1790. 2 Voll. *) Nro. 98.

— — — — — — —

Die einförmigen Begebenheiten der Reise durch jene unermeßlichen Wüsteneyen, wo man sonst nur aufzeichnen kann, welche Thiere man unterweges angetroffen und erlegt habe, gewinnen unter den Händen des Verfassers ein Interesse, welches man in den trockenen Tagebüchern seiner Vorgänger nur zu sehr vermißt.

Ohne sich ängstlich an die Form eines Tagebuchs zu binden, liefert er in einer ununterbrochenen Erzählung den Verlauf aller während dieses Zuges ihm zugestoßenen Begeben-

*) M. vergleiche oben S. 344.

heiten, und webt seine Beobachtungen, sowohl was die Nationen, als auch, was die Naturgeschichte betrifft, so künstlich ein, daß man sich hingerissen fühlt, ihm bis ans Ende, ohne zu ermüden, zuzuhören. Sein Enthusiasmus für seine Wissenschaft giebt sogar den Beschreibungen neuer Naturalien, (die er jedoch nur sparsam einstreuet) ein eignes Feuer; und wenn man nur erst gesehen hat, wie viel Mühe und welche Künste es ihm gekostet, ehe er diesen oder jenen seltenen Vogel hat schießen können, wie er oft im Eifer, sein erlegtes Wild zu haschen, bald mit Lebensgefahr in eine für Elephanten gegrabene Grube fällt, bald in tiefen Flüssen dem Ertrinken kaum entgeht, bald sich unter den Stamm eines umgestürzten Baumes verkriecht, und einen wüthenden Elephanten über sich wegspringen läßt: so ist man hernach auch desto begieriger, die auszeichnenden Merkmahle der Geschöpfe kennen zu lernen, deren Besitz ihm um diesen Preis willkommen war. Mit Vergnügen lernt man, wie er kleine Vögel geschossen habe, ohne ihr Gefieder zu beschädigen, indem er ein Stück Talglicht auf das Pulver in seinem Flintenlauf setzte und diesen dann mit Wasser füllte; an seinen Ruheplätzen sieht man seine Ochsen umher grasen, sich verirren und wieder von seinen Hottentotten beygetrieben werden; die Freude dieser guten Kerle, als er ihnen Maultrommeln austheilte; den Scherz, wodurch er seinem Affen das Brannt-

weintrinken auf immer abgewöhnte; den Nothbehelf, aus seinen Halstüchern sich Dochte für die Nachtlampe zu bereiten; den Schmaus von Elephantenrüsseln und noch schmackhaftern Elephanten- und Flußpferdsfüßen; die Ankunft eines Expressen mitten in der Wüste, den Hrn. Boers mit Briefen aus Frankreich von der Capstadt abgefertigt hatte; selbst die Toilette, die der Verfasser macht, um einen feyerlichen Besuch bey den Gonaquas abzulegen; und endlich seinen kleinen Roman mit der naiven Narina, einer jungen Gonaqua-Hottentottin, den er vielleicht mit verschönernden Farben ausmalt: — dies alles empfindet man mit, indem man sich durch die Anmuth und Einfalt der Darstellung gleichsam auf jenen entfernten Schauplatz versetzen läßt. Man kann nicht sagen, daß sogar viel Neues in seiner Beschreibung dieser Gegenstände enthalten wäre; allein sie hat den Vorzug, daß sie alles recht anschaulich macht, und das lebhafte Gefühl des Verfassers, das Eigenthümliche seiner Denkart, die jugendlich-gutmüthige Schwärmerey, womit er gegen die Mißbräuche der Sittenverfeinerung declamirt, und sich im Lobe der ungekünstelten Natur ergießt, fesseln den Leser an sein Kunstwerk. Es kann wohl seyn, daß diese ästhetische Vollkommenheit zuweilen einen dichterischen Flor über die Gegenstände zieht: denn die Kunst, und der innere bildende Trieb, der zu ihr führt, wollen diese Verschmelzung der äußern Natur mit dem

Wesen des Künstlers; allein, wo dieses Aneignen fehlt, da werden auch die großen charakteristischen Züge selten so scharf gefaßt und ausgehoben, und man hat bey der mühsamsten Zergliederung und Aufzählung der einzelnen Theile keine lebendige Vorstellung vom Ganzen. Wer zu beurtheilen versteht, was er liest, wird jenen zarten Dichterschleyer leicht durchschauen, und das Wahre der Natur in der idealischen Schilderung zu finden wissen. Wer das nicht kann, läuft immer Gefahr, bey mechanischen Beschreibungen, es sey nun die Instructio Peregrinatoris, oder sonst eine fremde Vorschrift die Richtschnur des Beschreibers gewesen, sich ein unrichtiges, in den sprechendsten Hauptzügen verfehltes Bild zu machen. Wenn aber auch das nicht wäre, so kann es unmöglich anders, als zur bestimmten Kenntniß eines Gegenstandes gereichen, daß man ihn durch das Medium verschiedener Beobachter kennen lernt; man müßte denn noch nicht über die Ungereimtheit hinaus seyn, in allen Dingen nur für Eine Meynung die allgemeine Beystimmung zu fordern. Beyspiele, daß dieses nicht bloß von Gegenständen der vernünftigen Beurtheilung, sondern auch der sinnlichen Erfahrung, gelten könne, finden wir in le Vaillants Erzählung, verglichen mit seinen Vorgängern. Ueber Kolbens Monorchiden und seine abgeschmackte Fabel von einem natürlichen Schurz der Hottentottinnen, ist genug gespottet worden; un-

ser Verfasser behauptet aber, daß verschiedene Horden auch verschiedene Gebräuche beybehalten haben. Bey den Geissiquas und Koraquas ist, nach seiner Aussage, die Semicastration noch üblich, so wie die Gewohnheit, sich bey gewissen Veranlassungen einige Glieder von Zehen und Fingern abzuschneiden; und bey einer andern Horde fand er, zwar nicht den erdichteten Schurz, aber doch eine durch Kunst hervorgebrachte Verlängerung der äußern Schamlefzen, die er auch abgebildet hat. Gegen Sparrmann, der geneigt ist zu glauben, daß die Beschneidung bey den Gonaquas Statt finde, versichert er, es sey vielmehr ihr auszeichnender Charakter, daß sie eine ungeheuer große Vorhaut haben. Er nimmt sogar die Hottentotten einigermaßen in Schutz, wenn von ihrer Unreinlichkeit die Rede ist, und führt ihre große Geschicklichkeit im Schimmen zum Beweise an, daß sie den Körper öfters rein waschen, wenn sie gleich, durch eine verkehrte Vorstellung von Putz, sich an ihrem ganzen Leibe so mit Fett beschmieren, wie die Europäer es mit ihrem Haupthaare thun. Auch er bestätigt das Daseyn der gelben oder sogenannten Chinesischen Hottentotten, einer Horde, die sich eigentlich Houswaana nennt, und die Hottentottische schnalzende Sprache mit einigen beygemischten eignen Wörtern spricht. Das Schnalzen ist nach ihm eigentlich dreyerley. Das erste, leicht nachzumachen, ist der Ton, den auch

wir

wir hervorbringen, wenn uns etwas verdrießt oder lange Weile macht, mit der Zunge gegen den Gaumen und die Vorderzähne gedrückt, von denen sie losgezogen wird, indem man den Mund öffnet. Das zweyte ist lauter, wie wenn ein Fuhrmann seinen Pferden zuschnalzt, um sie rascher in Bewegung zu setzen; das dritte ist das lauteste und schwerste, weil es aus der Kehle kommt. Die Kaffern schnalzen nicht, und unterscheiden sich auch sonst von den Hottentotten darin, daß sie neben der Viehzucht auch Ackerbau treiben. Hr. le Vaillant liefert Abbildungen von ihnen, wie von den Gonaquas und von den näher am Cap befindlichen eigentlichen so genannten Hottentotten, welche zwar sehr merkliche Unterschiede zu erkennen geben, aber doch immer noch den Wunsch übrig lassen, einst genaue, porträtmäßige Abbildungen zu bekommen. Er zeichnet lauter ganze Figuren auf ein Oktavblatt. Die Kaffern, scheint es, sind schwärzer, größer, schöner und stärker, als die Hottentotten, und selbst die Gonaquas, denen sie am meisten ähneln; sie haben nicht die schmalen Unterkiefer und hervorstehenden Jochbeine der Hottentotten. Sie wohnen besser, aber gehen öfter ganz unbekleidet. Von den Sitten und der Lebensart dieser drey verwandten Völkerschaften handelt der Verfasser ausführlich an mehreren Stellen; er rettet die Hottentotten von dem Vorwurfe der Gefühllosigkeit gegen ihre Kinder, und leug-

net die ihnen von den Colonisten angedichtete Gewohnheit, daß sie von Zwillingen allemal nur eins aufziehen; überhaupt tadelt er mit einem Eifer, der beynahe beleidigend wird, Hrn. **Sparrmann** wegen seiner Leichtgläubigkeit. Seine zoologischen Bemerkungen verspricht er in einem besondern Werke zu liefern, welches noch nicht erschienen ist, und vielleicht nicht so bald erscheinen wird, wenn es wahr ist, daß er seiner Vorliebe für Afrika nicht länger hat widerstehen können und zum zweytenmal dahin abgegangen ist. Die zerstreuten Bemerkungen über einzelne Säugthiere und Vögel in seiner Reisegeschichte, erregen große Erwartungen. Sehr charakteristisch schildert er z. B. das verschiedene Betragen der zahmen Thiere gegen verschiedene Raubthiere. Von den Bienenweisern hat er drey verschiedene Arten kennen gelernt. Zur Naturgeschichte des Straußes bemerkt er, daß diese Vögel neben das Nest und die zum Bebrüten bestimmten Eyer noch einige andere Eyer legen, welche vermuthlich die erste Nahrung der ausgebrüteten Jungen werden; bemerkenswerth ist es auch, daß mehrere Strauße ihre Eyer zusammenlegen und sich beym Brüten ablösen. Anhangsweise anticipirt er aus seiner zweyten Excursion, auf welcher er bis an den Wendekreis (an der Westküste von Afrika) vordrang, die Beschreibung und Abbildung der Giraffe, sowohl des Männchens, als des Weibchens, wovon ersteres 16

Fuß 4 Zoll hoch war. Es ist uns aufgefallen, daß Herr le Vaillant an einer Stelle (1 B. S. 246) von Elephanten spricht, die zu Hunderten unweit seines Lagers vorbeydefilirten, da man doch am Cap von einem so zahlreichen Trupp dieser Thiere in jener Gegend (es war am Ufer des Gamtoosflusses) nichts wissen will. Vielleicht ist dies eine bloße Redensart, um einen großen Haufen anzudeuten. Einige harte Ausdrücke, die sich der Verfasser gegen den damaligen Gouverneur vom Cap, Herrn von Plettenberg, erlaubt, hätten füglich unterbleiben können, da sie wohl schwerlich auf eigne Erfahrung gegründet sind, sondern den leidenschaftlichen Schilderungen einer beleidigten Gegenparthey zugeschrieben werden müssen; — diese und einige andere kleine Flecken können den Werth dieses im Ganzen so lesenswürdigen Werkes nicht verringern.

5) Sammlung merkwürdiger Reisen in das Innere von Afrika. Gesammelt und herausgegeben von E. W. Cuhn. Zwey Theile. Leipzig, 1790. Nro. 105.

Der Zweck des Herausgebers war nicht, eine vollständige Geschichte von allem, was wir über Afrika wissen, systematisch geordnet, zu liefern, indem es ihm an Materialien zu einer solchen Darstellung fehlte; sondern er hatte die Absicht, durch Mittheilung einiger älteren und neuern Reisebeschreibungen, hauptsächlich

solcher, die das Innere von Afrika, demnächst aber auch seine Küstenländer betreffen, ein Werk zur Belehrung und Unterhaltung zu schreiben.

— — — — — —

Die Auszüge u. s. w. gegen die Urschriften gehalten, sind von allem, was sie zu Kunstwerken stempeln konnte, entledigt worden, und haben, zumal was den le Vaillant betrifft, eine Härte und Trockenheit erhalten, welche recht anschaulich den Unterschied des Deutschen Compilators vom Französischen Selbstdenker zu erkennen giebt, und uns um den größten Werth eines solchen Werkes bringt, welcher doch unstreitig darin besteht, daß der Verfasser uns durch Mittheilung seiner eigenen jedesmaligen Stimmung den Gesichtspunkt genauer bezeichnet, aus welchem er die Gegenstände betrachtete, mithin den Leser in den Stand setzt, sich alles wahrer zu versinnlichen, als wenn man ihm die dürren Resultate hinstellt, die er auf Treue und Glauben nehmen muß. Herr C. scheint hierin anders zu denken; denn er rechnet es dem Jahrhundert, seiner Philosophie, seinem Stolz (?) und seiner Ehre (?) zum Verdienste an, daß es ihm gelungen ist, Unwissenheit und Schöngeisterey zu vertreiben! Was das erste betrifft, so dürfte nicht nur noch vieles daran fehlen, daß das Jahrhundert dieses unbedingte Lob verdiente, sondern am Ende sind wir vielleicht nur in einigen Stücken klüger, in andern wieder unwissender, als unsere Vorfah-

ren; — und in Ansehung der Schöngeisterey, wenn hierunter, wie die Bearbeitung dieser Auszüge vermuthen läßt, auch die ästhetische Vollkommenheit wissenschaftlicher Werke mit verdammt werden soll, können wir nicht oft und nachdrücklich genug an das Horazische: Omne tulit punctum etc. erinnern.

6) Bemerkungen auf einer Reise durch Flandern, Deutschland, Italien und Frankreich, von A. Walker. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen von K. P. Moritz. 8. Berlin, 1791. Nro. 306.

Wir können uns nicht überzeugen, daß die Krise, wohin es mit unsrer Litteratur gekommen ist, eine strenge Bezeichnung oder Absteckung der Gränzen erlaubt, außerhalb deren keine Begnadigung vor dem Kunstrichter Statt findet. Unter den Tausenden von schlechten Büchern, die jährlich herauskommen und ohne alle vorherige Prüfung, ja wohl gar mit Begierde und Wohlgefallen, verschlungen werden, bemerken wir so viele durchaus verwerfliche, schädliche, in Absicht auf Inhalt und Behandlung unter aller Kritik stehende und nur zur Verbreitung falscher Vorstellungen führende Schriften, daß wir geneigt sind, einer großen Menge anderer, die nichts Neues enthalten und von Seiten des schriftstellerischen Verdienstes leer ausgegangen sind, wenigstens um ihrer Unschädlichkeit willen einen Laufpaß mit-

zugeben, und diejenigen, die auch nur den entferntesten Anspruch auf Unterhaltung, Belehrung oder Originalität von irgend einer Art machen können, zur Ausfüllung der langen Weile zu empfehlen. Die Zwecke des Lesens haben sich überdies so sehr vervielfältigt, daß ein Buch, welches von den bekanntesten Gegenständen handelt, und sich nicht einmal durch einen Gesichtspunkt auszeichnet, dennoch ein gewisses Interesse haben kann, in so fern es uns den Charakter des Verfassers anschaulich macht. In der That bekennen wir, bey der Durchlesung des kleinen Werkchens, womit Hr. Hofrath **Moritz** unserm Publikum hier ein Geschenk macht, genau so viel Vergnügen empfunden zu haben, als eine wohlgerathne Karrikatur in einem Possenspiel uns gewährt hätte. Herr **Walker**, der sich S. 76 für einen Sternkundiger ausgiebt, ist wirklich zuweilen mit den Dingen dieser Erde so unbekannt, als hätte er immer nur im Monde gelebt; was er also nicht etwa in den Stunden, die er der Betrachtung des Himmels raubte, in England gewahr worden ist, befremdet ihn wie eine Entdeckung **Herschels** oder **Schröters** an einem andern Planeten. Zwischen dem 21sten August und dem 8ten November 1787 hat er, nach seiner eigenen Berechnung, beynahe viertausend Englische (also achthundert Deutsche) Meilen zurückgelegt; mithin kommen über zehn Deutsche Meilen auf jeden Tag seiner Reise, und noch weit mehr,

wenn man den Aufenthalt von etlichen Tagen in Venedig und Rom in Anſchlag bringt. Man wird alſo wiſſen, welcher Nachrichten man ſich zu erfreuen hat, wenn man ſich einen Engländer denkt, der, ohne ein Wort Deutſch oder Italiäniſch zu verſtehen, zwar mit offenen Augen und geſunden Sinnen, aber doch auch mit den gröbſten Nationalvorurtheilen und ohne alle Vorkenntniß, in drittehalb Monathen mit der Poſt durch Calais, Dünkirchen, Oſtende, Brügge, Gent, Brüſſel, Löwen, Lüttich, Spaa, Aachen, Cölln, Bonn, Coblenz, Limburg, Frankfurt, Mannheim, Heidelberg, Strasburg, Inſpruck, Brixen, Trient, Verona, Vicenza, Padua und Mantua nach Venedig; von da nach Ferrara, Bologna, Rimini, Fano, Sinigaglia, Ancona, Loretto, Spoletto, Narni, Civita Caſtellana, Rom, Viterbo, Siena, Florenz, Modena, Parma, Piacenza, Mailand, Turin, Chambery, Lion, Fontainebleau, Paris, und hierauf über Chantilly, Amiens, Abbeville und Montreal wieder nach Calais zurückjagt, alles im Fluge ſieht und daher auch oft entweder triviale oder ſchiefe Bemerkungen macht. Das Eigenthümliche in der Auffaſſungsart der Eindrücke hat bey unſerm Verfaſſer, wie nicht zu läugnen iſt, etwas Unterhaltendes, zumal wo es Gegenſtände betrifft, die nur der Zufall in ſeinen Geſichtskreis führte; man ſtößt zuweilen, wie der Ueberſetzer in der Vorrede ſehr wahr bemerkt, auf naive Einfälle,

und zuweilen auf jene richtigen Empfindungen, die nie genug verbreitet werden können. Allein wo der Verfasser sich im Geringsten Zeit nimmt, die Merkwürdigkeiten eines Ortes zu beschauen, verräth er alsbald einen so unüberwindlichen Geist der Plattheit und einen so gänzlichen Mangel des guten Geschmacks, daß ihm nur das Mitleiden vor dem Unwillen des verständigen Lesers schützt. Es ist daher wirklich charakteristisch, wie der gelehrte Uebersetzer ihn anfänglich durchschlüpfen läßt, sodann hier und da in Anmerkungen berichtigt und bestraft, endlich aber, wo es gar zu arg wird, und insbesondere das Kunstgefühl und der Sinn des Schönen sich empören, die absurden Urtheile des Verfassers nicht mehr niederschreiben mag, sondern ihn in gerechtem Eifer castrirt. Die Schilderung der Tyroler Alpen gehört zu den wenigen, die dem Verfasser vorzüglich gut gerathen sind; so konnte nur ein Augenzeuge darstellen. Seine Bemerkungen über die grellen Kontraste in der modernen Musik sind ebenfalls richtig empfunden, und seine Klage über die Wirkungen des kirchlichen und weltlichen Despotismus auf den Charakter und so gar das äußere Ansehen der Italiäner, wenn sie gleich so oft wiederholt worden sind, findet man doch immer an ihrem Orte. Dagegen verdrießt es, wenn man Nachricht von merkwürdigen Gegenständen erwartet, die kleinen Angelegenheiten des Reisenden zu einer unverdienten Wich-

tigkeit erhoben zu sehen, und immer wieder von theuren oder billigen Wirthen, groben Postillionen, schlechten Betten, Wanzen- und Mükkenstichen und unschmackhafter Kost zu lesen. Noch ärgerlicher aber ist es, wenn der freye Ritter mit Selbstgefälligkeit so oft als möglich erinnert, daß er hier oder dort das Zimmer bezogen habe, wo Joseph II., oder der Herzog von Glocester oder sonst fürstliche Personen logirt haben. Nach Art der gemeinsten und unerfahrensten Klasse von Reisebeschreibern vergleicht er auch oft die Gegenstände in der Fremde mit denen, die ihm bekannter sind, die aber dem Leser eben so fremd seyn können, z. B. den Hafen von Ostende mit dem von Liverpool, das Bibliothekzimmer in Gent mit dem von Trynity-College in Cambridge, das Rathhaus zu Brüssel mit der Kirche St. Bride in London, die Stadt Gent mit Dublin, Cölln mit Bristol, den Pallast in Mannheim mit Golden-Square in London, Amiens mit Salisbury, und den Löwen im Arsenal zu Venedig mit der Höhe seines Stocks. Zuweilen ist ein wahres Bathos, mit Pope zu reden, in seinen Vergleichen sichtbar, z. B. wenn er die herrlichen Berge um Heidelberg mit Mehlklößen vergleicht. (S. 80.) Er vergißt auch wohl die Entfernungen der Oerter, und wundert sich, daß man in Schwaben Holz brennt, da er doch bey Cölln Steinkohlen gesehen hätte. Ein Wilderschweinsschinken ekelt ihn an, als eine Speise

der Wilden, (S. 62) ob er sich gleich mit Wohlgefallen aufhalten kann, die scheußlichste Verwesung an einem Hochgericht auszumahlen. (S. 32) Die Sitten des weiblichen Geschlechtes aber sind der Gegenstand, worüber er am meisten deraisonnirt. Was hier nicht Englisch ist, scheint ihm verwerflich zu seyn; und dieses Vorurtheil geht so weit, daß er den Venetianerinnen eine große Gnade zu erzeigen glaubt, indem er bemerkt, daß, obgleich ihr Halstuch nicht so dicht anschließe, als es die Englischen Damen tragen, er doch das lieber der Mode als dem Laster zuschreiben wolle. Als er endlich die Weiber wie Männer reiten sieht, wird er doch ein wenig in seinen Grundsätzen irre, und bekennt, daß die Schamhaftigkeit wohl etwas mechanisch Erlerntes seyn könne. Seine Strenge über diesen Punkt ist indessen desto löblicher, da er doch zuweilen ein Spötter wird, und S. 35. die biblischen Geschichten unter die possierlichen Gegenstände rechnet. Unsere Deutschen Weiber kommen am schlimmsten weg; denn er spricht ihnen die Keuschheit ab, weil er unterweges (in den Wirthshäusern) sehr bequeme Dirnen fand. Ueberhaupt scheint er sich wenig darum zu bekümmern, wie er eine individuelle Beobachtung in einen allgemeinen Charakterzug verwandelt; es heißt daher von den gemeinen Weibern in Strasburg ohne Unterschied, daß sie ohne Schuhe und Strümpfe gingen (S. 84); und von den Damen von Stande

daselbst, daß sie (durchgehend) die gewirkte Nürnbergische Kappe trügen. Diese Unrichtigkeiten hätten wir gern in der Uebersetzung verbessert gesehen; so hätte man es auch berichtigen sollen, daß die Frankfurter Messe nicht sechzehn Wochen dauert (S. 64), daß die Mannheimer Brücke nicht auf siebzig Bogen liegt, (S. 72), u. s. f. Für Vervea S. 40. hätte man Verviers, für Skolkin S. 73. Schalken, für Wißlack S. 82. Wislock setzen können. Aus der Uebersetzung selbst, die im Ganzen getreu ist, hätten wir einige Anglicismen weggewünscht, wie z. B. S. 103. Precipicen (Abgründe), und ebendas. Discourse über die Vision (Abhandlungen über das Sehen). S. 149. Die Frauenzimmer in Venedig scheinen fade (vermuthlich im Englischen faded, welk). S. 210. die Engel hatten sich in einem Körper (in a body, in einer Schaar oder einem Haufen) herniedergelassen. S. 252 Pinienapfel (Ananas) S. 272. Das Ohr wird geharkt (harrowed up) zerrissen, verwundet, beleidigt.

7) A short journey in the West-Indies, in which are interspersed curious anecdotes and characters. 8. II. Voll. London, 1790. Nro. 306.

Wenn man sich über den empfindsamen Ton, oder vielmehr über die unvermeidliche Schalheit, die eine Nachahmung bloß der empfindsamen Reisen des Yoriks diesem Werkchen giebt, hinaussetzen kann, so findet man darin immer

noch etwas, das die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt, und auch etwas, das sie belohnt. Es ist wahr, daß der schwülstige, poetische Styl die reellen Begriffe gleichsam verschwemmt, und Kleinigkeiten eine unverdiente Wichtigkeit verleihet; allein da der Verfasser ein entferntes, uns wenig bekanntes Land schildert, so hat seine Art, einzelne Gegenstände auszumalen, immer das große Verdienst der Anschaulichkeit. Die Sklaverey ist der Hauptgegenstand seiner Beobachtung, den er so hassenswürdig schildert, als er wirklich ist. Doch zeigt er auch zugleich, wie sehr es von den Eigenthümern abhängt, den Zustand ihrer Neger glücklich zu machen. Gelegentlich kommen Darstellungen von den Sitten und der Lebensweise der dortigen Pflanzer vor; auch malt der Verfasser das Klima, die Aussichten, die eigenthümlichen Produkte des Landes mit einer ihm eigenen Gabe. Seine Gedichte hätten wir ihm indeß gern geschenkt.

8) The capacity of negroes for religious and moral improvement considered, etc, to which are subjoined short and practical discourses to negroes etc. By Richard Nisbet, of the island of Nevis. 8. London, 1789. Nro. 312.

Theils Rechthaberey, theils kleinlicher Eigennutz haben die wichtige Frage von der sittlichen Empfänglichkeit der Neger zu einer der verworrensten im Felde der moralischen Politik ge-

macht; unter uns scheint sie sogar durch die unpartheyischen Bemühungen der Physiologen und Zergliederer nur noch unauflösbarer geworden zu seyn. Die sorgfältige Vergleichung des Negerkörpers mit dem Körper des Europäers hatte gelehrt, daß bey jenem der ganze Bau größere thierische Vollkommenheit zu verrathen scheine. So unanmaßend und behutsam dieser Satz hingestellt war, so ungeschickt ward er aufgefaßt und zum Beweise gebraucht, nicht etwa nur, daß ein geringeres Maaß von Geistesfähigkeiten dem Neger zu Theil geworden sey, sondern daß auch diese von Natur schon eine schiefe Richtung nähmen, und in einem Mißverhältnisse gegen einander ständen, wobey das Phänomen der Sittlichkeit nicht möglich werde. Dies — wenn es anders keine vergebliche Mühe ist, gewissen rohen Aeußerungen einen bestimmten Begriff unterzulegen — dies scheint die Grundlage der Behauptung zu seyn, daß der Neger zur Knechtschaft geboren werde und der Freyheit weder fähig noch würdig sey. Denen wenigstens, die sich Philosophen nannten, indem sie den Sklavenhandel vertheidigten, hätte es geziemt, den Negern zuvörderst das Kriterion der Menschheit, die Perfectibilität, geradesweges abzusprechen. Zweyerley folgt allerdings aus der bemerkten physischen Eigenthümlichkeit des Negers: das erste, daß bey Menschen, deren intellectuelle Fähigkeiten verhältnißmäßig unentwickelt bleiben, die höch-

ste Vollkommenheit der sinnlichen Organe natürlich erwartet werden kann, weil die Ausbildung Einer Anlage in uns immer auf Kosten einer andern geschieht, und die höchste Verfeinerung des sittlichen und vernünftigen Organs ohne Kränklichkeit und Schwächung des übrigen Körpers nicht einmal gedacht werden kann. Sodann das zweyte, daß die besondere Struktur des Negerkörpers seine Empfindungen und Gedanken mit einer charakteristischen Eigenthümlichkeit oder Nationalität stempeln müsse. Dabey blieb indessen die Fähigkeit des Negers zur nationalen sowohl als moralischen Vervollkommnung unvermindert: theils, weil jene sich vom Denken nicht gut trennen läßt; theils, weil es zwar ein Princip der Sittlichkeit, nicht aber auch der Unsittlichkeit geben kann, und jenes ebenfalls mit der Natur des vernünftigen Wesens als unzertrennlich verbunden gedacht werden muß. Was Verrücktheit hier ändert, kommt nicht in Anschlag; denn so weit ist man noch nicht gegangen, alle Menschen, die nicht von Europäischem Stamm sind, für Verrückte zu erklären. Was solchergestalt schon a priori als ausgemacht gelten muß, hat unser Verfasser hier mit statthaften Beweisen a posteriori belegt und dadurch seinen Landsleuten, die trotz ihrer angeblichen Ueberlegenheit des Geistes über den Negersklaven, doch im Ganzen für metaphysische Beweise nicht empfänglich sind, einen wesentlichen Dienst geleistet. In der

Vorausſetzung, daß die Neger ſo gut wie andre Menſchen die Fähigkeit beſitzen, ſich nach Grundſätzen der Moral und Religion zu beſtimmen, fing er im J. 1786 an auf ſeiner Plantage den Sklaven einen Unterricht zu ertheilen, der ihrem bisher vernachläſſigten Faſſungsvermögen angemeſſen war und im Tone der ſanfteſten, herzlichſten Ueberredung die Grundſätze der allgemeinen praktiſchen Moral und Gottesverehrung deutlich auseinanderſetzte. Es iſt hier ein Jahrgang von achtzehn kurzen Aufſätzen oder Reden abgedruckt, wobey der Verfaſſer erinnert, daß er ſeitdem auf dieſem Grunde fortgebauet und ſeinen Negern allmählich auch Begriffe vom Chriſtenthum mitgetheilt habe, deren jene Vorbereitung ſie empfänglich gemacht hatte. Er geht vom Daſeyn Gottes und vom Glauben an ihn aus, welches auch um ſo natürlicher war, da dieſe Vorſtellung und die vom zukünftigen Leben den Africanern in ihrem urſprünglichen Vaterlande nicht fremd geblieben ſind. Auf dieſe Materie, womit er ſich in zwey Reden beſchäftigt, folgt unmittelbar eine Erläuterung und Einſchärfung der großen moraliſchen Maxime: Andern zu thun, wie wir wünſchen, daß man uns thun möge. Die übrigen Reden ſind folgenden Inhalts: 4. Vom zukünftigen Leben und verſchiedenen Obliegenheiten. 5. Eine katechetiſche Prüfung, nebſt einer kurzen (ſehr zweckmäßigen, einfachen) Gebetformel. 6. Ueber die Beſtrafung

eines Sklaven, der sich vergangen hatte. (Herr N. ließ ihm die Strafe von seinen Mitsklaven zuerkennen, und bemerkt, daß dieser Mensch sich von der Zeit an sehr gebessert habe. Er hatte zuvor schon einen Herrn gehabt, der ihm zum Beten eine Formel gegeben hatte; allein er bekannte, daß dieses mechanisch erlernte Beten, ohne zu wissen, warum, ihm nichts geholfen hätte; jetzt erst sähe er ein, warum er Gott anrufen und gut seyn müsse.) 7. Von der Schuldigkeit, fleißig und gefällig zu seyn. 8. Wiederholung, imgleichen gegen das Fluchen und Lügen. 9. Von der Glückseligkeit, die aus der Erfüllung der Pflichten entspringt. 10. Ueber Barmherzigkeit und Güte. 11. Ueber Ehrlichkeit. 12. Gegen Bosheit, Haß und Verläumdung. 13. Gegen Trunkenheit und Ausschweifungen. 14. Gegen Heucheley und Anmaßung; wie auch vom guten Gewissen. 15. Gegen Erbitterungen (heartburnings) und unehrerbietiges Betragen. 16. Wiederholung und Ermahnung. 17. Vom Gebet. 18. Ermahnung über die verflossene Zeit, bey Gelegenheit der Wiederkehr des Weyhnachtsfestes. Die Kürze dieser Aufsätze (keiner kann zum Ablesen längere Zeit, als zehn Minuten erfordern), ihre Deutlichkeit, ihre ans Herz dringende Einfalt sichern ihnen die Aufmerksamkeit der Zuhörer, deren ungeübtem Verstande die öftern Wiederholungen zu Statten kommen. Um sich ihnen noch mehr zu nähern, bedient sich der Verfas-

ser

ser zuweilen (jedoch äußerst sparsam) sogar ihrer Redensarten. In dem vorangeschickten Versuch über die Fähigkeiten der Neger geht der Verfasser die verschiedenen Laster durch, die man ihnen hauptsächlich Schuld giebt, und zeigt, daß das Entlaufen, das Stehlen und Plündern die natürlichen Folgen der Mißhandlung sind; daß die ihnen angeschuldigte Undankbarkeit — nicht zu gedenken, wie wenig Menschen überhaupt die entgegengesetzte Tugend ausüben — eine unbillige Forderung von Seiten der Eigenthümer voraussetzt, für die zufälligen Begnadigungen, die ihre Laune oder ihre für Güte ausgegebene Schwäche dem Sklaven zufließen läßt; wobey zugleich das untrügliche Gefühl, womit der Neger diese Eigenschaften an seinem Herrn unterscheidet, einen neuen Beweis von seiner sittlichen Empfänglichkeit abgiebt. Um es aber bey diesen Recriminationen nicht bewenden zu lassen, erzählt der Verfasser die rührendsten Beyspiele von ächter, zum Theil heroischer Dankbarkeit der Negersklaven, von einer Anhänglichkeit und Liebe für ihren Herrn, die allen Begriff von Pflicht übersteigen, und nur aus innerem Seelenadel fließen konnten. Schwerlich wird bey dieser Lectüre das Auge eines gefühlvollen Lesers trocken bleiben. Auf den Bahama- und Bermudas-Inseln werden die Sklaven gütig und väterlich behandelt, und dort ist ihre Treue so groß, daß man sie als Matrosen Jahre lang reisen läßt, ohne ihr Entlaufen zu

besorgen; vielmehr bringen sie am Ende ihrer Reise jedesmal ihren geernteten Lohn in die Hände ihres Herrn, als seinen Gewinn, zurück. Dort aber sind die Eigenthümer zugleich Wohlthäter, Gesetzgeber und Lehrer ihrer Sklaven, wie Herr N. wünscht, daß sie es überall seyn möchten. Auf eine patriarchalische Behandlung dieser armen Mitmenschen dringt er desto nachdrücklicher, da seine Art zu argumentiren etwas überaus Bescheidenes und Billiges hat. Der Eigennutz des Pflanzers, d. i. die Sorgfalt, womit er sein Eigenthum erhält und vermehrt, sey viel zu kurzsichtig, um diesen Zweck nicht zu verfehlen; der jetzige verwahrloſete Zustand der Zuckerinseln sey vielmehr in dem Vorurtheile zu suchen, daß der Neger zur moralischen Bildung unfähig, und daß diese dem Pflanzer oder Eigenthümer sogar nachtheilig seyn könne. Milde Behandlung sey schon ziemlich allgemein geworden, allein sie wäre nicht hinreichend, dem Uebel zu steuern. Zuletzt fordert er das Mutterland auf, nicht von den Pflanzern alles zu fordern, ohne zugleich auch etwas für sie zu thun; die freye Einfuhr von Türkischem Korn (Maiz) und Erbsen, sollte man den Nordamerikanern in ihren eigenen Schiffen erlauben, oder wenigstens in England die Zölle auf den Rum herabsetzen. Der Wohlstand der Westindischen Inseln sey nicht so groß, als der Luxus einzelner reichgewordener Pflanzer es vermuthen lasse. Daß der Verfasser die

romanhafte Idee einer plötzlichen, unbedingten Abschaffung der Leibeigenschaft nicht billigen könne, versteht sich von selbst; daß er aber im Ganzen diesen Zustand, worin die Europäer ihre Mitmenschen halten, mißbillige, bezeugt er durchgehends und insbesondere auch mit der so christlich empfundenen Behauptung, daß, einem so verderbten Menschenstamme wie dem unsrigen zu gefallen, unmöglich eine Abweichung von den allgemeinen Gesetzen Statt finden könne, welche der Schöpfer überall befolgt habe; unmöglich könne er eine andere Race, zwar mit vernünftigen Anlagen, aber zur Erlangung der Tugend unfähig, bloß unsern Leidenschaften zu fröhnen, geschaffen haben.

In der Vossischen Buchhandlung zu Berlin sind auch nachstehende Schriften und Uebersetzungen von Georg Forster zu haben.

Anburey, T. Reisen im Innern von Nordamerika, welche eine Schilderung der Sitten und der Eigenthümlichkeiten des Landes Kanada, Neu-England und Virginien, ingleichen die Geschichte des Feldzuges, der Uebergabe und der ferneren Schicksale der Armee unter dem General Bourgoyne enthalten. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Georg Forster. Mit Kupfern. gr. 8. Berlin 1792. 1 thl. 8 gr.

Blighs, W. Reise in das Südmeer, welche mit dem Schiffe Bounty unternommen worden ist, um Brotbäume nach den Westindischen Inseln zu verpflanzen. Aus dem Englischen; nebst Jean François de Surville Reise in das Südmeer, jetzt zum erstenmal aus den vier vollständigen Tagebüchern der Herren de Surville, Labé, Pottier de l'Horme und Monneron übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Georg Forster. Mit Kupfern und einer Karte. gr. 8. Berlin 1793. 1 thl. 4 gr.

Forsters, *Georg*, Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, Mai und Junius 1790. 1r, 2r, 3r und letzter Theil. 8. Berlin 1791 — 1794. 4 thl. 12 gr. Jeder Band einzeln 1 thl. 12 gr.

Dasselbe auf Velinpapier 7 thl. Jeder Band einzeln 2 thl. 8 gr.

Forsters, *Georg*, Erinnerungen aus dem Jahr 1790, in historischen Gemälden und Bildnissen von D. Chodowiecky, D. Berger, Cl. Kohl, J. F. Bolt und K. S. Ringck. 8. Berlin 1793. 16 gr.

Die Kupfer und Bildnisse dazu 1 thl. 20 gr.

Geschichte, neuere, der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordostküste von Amerika und in dem nördlichsten Amerika selbst von Meares, Dixon, Portlock, Coxe, Long u. a. m. unternommen worden sind. Mit vielen Karten und Kupfern. Aus dem Englischen mit Zuziehung aller anderweitigen Hülfsquellen, ausgearbeitet von Georg Forster. 3 Bände. gr. 4. Berlin 1791. 11 thl. 16 gr.

Dasselbe auf starkem holl. Papier 16 thl.

— in groß Oktav, 3 Bände. Mit vielen Kupfern und Karten. gr. 8. Berlin 1791. Auf ordinärem Schreibpapier 6 thl. 8 gr. Auf starkem holländischen Papier 8 thl.

Long, J. Reisen eines Amerikanischen Dolmetschers und Pelzhändlers, welche eine Beschreibung der Sitten und Gebräuche der Nordamerikanischen Eingebornen, und einige Nachrichten von den Posten am St. Lorenz-Flusse, dem See Ontario u. s. w. enthalten. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst einer vorläufigen Schilderung des Nordens von Amerika, von Georg Forster. Mit einer neuen Karte und einem Kupfer. gr. 8. Berlin 1792. 1 thl.

Robertsons, D. Wilhelm, (Verfassers der Geschichte von Amerika, der Geschichte Kaiser Karl's V. u. a. m.) historische Untersuchung über die Kenntnisse der Alten von Indien und die Fortschritte des Handels mit diesem Lande vor der Entdeckung des Weges dahin um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Nebst einem Anhange, welcher Bemerkungen über die gesellschaftlichen Verhältnisse,

die Gesetze und gerichtlichen Verfahrungsarten, die Künste, Wissenschaften und gottesdienstlichen Einrichtungen der Indier enthält. Mit zwei Karten. Aus dem Englischen, mit einer Vorrede von Georg Forster. gr. 8. Berlin 1792. 1 thl. 6 gr.

Dasselbe auf Schreibpapier 1 thl. 12 gr.

Rochons, des Abbé, Reise nach Madagaskar und Ostindien. Nebst Thomas Bowyear's und Robert Kirsop's Nachrichten von Cochinchina. Aus dem Franz. und Engl. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Georg Forster. Mit einer neu gezeichneten Karte von Madagaskar und dem Kanal von Mozambique. gr. 8. Berlin 1792. 1 thl.